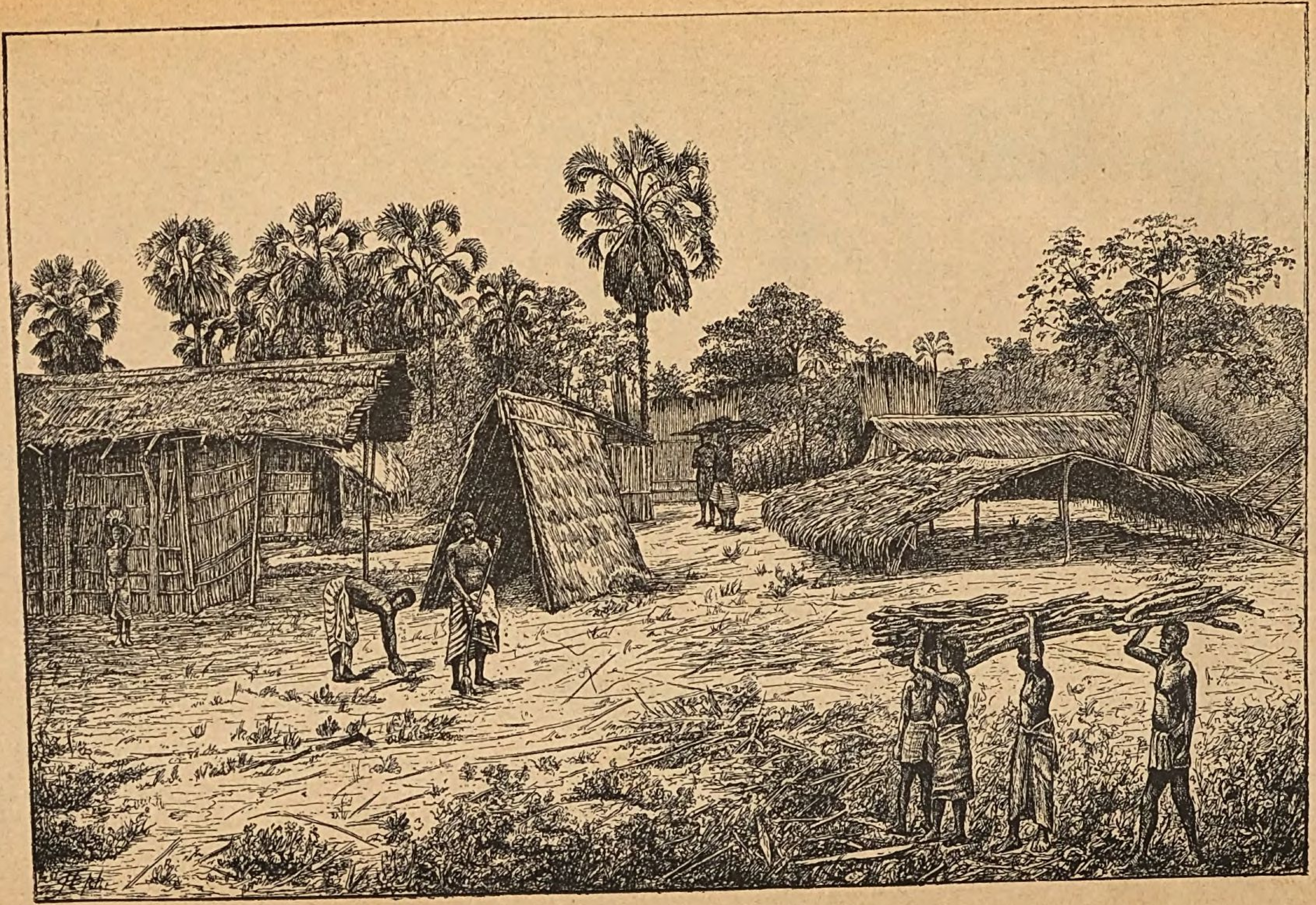


Aufbau eines Dorfes an der Loango-Küste.

Afrikas Westküste.

Vom Ogowe bis zum Damara-Land

von

Dr. J. Falkenstein.

I. Abteilung.

Mit 17 Vollbildern und 64 in den Text gedruckten Abbildungen.

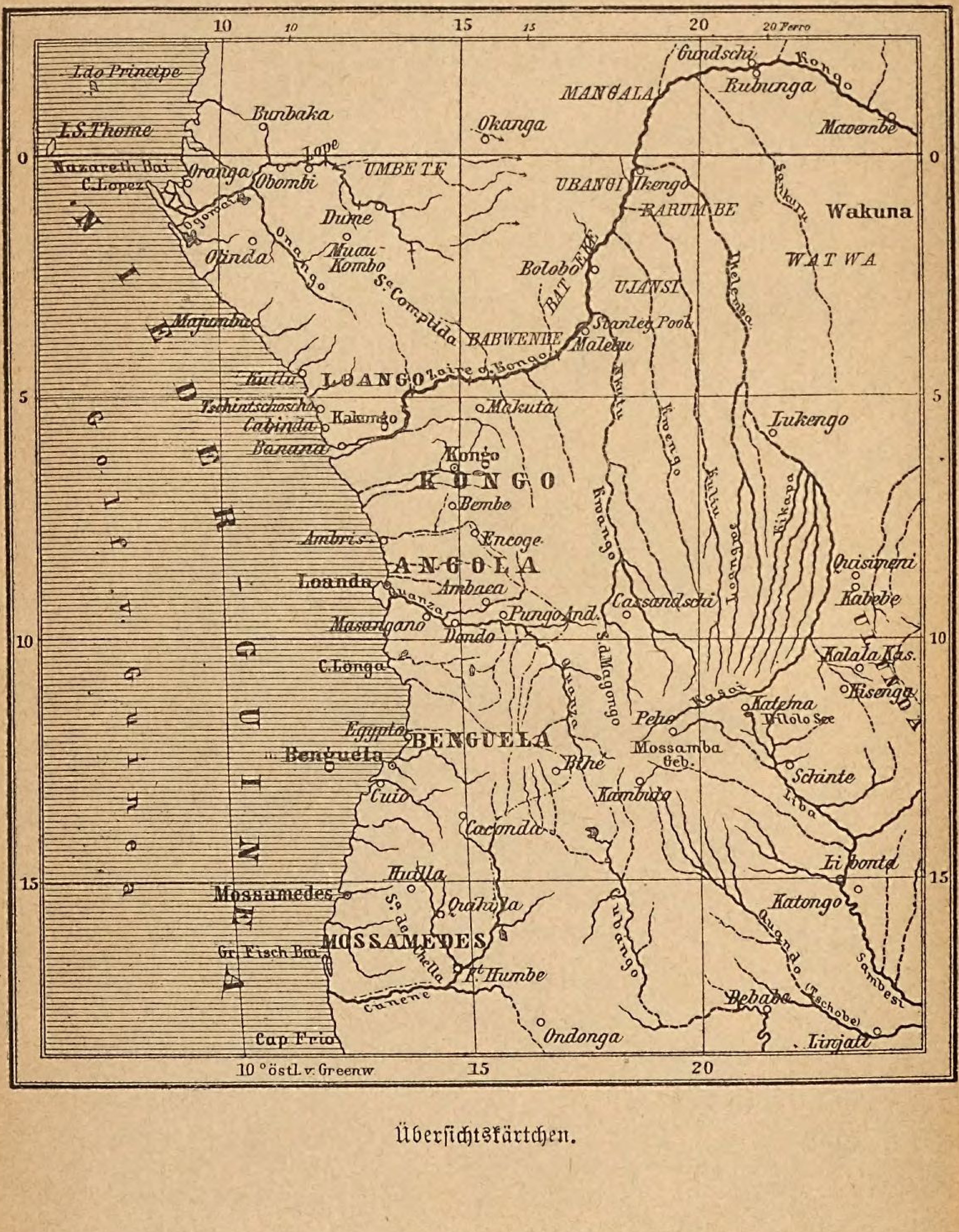
Leipzig: G. Freytag. 1885. Prag: F. Tempsky.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Kapitel III.

Kapitel IV.



Übersichtskärtchen.

Fig. 1.



Boma am Kongo.

Kapitel I.

Geschichte der Entdeckungen.

Wenn wir bei der Betrachtung der westafrikanischen Küste nach Gründen suchen, die den ungeheuren Zeitraum, welcher während der Erforschung dieses Weltteils bereits verflossen ist zu erklären vermöchten, so finden wir sie teils in der eigentümlichen Formation der Küste selbst, teils in ihrem schwer zugänglichen Flußsystem, auf welches in seinem unteren Laufe der gebräuchliche Begriff von Verkehrsadern gewiß nicht angewendet werden kann, teils endlich in den klimatischen und politischen Verhältnissen, sowohl Afrikas wie Europas.

Zu diesen Gründen tritt für den südwestlichen Abschnitt noch die größere Entfernung, welche für die frühesten seefahrenden Nationen von schwer wiegender Bedeutung war.

Trotzdem erfahren wir, daß schon um das Jahr 600 v. Chr. der ägyptische König Necho, Nachfolger Psammetichs, durch seine

phönizischen Schiffer, die auf seinen Befehl vom roten Meere aus nicht nur das Kap der guten Hoffnung umfuhren, sondern sogar durch die Straße von Gibraltar wieder nach Ägypten kamen, auch von diesem ganzen Küstensaum Kenntnis erhalten haben muß. Inwieweit die Phönizier und Karthager die Ergebnisse dieser ebenso großartigen wie glücklichen Expedition für ihren weitgehenden Handel benutzten, wird zwar schwerlich jemals aufgeklärt werden, doch scheint wenigstens so viel festzustehen, daß Hanno im Jahre 550 v. Chr. mit einer Flotte von 60 Fahrzeugen auf seiner Kolonisationsreise nicht weiter, als bis zur Insel Fernando Po kam.

Dagegen ist später unfreiwillig eine Umschiffung Afrikas gemacht worden, wie das Wrack eines Schiffes beweist, welches unter Ptolemäus IX. (ca. 115 v. Chr.) an der Ostküste gefunden und als aus Cadix stammend erkannt wurde. Welche Aufregung diese Kunde unter den Seefahrern hervorrief, zeigt der Grieche Eudoxus, welcher den Ptolemäern diente und trotz aller mißglückten Versuche immer wieder erneute Anstrengungen machte, um den umgekehrten Weg zu finden. Was er aber endlich gesehen und entdeckt haben mag, war ihm nicht zu erzählen vergönnt, da er auf seiner letzten Reise verschollen ist.

Diese ersten Keime einer Kenntnis der Südwestküste Afrikas blieben viele Jahrhunderte lang unentwickelt, da der rechte Boden für das Gedeihen derselben fehlte. Zunächst ließ sie der zerstörende Einfluß Roms und der glaubenswütige Geist der Christen, welche diesen zu Höherem und Heilvollerem, als zu solchen Studien, verwenden zu müssen glaubten, nicht aufkommen. Dann hielten die Völkerwanderungen und später die Kreuzzüge Europa ab, dieses brach liegende Feld zu bearbeiten, und auch die Araber thaten dafür nichts, obwohl sie jenseits des Äquators und an der Ostküste ungeheure Landstrecken für sich eroberten und ausbeuteten.

So kommen wir schnell zum 15. Jahrhundert, dem Zeitalter der Entdeckungen, in dem sich die Portugiesen ein unver-

gängliches Blatt in der Geschichte Westafrikas geschrieben haben. Niemand wird es gewiß einem Sohne dieser Nation verdenken, wenn er noch jetzt mit Stolz von jener einstigen Größe berichtet, doch zehren sie alle, so viel ihrer an der Küste leben, etwas zu reichlich vom alten Ruhm; niemand wird aber auch umhin können, zu bedauern, daß jene Größe so vergänglich war, und daß sie aus den Spuren des jetzigen Verfalls allein nicht einmal geahnt werden kann.

Jener Zeit der portugiesischen Größe ist an Eifer, Kühnheit und Opfermut kaum die unsere an die Seite zu stellen, in welcher doch alle Nationen von demselben Wunsche getrieben werden, die letzten Rätsel des so lange in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Erdteils zu lösen.

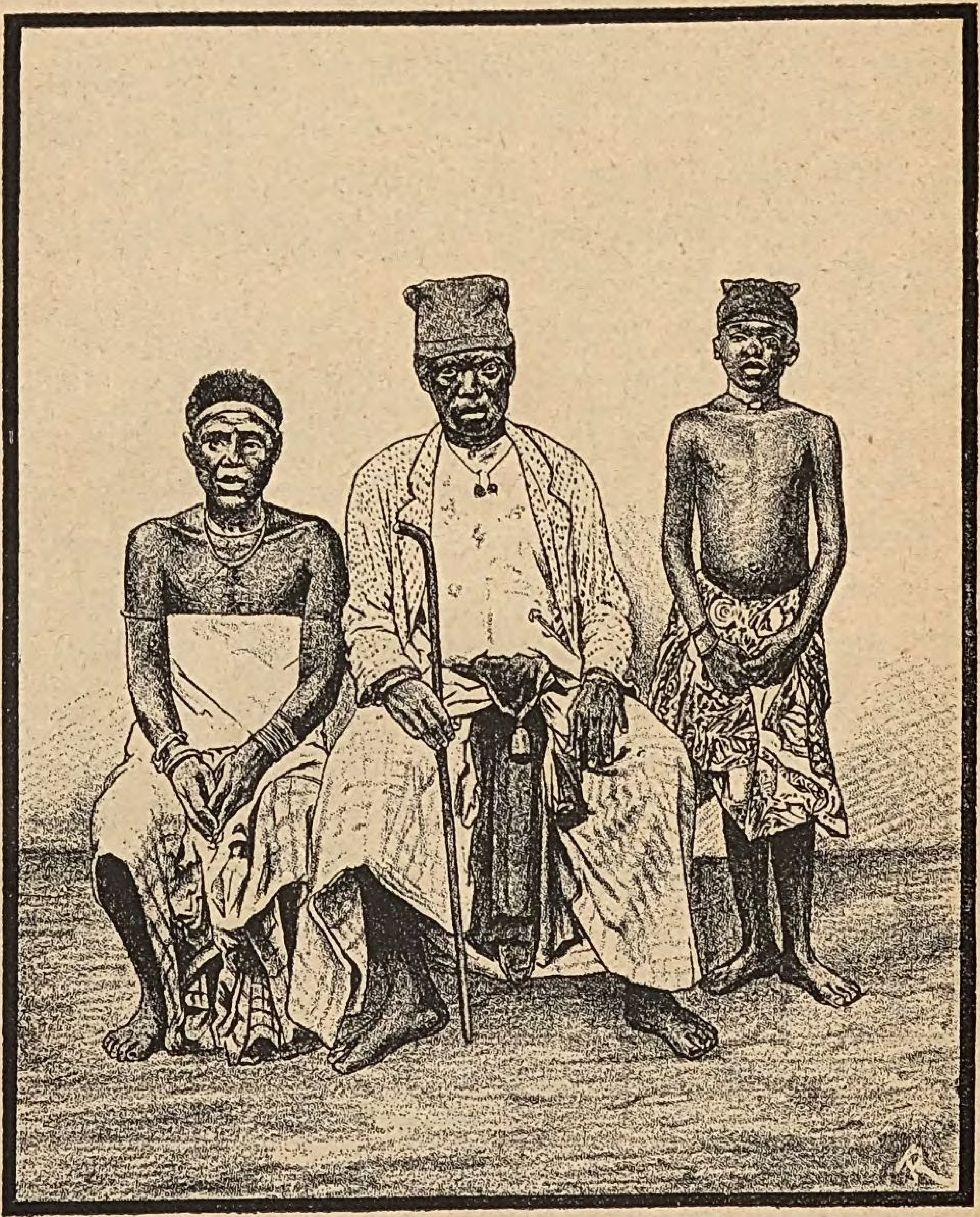
Die damals alle jene Großthaten hervorzaubernde Macht war auch für die Südwestküste Prinz Heinrich (gest. 1460), der von seinem Schloß Sagres am Vorgebirge St. Vincent seine Blicke über das weite Meer nach Süden schweifen ließ und seinen Sendboten alle Wünsche einer für die Forschung begeisterten Seele mit auf den Weg gab. Allerdings dachte er dabei vielleicht zumeist an die Schätze Indiens, das er nicht in dem jetzt so benannten Lande, sondern wahrscheinlich in Abessinien suchte. Er selbst erlebte leider die Entdeckungen südlich vom Äquator nicht, da es erst 1471 gelang, bis zum Ogowe und Kap St. Catharina vorzudringen, und man noch 13 weitere Jahre brauchte, diese Grenze zu überschreiten.

Der Seefahrer, welcher zuerst das Königreich Kongo an dem Riesenstrome gleichen Namens sah, war Diogo Cam oder Cão, und in seiner Begleitung befand sich der erste Deutsche, dem wir hier begegnen, der Nürnberger Martin Behaim, welcher es sich gewiß damals nicht träumen ließ, daß Deutschland im 19. Jahrhundert gerade dieses Gebiet zu seinem eigentlichen Arbeitsfelde machen und auf der Südwestküste viele große Erfolge zu verzeichnen haben würde. — Diogo Cam fuhr über die Kongo-Mündung hinaus, noch 200 Meilen weiter nach Süden,

und richtete, wie König Johann II. befohlen hatte, an den Stellen, wo er anlegte, Steinpfeiler auf, welche durch Inschrift bekundeten, in welchem Jahr, unter wessen Regierung und von wem dies geschehen sei.

Da der Nachwelt ein ausführlicher Bericht über diese wichtige Reise verblieben ist, so verdient er im Auszuge hier mitge-

Fig. 2.



Vornehme Negerfamilie.

teilt zu werden. Es heißt darin: „Nachdem Cam das Kap Lopez hinter sich gelassen hatte, gelangte er an einen Fluß, der

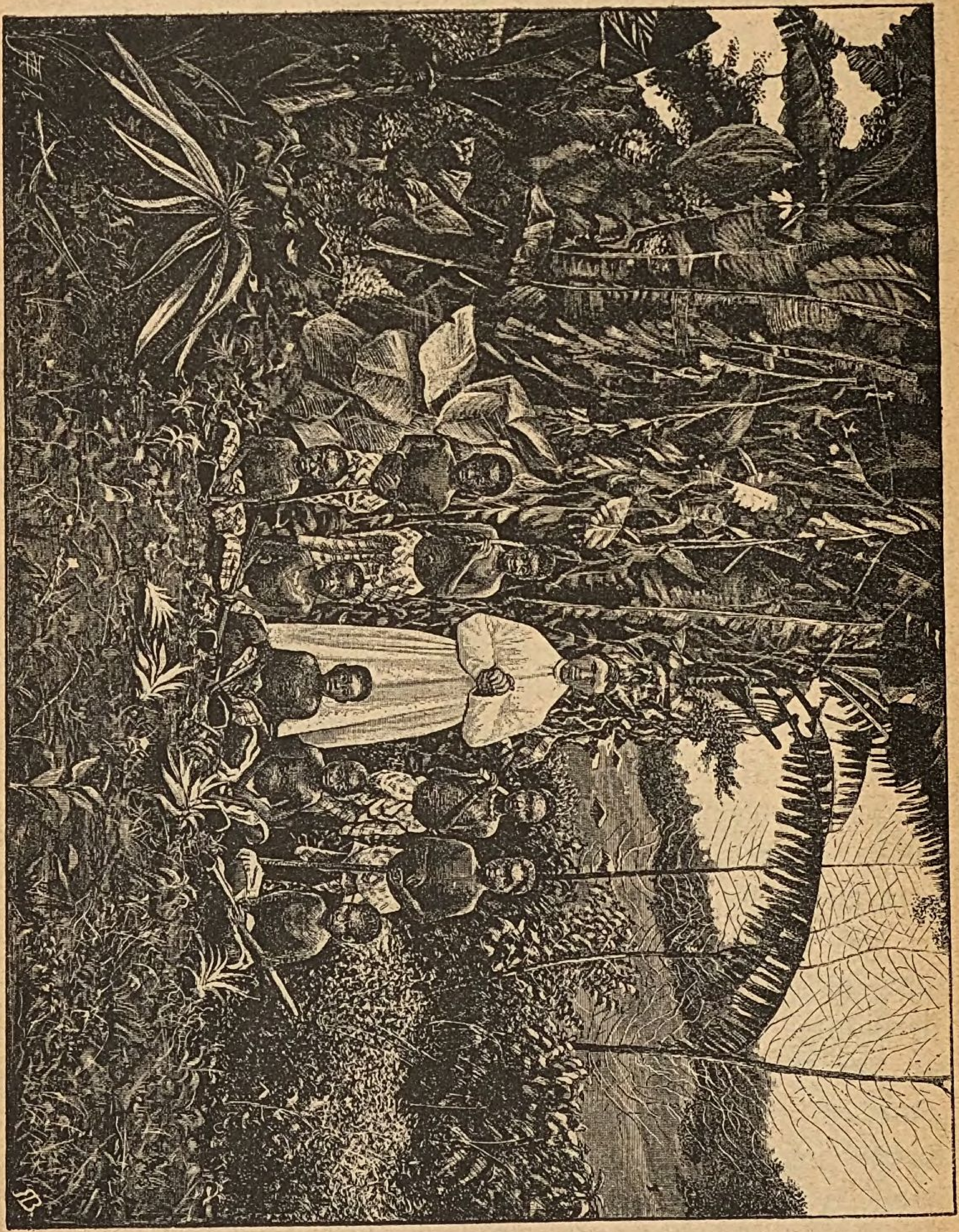
bei den Eingeborenen Zaira heißt. Derselbe ist durch seine Wassermasse bemerklich und fällt zur Zeit, wo in jenen Landen Winter ist, mit solcher Macht in das Meer, daß man noch 20 Meilen von der Küste seine süßen Wasser findet. Als er auf demselben eine kleine Strecke aufwärts fuhr, sah er schwarze Leute, wie überall an der Küste, und erfuhr durch Zeichen von ihnen, daß sie einen mächtigen König Mani-Kongo (Mani = Herr) hätten, der einige Tagereisen weiter im Innern wohne. Er sandte nun mehrere Leute mit Geschenken dorthin, fürchtete aber bald wegen ihres langen Ausbleibens unvorsichtig gewesen zu sein, griff einige Neger als Geißeln auf und beschloß, zunächst nach Portugal zu segeln, den Negern aber deutlich zu machen, daß er zurückkehren würde und die vier Männer, die er an ihren König gesandt, bis dahin zurücklasse.

König Johann freute sich sehr, Leute von so gewecktem Geiste zu sehen, gab Diogo Cam viele Geschenke für den König am Kongo mit und befahl ihm, schleunigst zurückzukehren, das neu entdeckte Land aber womöglich zum Christentum zu bekehren. Als Cam dorthin zurückgekommen war, herrschte eine große Freude bei den Einwohnern darüber, daß die Geißeln lebend und gut gehalten waren, noch mehr aber bei den verlassen gewesenen Portugiesen, die gleichfalls wohl gepflegt schienen.

Bei der Zusammenkunft mit dem Könige wußte dieser gar nicht, welche Ehre er dem Diogo erzeigen sollte, und war so eifersüchtig, daß er ihn niemand anders anvertraute. Auch für den Glauben, welchen man ihn anzunehmen bestürmte, zeigte er sich so eingenommen, daß er bat, ihm Priester zu schicken, um ihn und sein ganzes Reich zu taufen. Außerdem sandte er einige Jünglinge mit nach Portugal, um sie dort unterrichten zu lassen, sowie Elfenbein und Palmzeug."

Von wie großem Erfolge das Bekehrungswerk damals begleitet war, erhellt daraus, daß ein einziger Priester an einem Tage 5000 Schwarze getauft haben soll und daß man Ende des 17. Jahrhunderts in Kongo noch gegen 100 christliche Kirchen

Fig. 3.



Missionär in Landana.

zählte. Doch möchte sich mancher einen falschen Begriff von der Art jenes Christentums und dem Aussehen solcher Kirchen machen, wenn er sich diese nach europäischem Muster vorstellt.

Ich selbst hatte im Juli 1874 Gelegenheit, auf dem linken

Kongo-Ufer im Innern eine Ruine zu sehen und nach langem Protest der Bevölkerung photographisch aufzunehmen. Es war ein heißer Tag, als ich damals die ganze großartige Kongomündung von Banana zum gegenüberliegenden Ufer in einem kleinen Dampfer durchmaß, dann einen kleinen Wasserlauf, Maconde oder Raphael Creek genannt, im Kanoe aufwärts fuhr und endlich das Dorf Quichichy erreichte. Hier hatte ich mit einem sogenannten König, Antonio mit Namen, zu thun, der sich ziemlich lange vorbereitete, doch aber schließlich Audienz gab. Er saß auf einem Holzschemel mit 2 kleinen gebogenen Lehnen an den Seiten, über ihm war ein etwas fleckiger schadhafter Sonnenschirm befestigt, in der Hand hielt er ein hölzernes schwarzes Kruzifix mit Messingverzierungen an den Enden, und auf dem Kopfe sah man einen Strohhut, unter dem eine rote Mütze hervorsah. Zu seiner Rechten knieten oder hockten eine Anzahl Neger, und vor ihm stand eine mit weißem Zeuge bedeckte flache Kiste, auf der ich Platz zu nehmen hatte.

Interessant war mir nach der üblichen Darreichung eines Geschenks von Zeug und Rum die feierliche Miene, mit der er ein Dokument vorzeigte, das sich als ein zwischen der Königin von England und ihm durch den Kommandanten des Kriegsschiffes Rattle Snake im Jahre 1865 abgeschlossener Vertrag erwies, nach welchem von diesem Zeitpunkt ab der Sklavenhandel in seinem Gebiet aufzuhören hatte.

Er gab mir Leute zum Transport meiner Person und des Apparats, doch stand die Sonne bereits sehr tief, als wir im schärfsten Tempo in Santa Cruz ankamen.

Die Ruinen der alten Kirche bestanden aus einigen Wänden aus Lehmfachwerk, welche früher eine geräumige Hütte von 1¾ Meter Höhe dargestellt haben mochten. In der Mitte war eine junge Ölpalme emporgewachsen. Die Heiligtümer befanden sich aber in einer neu eingerichteten Hütte daneben, und an einem Galgen hing noch die Glocke mit der Jahreszahl 1700.

In der jetzigen Kirche stand auf einer altarähnlichen Er-

höhung rechts die Jungfrau Maria in natürlicher Größe und links der Heilige Antonio. Zwischen beiden befand sich ein Weihrauchkessel, ein Kruzifix und eine kleinere Jungfrau mit dem Kinde. Vor dem Altar breitete man Matten aus und legte Folianten darauf, welche sich aber so von Würmern und Feuchtigkeit mitgenommen zeigten, daß sie nicht geöffnet werden konnten, ohne zu zerfallen. Über dem Ganzen hing ein blaues Tuch, das den Himmel darstellen sollte.

Trotz dieser Überreste des Christentums und trotz der Ceremonie des Niederknieen, zu der jeder, der es vergaß, durch einen recht unsanften Stoß gezwungen wurde, war die photographische Aufnahme nur möglich, weil ich ihnen sagte, der Fetisch in der Dunkelkammer würde dann oft und reichlichen Regen geben. Da solcher am anderen Tage wirklich fiel, würde ein anderer Reisender gewiß leichter zum Ziele kommen, als dies damals möglich war.

Wenden wir uns nun wieder den Portugiesen zu, so sehen wir in Bartholomäus Diaz einen würdigen Nachfolger des Diogo Cam. Er steuerte 1486 direkt bis zum Kongo und erreichte, sich dann dicht an der Küste haltend, den 35° s. Br., wurde aber durch fürchterliche Stürme verhindert das Kap zu umschiffen, da seine Leute murrten und ihn zur Umkehr nötigten. Er nannte es Cabo tormentoso und errichtete den üblichen Steinpfeiler, doch blieb der Name nicht, denn König Johann II. sah nunmehr seine Pläne der Verwirklichung entgegengehen und nannte es deshalb das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Es ging ihm indes wie Prinz Heinrich, er erlebte die Erfüllung seiner Prophezeiung nicht, denn erst Vasco de Gama war es vergönnt, den Traum von Jahrhunderten zu erfüllen, den Seeweg nach Indien zu finden. Am 8. Juli 1497 fuhr er mit einem Geschwader von vier Schiffen aus dem Hafen von Lissabon und erreichte drei Monate später die Südspitze Afrikas, welche am 20. November umsegelt wurde und nun zunächst die Ostküste zugänglich erscheinen ließ.

Wenn wir die Entdeckung der Insel Ascension im Jahre

1501 und St. Helena im folgenden Jahre durch João de Nova ausnehmen, können wir für Westafrika von weiteren Entdeckungen im 16. Jahrhundert wenig berichten, obgleich zahlreiche Schiffe die Küste besuchten. Der bereits stark in Blüte befindliche Sklavenhandel, der einmal von bestimmten schon bekannten Plätzen betrieben wurde und sich andererseits in ein gewisses Dunkel zu hüllen gezwungen war, mag nicht die geringste Schuld an der unfruchtbaren Periode tragen. Golderwerb, Reichtum war damals die Parole, und dann zieht sich die Wissenschaft und die Forschung stets zurück.

Bemerkenswert ist die Reise von Duarte Lopez, welcher 1578 nach St. Paulo de Loanda kommt, und der langjährige Aufenthalt von Andrew Battel in Angola und Benguela (1589—1603).

Im 17. Jahrhundert sehen wir meist Missionäre als Entdecker auftreten, doch handelte es sich dabei mehr um die Ausdehnung der Kenntnis des bereits bekannt gewordenen Landes in anderen Zweigen der Wissenschaft, als um bedeutende geographische Erfahrungen. Immer ist es der Kongo, der damals schon zum Mittelpunkt des Strebens gemacht wird; Bonaventura und François (1649), Montecuculo (1654—70), Pater Zuchelli (1696—98) sehen wir daselbst Jahre ihres Lebens zubringen. Aber auch Kolonieen werden gegründet, und da ist es besonders Angola und Benguela, auf welches die Portugiesen ihr Hauptaugenmerk mit gutem Erfolge richten, da sie die Provinzen noch heute festhalten, während sie für die übrige Küste nur das Recht des Entdeckers geltend machen können.

Immer näher kommen wir nun den großartigen Anstrengungen der neuesten Zeit, denn das 18. Jahrhundert hat auf unserem Gebiete, trotz beträchtlicher Erfolge im übrigen Afrika, nichts aufzuweisen, was uns eingehender zu fesseln vermöchte. 1766 wird der Aufenthalt Belgardes, 1768 der von Descouvières und Joli am Kongo erwähnt; 1777 bereist de Grandpré Angola, von 1780—81 macht sich erneutes Leben bei den

in St. Salvador befindlichen portugiesischen Missionären geltend, die im Kongogebiet wieder Filialen errichten; 1785 forscht Mendez in Angola und Benguela, ein Jahr später finden wir de Grandpré wieder in Nieder-Guinea, und im Jahre 1798 kommt der Portugiese Lacerda von den Niederlassungen Angolas ausgehend bis nach Casembe östlich vom Moerosee, nicht weit von der Südspitze des Tanganjika.

Fig. 4.



Negerin von ca. 14 Jahren.

Er durchkreuzt also das neuerdings so berühmt gewordene Reich des Muata Jamvo, doch erscheint es zweifellos, daß vor und nach ihm portugiesische Händler sich weit in das Innere hinein gewagt haben, ohne daß die Resultate ihrer Züge, die allein aus Gewinnsucht unternommen wurden, bekannt geworden wären. Bei den alten früheren Sklavenhändlern, von denen sich noch einige spärliche Exemplare erhalten haben, hört man mehrfach derlei sagenartig klingende Erzählungen. So wenig man sie auch als geschichtliche Fakta registrieren kann, so wenig wird man sie, wenn man die Art dieser Leute kennen gelernt hat, unbedingt für Erfindungen halten.

In ihnen steckt noch das alte portugiesische Entdeckerblut,

und sie vermögen sich vorzüglich dem Klima anzupassen. Ich sah zu meinem Erstaunen in Quicombo einen solchen heruntergekommenen Portugiesen nur notdürftig bekleidet ohne Hut in der glühendsten Mittagshitze in einem Boote sitzen und erfuhr, daß er nie anders gekleidet wäre und sich vorzüglich dabei befände.

Die eigentliche Zeit, durch Vorstöße vom Westen her das Innere zu erschließen, beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert, und hier sind es fast regelmäßig die Flußmündungen, welche zum Ausgangspunkt der Unternehmungen gemacht werden. Der Ogowe und Kuillu, der Kongo, Quanza und Cunene, jeder weiß von Reisenden zu erzählen, welche gegen sein starkes Gefälle anzukämpfen versuchten, wobei viele ihr Grab im afrikanischen Boden fanden und andere nur schrittweise Terrain zu gewinnen vermochten. Die Naturhindernisse, welche diese Wasserstraßen beim Durchbrechen des Randgebirges hervorbringen, sind leider so bedeutend, daß niemand, der sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sich über die Langsamkeit der Fortschritte wundert.

Bei der schnellen Folge zahlreicher Unternehmungen erscheint es für den weiteren Verlauf der Schilderung zweckmäßiger, die einzelnen Gebiete gesondert zu betrachten, da nur so die wünschenswerte Klarheit für die allmähliche Entstehung der bis jetzt errungenen Kenntnis des Landes erreicht werden kann. Vorher sind von allgemeinen Reisen noch folgende zu erwähnen. Die Durchquerung der Gebrüder Pombeiro von Loanda bis Sofala 1806, der Aufenthalt von Cardazo in Angola und Benguela von 1816—19, von Douville in Benguela 1828; Livingstones Durchquerung von Loanda bis Quelimane 1854—56, die von Silva Porto, welcher von Benguela ausging und am Kap Delgado 11° s. Br. herauskam; die 6jährige Reise von Franzisco Valdez, ferner die Reise von Green, Hahn und Rath im Ovamboland 1856—59, von Bastian von Ambriz bis San Salvador 1857, von Ladislaus Magyar in Angola bis zu seinem Tode in Benguela 1864, vom Botaniker Welwitsch in

Angola 1861—65, von Duparquet in Benguela 1868 von Joachim John Monteiro (Fig. 5), bis 1873 in Angola und Ben-

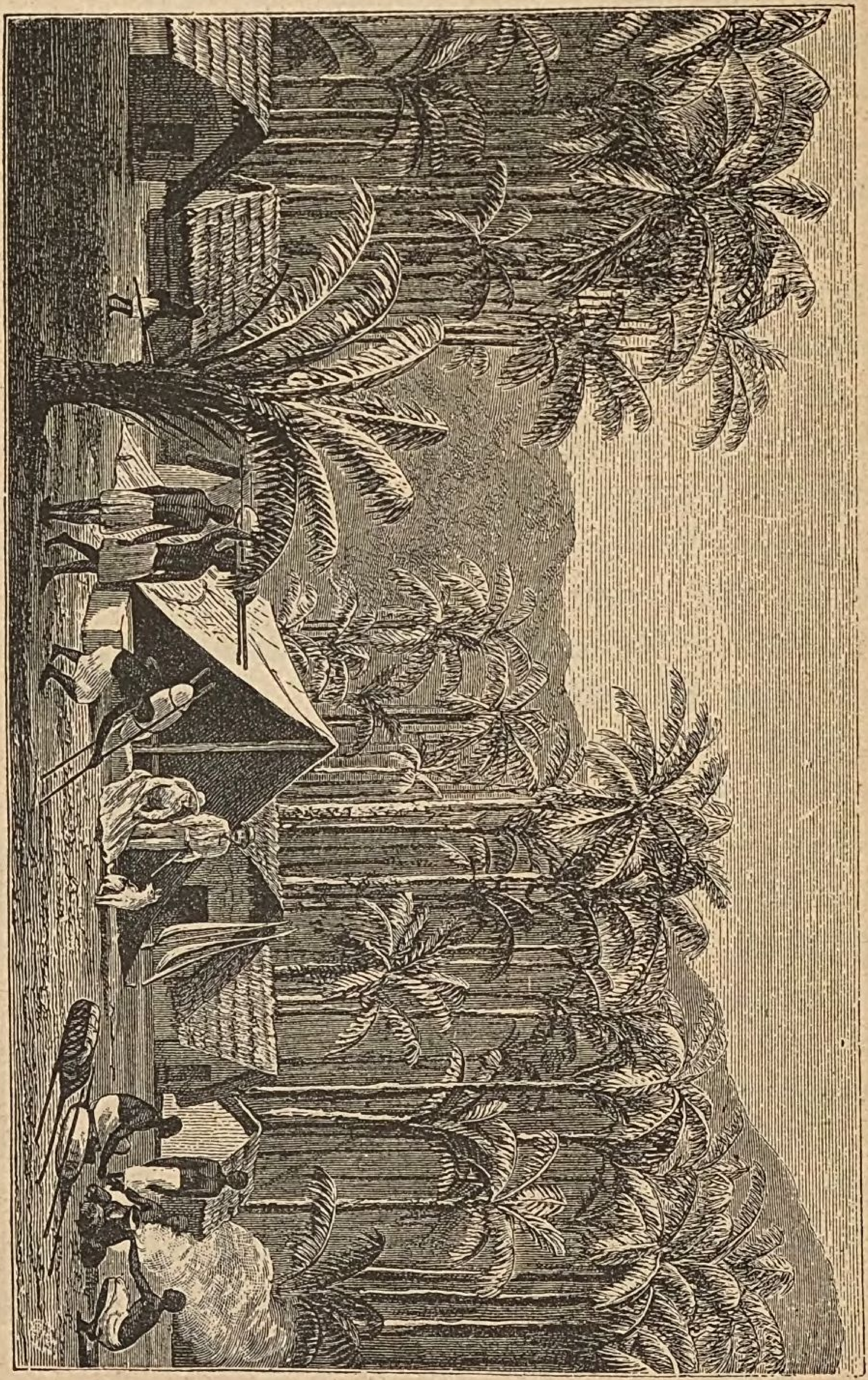


Fig. 5.

Quilumbo, wo Monteiro und Frau mit ihrer Reisebegleitung eintreffen.

guela, endlich Camerons Durchquerung von Zanzibar bis Benguela 1875.

Betrachten wir nun die Flußgebiete von Norden nach Süden,

so beginnen wir mit dem Ogowe, welcher sich vor seinem Ausfluß am Kap Lopez in zahlreiche Arme teilt und ein sumpfiges Delta mit stagnierenden Wassern und sumpfigen Flächen bildet, welche unter den Strahlen der sengenden Sonne die Luft mit verderblichen Dünsten anfüllen.

Nachdem die Franzosen seit 1843 hier zu kolonisieren angefangen haben und 1862 von dem Küstenstrich gänzlich Besitz nahmen, ist es gewiß nicht wunderbar, daß wir am Ogowe meist französischen Forschern begegnen, welche vielleicht instinktiv die Wichtigkeit ahnten, die dieser Fluß neuerdings zu gewinnen beginnt.

Wir erwähnen unter anderen Du Chaillu, dem wohl ungerecht öfter eine vom Jägerblut stammende, zu weitgehende Phantasie zugeschrieben wird. Er ist zweifellos der erste, welcher das Ogowe-Netz für die geographische Welt feststellte und ihre Augen überhaupt auf diese Gegenden lenkte. Nachdem er schon seit 7 Jahren seinen Körper durch dauernde Reisen gestählt hatte, gelang es ihm 1858 vom unteren Ogowe bis in das Aschiraland zu dringen und den Ngunie zu erreichen. Auf seiner zweiten Reise hierher im Jahre 1865 überschritt er diesen und gelangte bis in das Land der Nschavi. Aus seinen Schilderungen haben namentlich die über den Gorilla und die Obongozwerge viel Staub aufgewirbelt. Man bezweifelte seine Angabe, daß der alte Gorilla seine Brust in der Wut mit den Fäusten schlage; doch habe ich den jungen Gorilla, welchen ich nach Europa brachte, mehrfach dasselbe Manöver ausführen sehen. Es geschah dies allerdings nicht aus Wut, sondern aus Übermut im Vollgefühl seiner Jugendkraft. Er stellte sich dann aufrecht auf die Füße, trommelte ein paar mal mit den Fäusten auf die Brust und galoppierte darauf munter davon. Was ich dagegen als Obongozwerge kennen lernte, waren entweder Kinder, die in allem einen völlig unausgebildeten Körper zeigten, oder elend genährte verkommene Individuen, die den Buschmanntypus zeigten. Andererseits fand ich unter günstigen Verhältnissen aufgewachsene

Obongo, die wohlgenährt und kräftig entwickelt waren. Doch kommen wir im 3. Kapitel auf diese Frage zurück.

Nach Bert, Reade, Serval, Gouin, Aymés und Walker treffen wir in den Jahren 1873 und 1874 die Franzosen Compiégne und Marche einerseits und den Reisenden der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland Dr. Lenz andererseits am Ogowe. Erstere kamen bis zur Einmündung des Ofue und Ivindo in diesen Fluß und erforschten das Land der Osyéba und Okota, letzterer erreichte den Schebe, einen von Nordost zuströmenden Nebenfluß. Da der bekannte österreichische Geologe wenige Jahre später (1879) seine berühmte Reise von Tanger nach Timbuktu machte, so wird es interessant sein, wenn wir ihn hier den letzten Teil seiner Ogowetour selbst erzählen lassen.

„Nachdem wir," schreibt er an die afrikanische Gesellschaft, „am 29. Juni 1876 am Dorfe Ibenga gehalten hatten, erreichten wir am nächsten Tage endlich die Grenze des Adumalandes bei einem kleinen Wasserfall, welcher das letzte Hindernis im Ogowe bildet. Von hier aus soll er beständig ruhig fließen. Hier hatte ich denn auch das ganze von Süd nach Nord streichende westafrikanische Schiefergebirge durchquert. Es beginnt beim Volk der Okota und reicht bis zur Adumagrenze, hat also eine bedeutende Breite, und besteht aus zahlreichen parallelen Längenthälern; kleinere Querthäler bedingen dann die einzelnen, wenig hohen, nur stellenweise steil ansteigenden Berge. Die in den letzten Tagen durchquerten Hügelreihen bestanden vorherrschend aus schwarzem Kieselschiefer; die Zonen der krystallinischen Schiefer, Gneiß, Glimmerschiefer ꝛc. verließ ich bereits bei der Mündung des Lolo, also in der Nähe der Osaka. Ich richtete mich ein, so gut es ging, da ich mich, um die in der nächsten Umgebung wohnenden Volksstämme zu besuchen, hier längere Zeit aufhalten mußte.

Nur wenige Stunden oberhalb der letzten am linken Ufer des Ogowe gelegenen Adumadörfer und auch schon diesen gegenüber am rechten Ufer des Flusses fand ich Nbambadörfer. Die

Nbamba sind eines jener zahlreichen kleinen Buschvölker, welche in 12—15 zerstreuten und weit voneinander entfernten Dörfern leben, die meistens so tief drinnen im Walde stecken, daß man nichts von der Existenz dieser Leute erfährt, wenn man nicht von anderen darauf aufmerksam gemacht wird. Zu schwach, um irgend eine Rolle zu spielen, ziehen sie sich in ihre Urwälder zurück und sind froh, wenn sie in Ruhe gelassen werden. Sie sind sehr scheu, fast immer fand ich ihr Dorf verlassen, und erst allmählich legte sich die Furcht und das Mißtrauen.

Von den Aduma aus weiter zu kommen, schien mir fast unmöglich; durch die 2jährige Abwesenheit von der Küste war mein Warenmagazin sehr reduziert, meine Gabunbegleitung verlangte immer dringender zurück, und ich selbst war körperlich auf das heftigste angegriffen. Trotzdem setzte ich es durch, mit List und Gewalt bis an die Mündung des großen rechten Nebenflusses Schebe vorzudringen und noch zahlreiche Nbamba- und Awansiniederlassungen, sowie zwei ganz neue Volksstämme, die Bakota und Banschaka zu besuchen. Weiter zu kommen war mir absolut unmöglich, doch bin ich überzeugt, daß derjenige, dem es gelingt mit großen Warenmassen, einigen zuverlässigen Dienern und bei einigermaßen guter Gesundheit die Banschaka zu erreichen, auch gewiß weit flußaufwärts kommen und vom Oberlauf des Ogowe in das Stromgebiet des Kongo wird übersetzen können. Hoffentlich erreicht die jetzt dort operierende französische Expedition unter Graf Brazza dies Ziel. Bis zum Okandeland hat derselbe große Warenmassen bereits befördert; gelingt es ihm, dieselben durch das Fangebiet bis Ndume, der Grenze des Adumareiches zu bringen, so wird er auch Erfolge haben; an Energie, gutem Willen und wissenschaftlichem Ernst fehlt es ihm und seiner Begleitung nicht." —

Diese Anerkennung des französischen Reisenden durch unseren Landsmann, welcher übrigens wiederum in Brazzas Berichten mehrfach wegen der gewährten Unterstützungen rühmlich erwähnt wird, berührt in hohem Grade angenehm, und außer-

dem beweist die so über Erwarten eingetroffene Prophezeiung den scharfen Blick des berühmten Geologen.

Savorgnan de Brazza war mit Dr. Ballay, Marche und 70 Soldaten von der Pariser geographischen Gesellschaft und der französischen Regierung an den Ogowe gesandt worden. Er und Ballay, begleitet vom Quartiermeister Hamon erreichten im Juli 1877 die Pubarafälle des Ogowe und kamen hier zu der Einsicht, daß dieser Fluß, dessen Ursprung man bisher vielfach tief im Innern des Kontinents vermutet hatte, etwa zwischen dem 2⁰ und 3⁰ s. Br. und wenig östlich vom 11⁰ ö. L. Paris entspringt. (S. Mitteil der afr. Ges. 1878, S. 95.) Den unbedeutenden Wasserlauf über die Fälle hinaus zu verfolgen, hatte kaum noch ein erhebliches Interesse, und so beschloß de Brazza, gegen Osten in das völlig unbekannte Gebiet einzudringen.

Im März 1878 wurde das Ogowegebiet verlassen. Die Wasserscheide zwischen Ogowe und Kongo, welche die Reisenden bald überschritten, liegt in einem von niedrigen Hügeln durchschnittenen Wüstengebiet. Die Vegetation ist dürftig und bietet dem Verkehr nirgends Schwierigkeiten, was um so wichtiger erscheint, als die schiffbaren Teile des Ogowe von dem ersten zum Kongo strömenden schiffbaren Fluß hier nur etwa 60 Meilen entfernt sind. Der zweite Wasserlauf, den Brazza erreichte, war die bedeutende Alima von 5 Meter Tiefe und durchschnittlich 100 Meter Breite bei einer Schnelligkeit von $1^1/_2$—2 Meilen in der Stunde.

Wie Stanley am Lualaba, so entschloß sich Brazza hier dem Wasserlauf zu folgen. Auch hier begannen feindliche Kanoes bald ihn so zu bedrängen, daß er bei einbrechender Dunkelheit die Seinen landen und am Ufer sich verschanzen lassen mußte, während man ringsum den Kriegsgesang der Feinde (Apfurus) hörte, in dem sie das Fleisch der Fremden als Speise für ihr Siegesmahl begehrten. Wenn er auch einen mit Tagesanbruch erfolgenden Angriff von 30 Kanoes siegreich abwies, so konnte er mit nur 15 Bewaffneten doch an ein ferneres Vordringen

im Lande dieser erbitterten Gegner nicht denken, zumal er nicht ahnen konnte, wohin ihn die Alima führen würde. Deshalb wurden die Kanoes verlassen und eine nördliche Richtung eingeschlagen, welche die Expedition wiederum durch das Gebiet der Bateke führte. Bald wurden Ballay und Hamon auf dem

Fig. 6.



Negerjunge von ca. 6 Jahren.

kürzesten Wege mit den am meisten entkräfteten Leuten zum Ogowe zurückgeschickt, während Brazza unter den größten Entbehrungen, trotz Hunger, nackter Füße und Wunden an den Beinen die Reise in nordöstlicher Richtung fortsetzte, einen anderen Nebenfluß des Kongo, die Licona, erreichte und über sie

hinaus vordrang, aber durch die drohende Regenzeit am 11. August 1878 unter 0° 30′ n. Br. und 12° 45′ ö. L. Paris zur Umkehr gezwungen wurde. Der Versuch, vom Westen her in das Kongobecken einzudringen, war also zum erstenmal geglückt.

Am 3. Dezember 1879 reiste Brazza von neuem von Liverpool ab und errichtete im Auftrage des französischen Komitees der internationalen afrikanischen Assoziation eine Station am oberen Ogowe, welche später Franceville genannt wurde.

Die internationale afrikanische Assoziation konstituierte sich in der unter dem Vorsitz des Königs der Belgier vom 12.—14. Sept. 1876 zu Brüssel abgehaltenen Konferenz. Damit wurde eine ganz außerordentlich belebende Anregung der Afrikaforschung erzielt; denn wenn man auch in Deutschland besonders durch das Verdienst Bastians schon seit 1873 unermüdlich thätig gewesen war, so ist es doch fraglich, ob ohne das großherzige Beispiel des belgischen Königs die bedeutenden Mittel für die erfolgreiche Durchführung des eingeschlagenen Weges, sowohl von seiten der Regierung als der sich interessierenden Kreise, hätten erlangt werden können. Zu der Erschließung des Kongo, welche die internationale Assoziation dem Heroen der Afrikaforschung Stanley übertrug, gehörten Anstrengungen, welche sowohl ungeheure Summen als auch nimmer erlahmende Energie von seiten der Unternehmer voraussetzten, über welche in dem notwendigen Maße nur ein so unabhängiges Haupt gebieten kann, wie es hier an der Spitze stand und zum Heile der Forschung noch steht. In Deutschland wurde das Nationalkomité am 18. Dezember 1876 als Ausschuß der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft" gebildet. Die anderen Nationen folgten, nur England sagte sich durch Gründung des „African Exploration Fund" von der gemeinsamen Arbeit los, trat aber dadurch gleichfalls in eine neue rege Thätigkeit für die Erschließung des afrikanischen Kontinents ein. Seit Brazzas bedeutsamen Erfolgen hat auch Frankreich mehr und mehr seine Verbindung mit der Assoziation in Brüssel gelockert.

Bei seinem weiteren Vordringen hatte Brazza diesmal

das Glück, von seinen früheren Feinden, den Apfurus, nicht behelligt zu werden, und erreichte im Juli 1880 den Kongo, wo er die später von Frankreich so benannte Station Brazzaville anlegte. Hier erwarb er ein großes Terrain und schloß mit dem Häuptling Makoko einen Vertrag ab, durch welchen er sich diesen zu einem Bundesgenossen in europäischem Sinne gewann. Nach der Kongomündung abwärts gehend traf er am 7. November auf Stanley, eine zweifellos denkwürdige Begegnung, bei der sich zwei unversöhnliche Gegner äußerlich höflich begrüßten. Denn wo zwei solche Männer sich gegenseitig scheinbar den schwer erkämpften Ruhm schmälern, da kann von Freundschaft wohl keine Rede sein. Die Trennung erfolgte auch ziemlich schnell, und eifriger denn zuvor suchte jeder für sich sein Werk zu beenden.

De Brazzas ausgesprochener Plan, welcher von der französischen Regierung in so außerordentlicher Weise unterstützt wurde, daß man sogar die von ihm begründeten Stationen von der internationalen Assoziation unabhängig machte, geht dahin, das Kongobecken auf dem von ihm gefundenen Wege zu Gunsten der Franzosen zu erschließen. Zu diesem Zweck brach er am 20. Februar 1883 wiederum nach dem Ogowe auf, um längs desselben und weiter hin bis zum Stanley-Pool am Kongo zahlreiche Stationen und Posten anzulegen. Auf diese Weise würde der Ogowe, obgleich seine früher vermutete Ausdehnung auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt wurde, dennoch eine außerordentliche Bedeutung erlangt haben. —

Was die Persönlichkeit beider Reisenden anbetrifft, so bleibt dieselbe hier natürlich außer Frage, da über beide erst die Nachwelt ein objektives Urteil abzugeben im Stande sein wird. Auf jeder Seite giebt es ein großes Lager, dessen Interessen durch das gegnerische benachteiligt werden können, und so fehlt es natürlich beiderseits nicht an Kreaturen, welche durch Verunglimpfen der Heerführer die Erfolge derselben zu schmälern suchen. Hat es doch Stanley auf seinem großartigen Zuge selbst in geographischen Gesell-

schaften nicht an öffentlichen Tadlern gefehlt, bis sie durch den Erfolg stumm wurden. Halten wir uns vorläufig an das Lob Brazzas, das ihm Lenz gezollt hat. Ein ähnliches könnte der Verfasser, wenn es überhaupt nötig wäre, Stanley geben, da er auf der Fahrt von Liverpool nach der Aschantiküste seine Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatte.

Zweifellos ist wenigstens, daß beide bedeutende Männer sind, alles übrige wird die Zeit lehren. Leider sprechen ziemlich sicher auftretende Gerüchte bereits von Brazzas Tode, doch können wir noch hoffen, daß sie sich nicht bewahrheiten werden.

Wenn wir nunmehr die Küste nach Süden verfolgen, so kommen wir an mehrere kleinere Flüsse, den Nhanga, Kuilu und Tschiloango, das heißt in das Gebiet der deutschen Loango-Expedition, welche im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft von 1873—1876 daselbst wirkte. Der Führer derselben war Dr. Paul Güßfeldt, welcher nach seiner Ankunft die Station Tschintschotscho (5° s. Br.) gründete und sie dem Verfasser unterstellte. Von anderen Mitgliedern nenne ich noch Dr. Pechuël-Lösche, den Botaniker Soyaux und Lindner. Auch Major a. D. v. Mechow gehörte von 1874—76 zu ihr. Die Loango-Expedition erscheint mir bezüglich der Art geographischen Forschens insofern von weittragender Bedeutung, als wir bei ihr die Früchte des Stationslebens, der geregelten Forschung auf allen Gebieten des Wissens zu beobachten Gelegenheit hatten. Man fragte bis dahin und vielleicht leider auch jetzt noch bei jedem Reisenden, welche geographische That hat er aufzuweisen, nicht aber was hat er wissenschaftlich geleistet. Jetzt aber hat man, wie die Anlegung einer ostafrikanischen Station beweist, angefangen, dieser Art der Arbeit eine größere Bedeutung beizulegen. Es kann natürlich hier nicht der Ort sein zu erwägen, welche Vorteile eventuell für Deutschland hätten erreicht werden können, wenn ein stationsweises langsames Vorgehen am Kuilu, auf den sich Brazza jetzt stützen will, von der afrikanischen Gesellschaft gebilligt worden wäre und wir so das Gebiet, das Deutsche

Fig. 7.



Träger der Loango-Expedition bei einer Waffenübung.

erforschten, auch für uns erhalten hätten, Verfasser wünscht nur für die allmähliche Forschung die öffentliche Meinung zu gewinnen. Ich sehe nicht ein, welchen Nutzen eine Reise bringt, deren geographische Resultate zum mindesten durch einen Nachfolger bestätigt werden müssen, von welcher der Betreffende aber außerdem wenig mehr zu sagen weiß, als daß er Neger, Tiere und Pflanzen gesehen hat, daß es ab und zu sehr heiß war, er viel Entbehrungen aushalten mußte und am Fieber öfter krank gelegen hat. Diese Schilderung mag etwas stark aufgetragen sein, wird aber nichtsdestoweniger in vielen Punkten auf manchen Reisenden passen. Im übrigen giebt es nicht viele Reisende, die wie Schweinfurth ein vielseitiges umfangreiches Wissen in sich vereinigen, darum soll man Expeditionen senden und ihnen auf Stationen Muße zur Arbeit geben. Wir kommen dann vielleicht langsamer, aber mit größerem Nutzen vorwärts, während wir bis jetzt auf allen Gebieten denselben Weg lange immer wieder und wieder nutzlos haben betreten sehen. Ab und zu kommt dann ein glücklicher Reisender und gewinnt den Einsatz, doch würde es vielleicht weniger Opfer kosten, wenn man überall beim Vorwärtsgehen den Rücken gedeckt behielte, wie wir es jetzt bei Brazza und Stanley sehen, und wie die deutsche Expedition an der Loangoküste vorzugehen seinerzeit vorschlug.

Über den Nhanga berichtet Dr. Güßfeldt, daß er an der Mündung 2—300 Fuß breit ist. Eine Bootfahrt brachte ihn 50 Meilen aufwärts nach Mongo Nhanga, wo der Fluß aus den Hügeln hervortritt und Katarakte bildet. Erst $1^1/_2$ Tagereisen oberhalb wird der Fluß wieder schiffbar bei Cassoche, wo sich einer der Hauptmärkte für Gummi gebildet hat. Die Bevölkerung gehört den Balumbos an. Die von Bananenpflanzungen umgebenen Dörfer bestehen aus einer einzigen gradlinigen Straße, und in der Mitte derselben erheben sich symmetrisch an zwei voneinander getrennten Stellen zwei Fetische, Unter den Fischen, an denen der Nhanga reich ist, fielen die elektrischen, Deke genannt, auf.

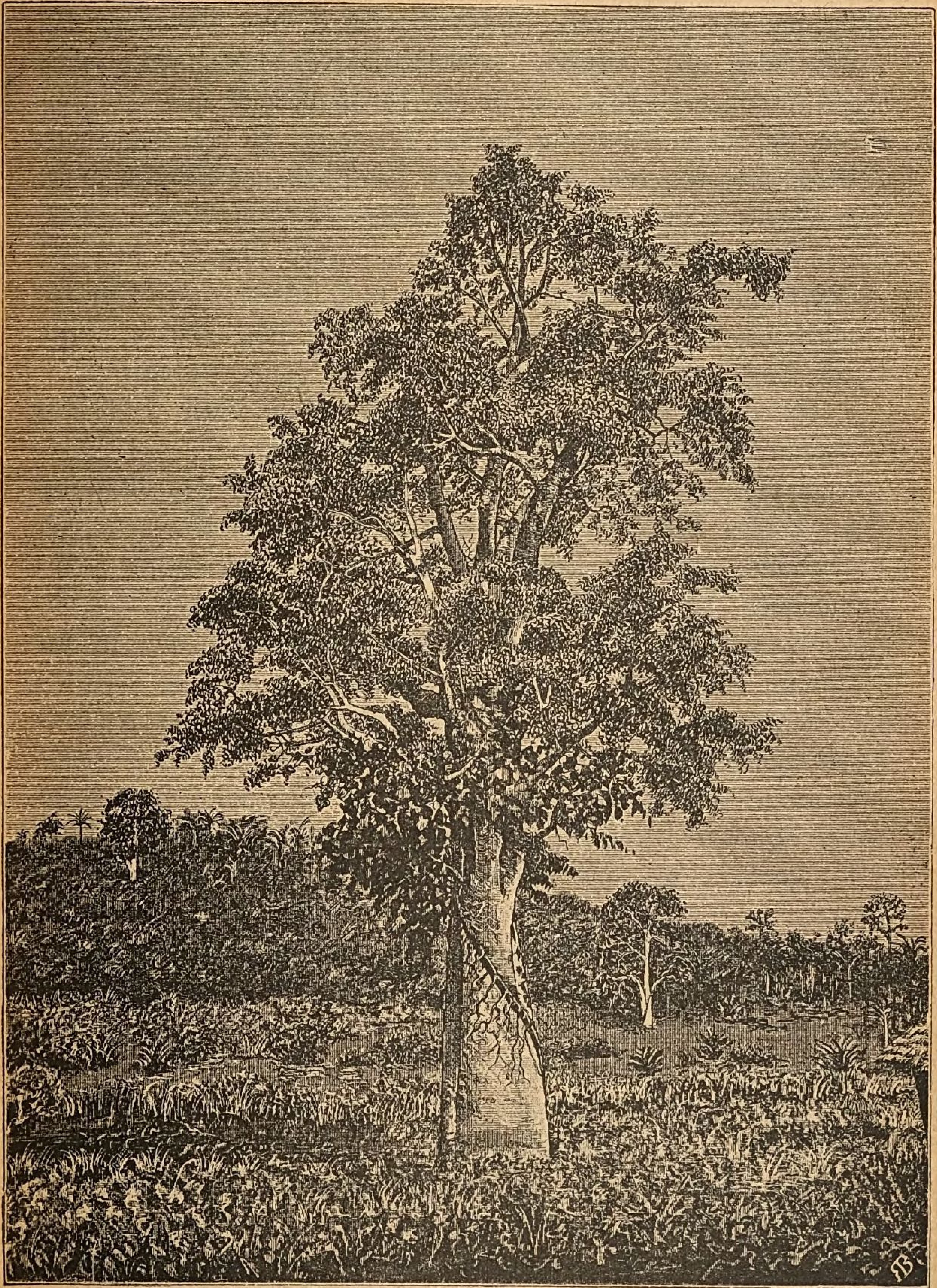
Der Kuilu wurde zunächst gleichfalls von Dr. Güßfeldt und im November 1875 vom Verfasser und Dr. Pechuel-Lösche besucht, dessen Schilderung wir hier in der Hauptsache folgen. In geringer Entfernung vom Fluß ziehen im Norden und Süden des Kuilu mäßig hohe Hügelreihen landein, welche wie einstige Ufer die Niederung des Flusses abgrenzen. Binnenwärts treten dieselben bald weiter zurück. Am linken Ufer mündet der Mpile, der durch weites Flachland und Sümpfe bis zu dem Gebirge führen soll, weiter oberhalb am rechten Ufer der Nanga ein. Die Sumpfstrecken zu beiden Seiten des letzteren sind fast ausschließlich mit Papyrus bedeckt, er endet in einen flachen kleinen See, welcher gleichfalls rings von Sumpfland umgeben ist. — Eine Tagereise weiter aufwärts tritt zuerst festes Gestein auf. Von dort an erheben sich staffelförmig hintereinander und oft eng gedrängt und steil abfallend die Parallelketten des westafrikanischen Schiefergebirges. Durch dieses hat sich der Kuilu einen Weg gebahnt und bildet hintereinander 6 Stromschnellen, welche schwer zu überwinden und mit großer Lebensgefahr passierbar sind. Die Spuren von Verwüstung, welche die Hochwasser hier überall zurückgelassen haben, sind unbeschreiblich, auch erzählen die Eingeborenen, daß man in der Regenzeit das Toben der Gewässer nachts in stundenweit entlegenen Dörfern wie das Brausen eines Sturmes vernehme. Der letztbesuchte Durchbruch des Kuilu durch ein Quarzitmassiv ist der großartigste von allen. Zwischen glockenförmigen Bergen hat er, 800—1000 Schritt weit übersehbar, in schnurgerader Richtung sich einen etwa 50 Schritt breiten Kanal in das außerordentlich harte Gestein eingeschnitten, dessen durchschnittlich 30 m hohe senkrechte Wände den Eindruck hervorbringen, als wären sie mit allen Hilfsmitteln der modernen Ingenieurkunst hergestellt worden. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die eigentümliche Front, welche die Quarzitschichten westwärts nach dem Wasserbecken darbieten. Zu beiden Seiten des Flusses starren in einer Ausdehnung von zusammen etwa 500 Schritt, 10 m hohe und unter 45° nach West ein-

fallende Quarzitplatten empor, welche regelmäßig, wie bei einem vorzüglich konstruierten Hafendamm angeordnet sind, und über welchen, wie auf einem Sockel, die steilen eng gedrängten Berge sich erheben.

Die Breite des Flußbettes schwankt in der Niederung zwischen 300 und 800 Schritt, verengt sich aber an den verschiedenen Durchbrüchen bedeutend und erweitert sich davor, resp. dahinter. Ablagerungen von Schotter und Geröll unterhalb der Schnellen, sowie von Kies- und Sandbänken in der Niederung machen den Kuilu untauglich für die Schiffahrt. Nur Kanoes und Boote würden den Verkehr vermitteln können, und auch dies nur bis zu den Schnellen, da weiterhin die Gefahren zu groß sind. Daher erklärt sich auch die großartige Einsamkeit jener Gegend, denn die Wohnsitze der Eingeborenen liegen fern seitab.

Der landschaftliche Charakter des Kuilugebietes ist überwiegend ein ernster, heitere und liebliche Szenerie erfreut nur selten das Auge. Die Uferleisten des Flusses sind mit einem imposanten Hochwald bestanden, der in unentweihter und bedeutendster Entwickelung als Galeriewald den Wasserlauf umsäumt. Bis oberhalb der Mündung des Nanga hat dieser Wald eine sehr wechselnde Breite und ist zuweilen schon in etwa hundert Schritt Entfernung von Sumpfstrecken, noch häufiger aber von Savanen begrenzt. Die Grasbestände der letzteren vertreten jedoch keinen natürlichen Vegetationscharakter, sondern verdanken ihre Entstehung und Erhaltung vorzugsweise der Thätigkeit des Menschen, namentlich einem übermäßigen Gebrauch des Feuers. Denn überall noch und oft fern vom Flusse in großer Ausdehnung finden sich Reste des Hochwaldes, der einst gleichmäßig die Landschaft bedeckte; und wo die Bevölkerung aus einem Gebiete sich zurückgezogen hat, da breitet sich schon wieder wirres Gehölz aus, das sich langsam in jene imposante Waldform umwandelt. Bereits an dem vorhin geschilderten Kanal findet indessen der Wald seine Grenze; die Berge tragen nur noch verkümmerten Buschwald und Grasbestände. — Der Ein- und Aus-

Fig. 8.



Affenbrotbaum in der Regenzeit.

gang aus der Flußmündung mit Booten in das Meer, um die Verbindung mit draußen ankernden großen Dampfern oder Segelschiffen herzustellen, ist wegen der vorgelagerten Barre und der bedeutenden Brandung äußerst schwierig, so daß Tage und Wochen vergehen können, ohne daß sie überhaupt möglich wird. Der Warenverkehr muß daher über Land bis Ponte Negra gehen, was für Handelsfaktoreien ein sehr mißlicher Umstand ist. Ob es vorteilhaft für Brazza sein wird, nach den vorigen Schilderungen vom Ogowegebiet, sich hierher einen Weg nach der Küste durch Stationen offen zu halten, wird die Folge lehren.

Unter den Flüssen, die sich zwischen dem Kuilu und dem Kongo in das Meer ergießen, ist nur der Loema und der Tschiloango von einiger Bedeutung. Ersterer mündet bei Massabe, letzterer eine Meile nördlich von Landana in das Meer. Etwas gerade hier der Küste Eigentümliches bilden die zeitweisen Flußmündungen, die man manchmal antrifft, zu anderen Zeiten dagegen nicht. Die Erscheinung erklärt sich so, daß die kleinen Flußläufe nicht immer genügend Wasser vom Gebirge erhalten und daß dann die rastlos arbeitende Brandung in kurzer Frist die Mündung wieder zuschaufelt. Allmählich sammelt sich hinter dem aufgeführten Damm das Flußwasser an und bricht, wenn es genügenden Druck ausübt, alles mit sich fortreißend, wieder zum Meere durch, um sich dann von neuem die Eindämmung gefallen zu lassen.

Der Tschiloango bildete die Grenze zwischen den alten Königreichen Loango und Kakongo und wurde früher Loango-Luz genannt. Auch seine Mündung ist dem Wechsel unterworfen, denn die jetzige entstand erst in den sechziger Jahren, nachdem eine langandauernde stürmische Brandung die alte etwa 1 Meile nördlicher gelegene Mündung verstopft hatte. Der Fluß hat an seiner Mündung eine Breite von etwa 40 Schritt und behält dieselbe bis zur Einmündung des Luculla, welche zwei Tagereisen aufwärts liegt, annähernd bei. Bis dahin ist er nicht nur für Boote und Kanoes, sondern auch für kleine flachgebaute

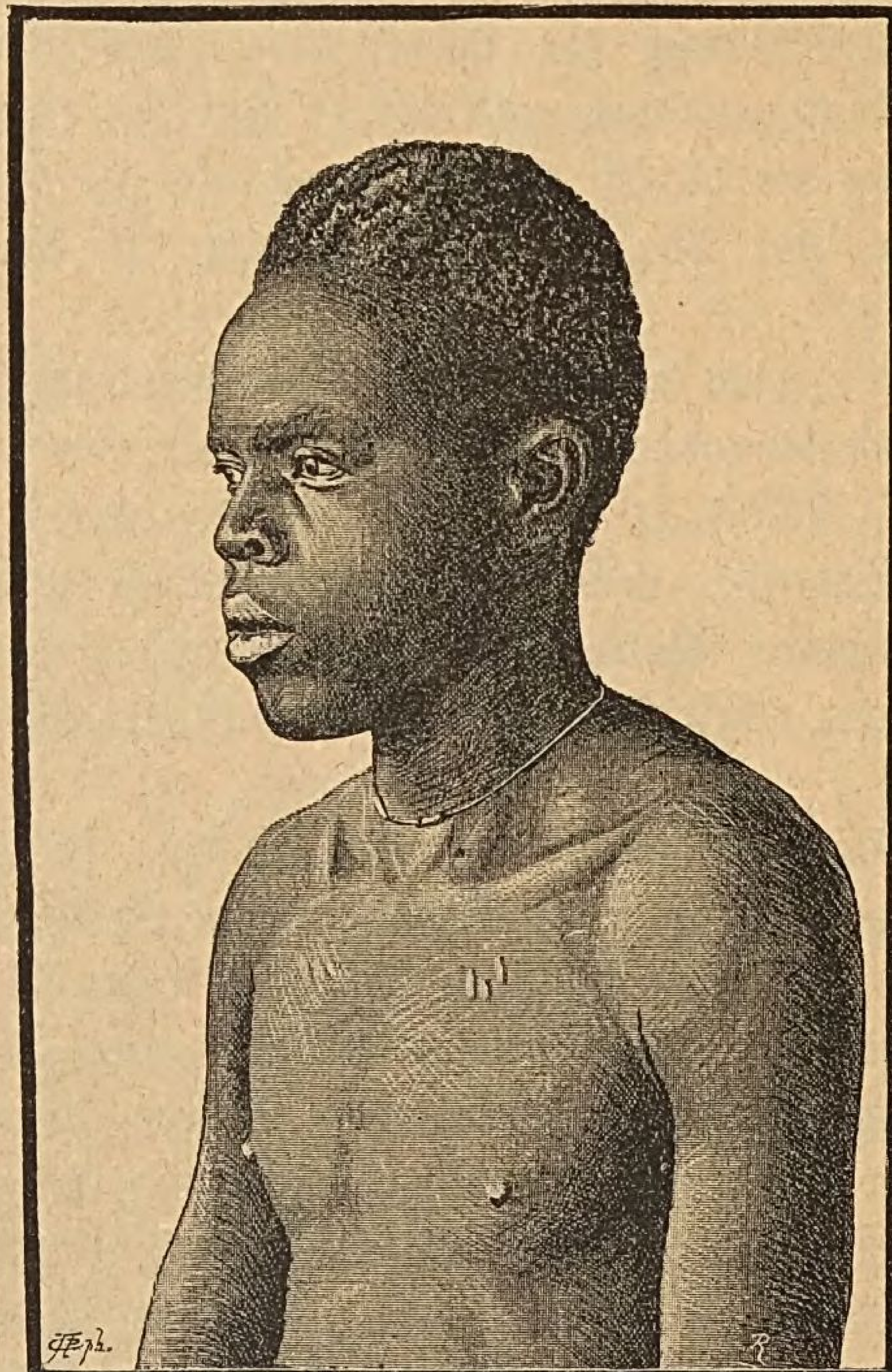
Dampfer ohne Schwierigkeit schiffbar. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß der Tschiloangofluß eine bedeutende Ausdehnung hat, so giebt es doch Leute, welche seine Verbindung mit dem Kuilu und mit dem Kongo behaupten, was vorläufig noch unaufgeklärt bleiben muß. An dem Zusammenfluß mit dem Luculla bildet sich, da beide Flüsse fast in gerader Linie aufeinander stoßen, durch Stauung ein kleiner See. Die Bevölkerung ist überall eine dichtgedrängte und der Handel ein beträchtlicher, so daß sich gerade an diesem kleinen Flußlauf eine große Zahl von Faktoreien gebildet hat. Die Vegetation ist der des Kuilu analog.

Wenn wir hiermit das Gebiet der deutschen Loango-Expedition verlassen, so wird man wohl verstehen, daß der Verfasser hier noch der Hoffnung Raum geben möchte, daß die Resultate derselben, welche die Mitglieder Güßfeldt, Pechuel-Lösche und er selbst in einem gemeinsamen Werke (Frohberg, Leipzig 1880) zusammenfaßten, späteren Reisenden manches brauchbare Material liefern werden.

Folgen wir nun der Küste nach Süden, so gelangen wir über Futila und Vista nach Banana, einer Landzunge, auf welcher dicht gedrängt eine holländische, eine französische und eine englische Handelsniederlassung sich befindet, um die den weltberühmten Kongo herunter kommenden Waren in Empfang zu nehmen. Der Eindruck dieser Strommündung hat etwas Überwältigendes, namentlich wenn die herausdrängenden Wassermassen während der Flut und bei heftigerem Seewinde sich mit der Brandung in einem großartigen Kampfe befinden. Mit Mühe nur erkennt ein scharfes Auge das gegenüberliegende Ufer in verschwommenen Umrissen, und auf der ganzen Strecke überstürzen sich dicht hintereinander schaumbedeckte Wogenkämme. Ich hatte einmal Gelegenheit, in solcher Zeit die Rückfahrt von Boma, dem Punkt, an welchem Stanley auf seiner allbekannten Durchquerung Afrikas halb verhungert wieder auf Europäer traf, nach Banana auf einem kleinen Flußdampfer, der eine Galiote schleppte, zu

machen, und erinnere mich, wie der Kapitän in steter Angst, sein Feuer würde ihm verlöscht und er dann ein Spielball des furchtbar erregten Elementes werden, sich hoch und teuer vermaß, nie in seinem Leben wieder zur Flutzeit die gleiche Fahrt zu wagen.

Fig. 9.



Neger aus Vista.

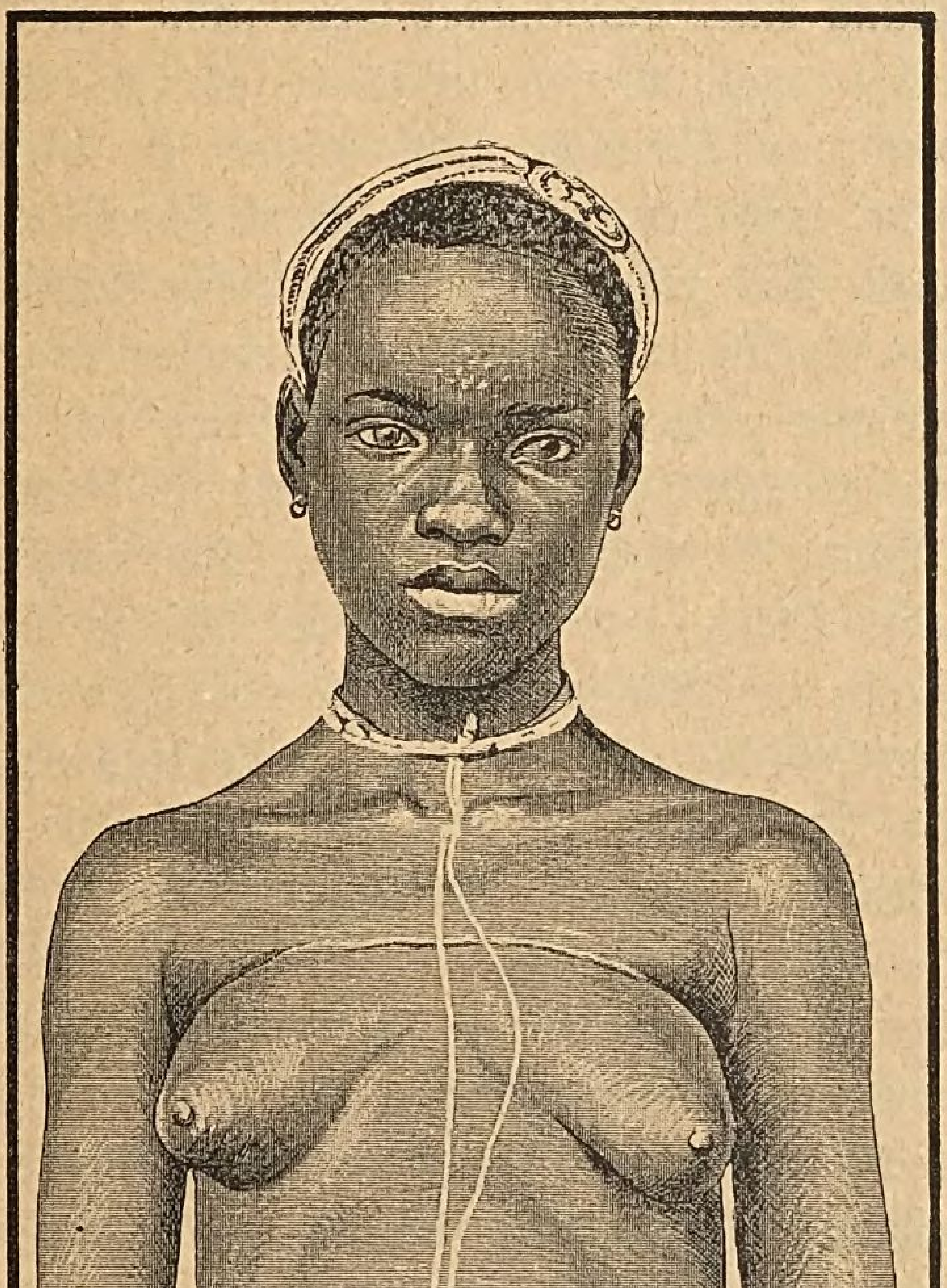
In der That war dieses schnelle Auf- und Niedertauchen von Berg zu Thal durchaus nicht angenehm.

Nachdem das jahrhundertelang ungelöste Rätsel der Herkunft jenes Riesenstroms seinen Meister gefunden hat und wir seinen Zusammenhang mit dem Lualaba, sowie seinen ungeheuren, bis weit jenseits des Äquators reichenden Bogen erkannten, dürfte

es interessant sein, alle die Kräfte kurz zu betrachten, welche sich fast vier Jahrhunderte lang an dieser Aufgabe beteiligten.

Die erste uns überlieferte Entdeckung ist die des Diogo Cam im Jahre 1485. Wenn wir nun der kurzen Zusammen-

Fig. 10.



Negerin aus Vista.

stellung in Petermanns Mitteilungen (23. Bd. 1877, S. 298) folgen, so sehen wir, daß, wenn auch darauf sich ein lebhafter Verkehr zwischen Portugal und den Kongoländern entspann, die erste genauere Beschreibung jener Gebiete doch erst gerade hundert Jahre später von Duarte Lopez gegeben wurde. Zu derselben Zeit besuchte ein Engländer, Andrew Battell, die Kongo-

länder, und im Jahre 1668 sandte der Kapuzinermönch Giovanni Antonio Cavazzi, der lange Zeit dort gelebt, einen ausführlichen Bericht nach Rom. Dann trat eine lange Pause in der Förderung unserer geographischen Kenntnisse der Kongogebiete ein, bis im Jahre 1816 die englische Regierung den Kapitän Tuckey mit der Führung einer Forschungs-Expedition daselbst betraute. Diese drang 280 engl. Meilen aufwärts bis zu einem Punkte vor, der dann vor Stanley nicht wieder zu Wasser erreicht worden ist, wenn auch kleinere Reisen bis zu den Yellalafällen oft gemacht wurden. Der traurige Feind so vieler Expeditionen, das Fieber, an dem Tuckey starb, machte auch dieser ein frühes Ende.

Die wichtigste unter den älteren Fahrten auf dem unteren Kongo ist die des Käpitäns A. Vidal, der im Jahre 1825 den Strom bis Ponta da Lenha aufnahm. Im folgenden Jahre führte Kapitän Owen eine Vermessung bis zu 25 englischen Meilen oberhalb der Mündung aus; 1848 befuhr Magyar den Strom, wahrscheinlich bis zu den Yellalafällen; 1857 versuchte Kapitän Hunt eine Erforschungsfahrt, die aber völlig mißglückte; dagegen gelang es 1860 Kapitän Bedingfield, das englische Kriegsschiff Pluto bei einem Tiefgang von 3,7 Meter bis Boma zu führen. Drei Jahre später bereiste der viel gewanderte Richard Burton den unteren Kongo. 1873 machte John Monteiro eine Fahrt bis Boma, nachdem er schon einen 15jährigen Aufenthalt in Angola und den Kongoländern hinter sich hatte. In demselben Jahre begannen die Arbeiten der deutschen Expedition, der wir neben ihren nördlicheren Reisen auch die Erforschung der Küstenstrecken im Norden der Kongomündung und eine Befahrung dieses Stromes bis Boma durch Bastian und mehrere Mitglieder verdanken.

Die englische Expedition unter Leutnant Grandy zur Aufsuchung Livingstones 1874 kam nicht zur Vollendung, da gerade zu jener Zeit der Tod des berühmten Reisenden bekannt wurde und somit der Zweck der Reise fortfiel. Grandy ist übrigens eine in hohem Grade sympathische kraftvolle Erscheinung, welche

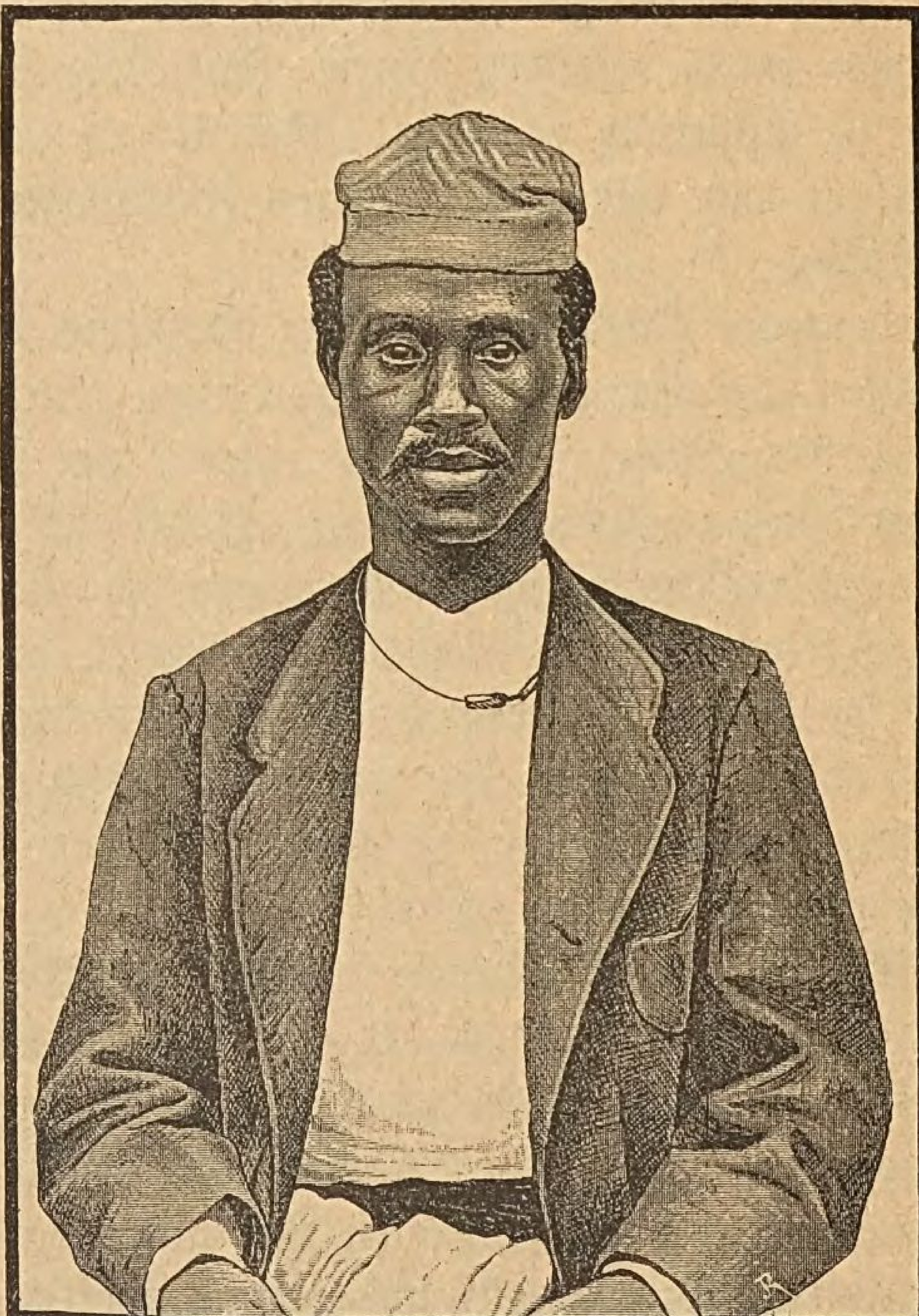
den Verfasser sofort für sich einnahm, als er in Boma mit dem Reisenden zusammentraf. Auch der französische Missionär Duparquet, der 1875, um einen geeigneten Platz für eine Filiale seiner in Landana befindlichen Hauptstation ausfindig zu machen, bis Noki ging, ist als ein ebenso geistreicher und feingebildeter, wie liebenswürdiger Forscher zu nennen, als ein Gesellschafter, wie man ihn an jener Küste zu finden, sich bei der Abreise aus Europa nimmer würde träumen lassen. Ein Jahr früher 1874 befuhr Frhr. v. Schleinitz mit der „Gazelle" den Kongo bis Ponta da Lenha und mit zwei kleineren Fahrzeugen aufwärts weiter bis Boma.

Eine bedeutende Förderung unserer Kenntnis des unteren Kongo verdanken wir einer englischen Expedition, welche im Jahre 1875 von der Regierung ausgesendet wurde, um Flußpiraten, die den gestrandeten englischen Schoner „Geraldine" geplündert und einen Teil der Bemannung getötet hatten, zu züchtigen. Da die zahlreichen Flußarme des Mündungsgebietes, wie auch die Lage der Negerdörfer auf den bisherigen Admiralitätskarten nur sehr unvollkommen angegeben waren, so erschien es nötig, der eigentlichen Expedition jene genauere Aufnahme des unteren Stromlaufes vorausgehen zu lassen.

Wie gefährlich ähnliche Unternehmungen sein können, erfuhr ich selbst, als ich im Juli 1874 mit dem kleinen Flußdampfer des holländischen Hauses „Zaire" auf dem sogenannten Banana Creek bis nach Tschimposa fuhr. Der Wasserarm hat eine beträchtliche Breite. Zu unserer Rechten war niedriges Mangrovegebüsch, durch dessen Wurzelgerüst wir weithin Wasser als Zeichen dafür blinken sahen, daß hier sich allenthalben Sumpfland erstreckt. Auf der linken Seite hatten wir festen Boden; von Zeit zu Zeit fielen Höhenzüge steil ab ins Wasser, dann wieder kamen breite Thäler, welche fruchtbar und dicht bevölkert schienen, denn überall standen in kurzen Zwischenräumen sowohl in den Tiefen als auf den Höhen Negerdörfer. Wir fuhren mit einer Geschwindigkeit von 5 bis 6 Knoten und fanden nach einer halben

Stunde, daß der Fluß sich in zwei Arme teilte, von denen der eine mehr aus SO. kam, der andere die bisherige rein östliche Richtung behielt. Wir bogen in letzteren, der nur die halbe Breite des Hauptarmes hatte, ein und wären nach einer weiteren Stunde beinah direkt auf den Sand gefahren, da der Lauf ganz

Fig. 11.

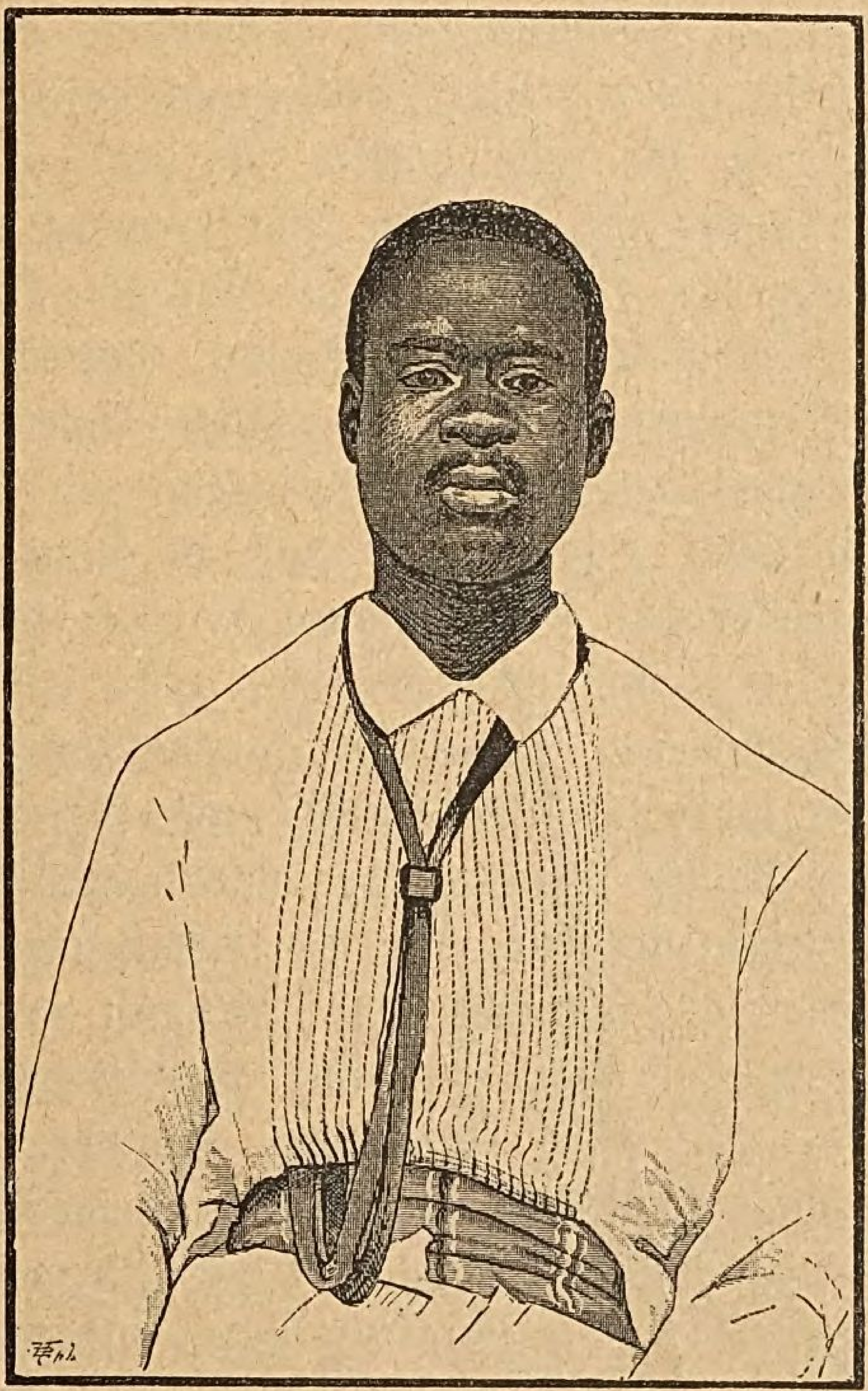


Neger aus Banana.

plötzlich unter scharfem Winkel aus N. kam. Es ging indes glücklich ab, wir büßten nur mit lautem Krach die Fahnenstange ein, konnten aber selbst den das Verdeck fegenden starken Ästen ausweichen, während die Kanone mit der Mündung zum Himmel gerichtet wurde. Gegen $^1/_2$11 Uhr ankerten wir auf einer breiten

Wasserfläche vor der vorgeschobenen Handelsfaktorei Tschimposa, zu welcher wir noch eine ziemliche Strecke mit Booten zurückzulegen hatten. Um 4 Uhr fand sich dagegen der Dampfer selbst beinah im Schlamm und war vom früheren Ufer durch eine weite schwarze, mit Baumstümpfen bedeckte morastige Fläche ge-

Fig. 12.



Neger aus Banana.

trennt. Am anderen Morgen begann das Wasser um 7 Uhr zu steigen und erreichte erst zwischen 10 und 11 Uhr die gewünschte Tiefe. Wäre man hier in feindlichem Gebiet gewesen, so würde der Dampfer aus Unkenntnis der Verhältnisse rettungslos verloren gewesen sein.

Das Vorgehen der Engländer war daher durchaus vernünftig, wenn auch die Europäer am Kongo, unbekannt mit der vorbereitenden Arbeit der Mission, weidlich über dieselbe spotteten und meinten, ihr einziges Opfer wäre ein Weißer gewesen, der zufällig vor seinem Hause stand, als er von einer Kugel derselben ereilt worden sei. Etwa 12 Tage verwandte der Kommander Mervyn B. Medlycott vom „Spitefull“ auf die Untersuchung von mehr als 100 engl. Meilen unbekannter Flußstrecken und ermöglichte so die erste korrekte Darstellung des Kongo-Deltas. Ende August lief dann die Flotille von 6 Kriegsschiffen unter Kommando des Commodore Sir William Hewett in den Kongo ein und verbreitete einen heilsamen Schrecken unter der sich bei ihren Raubzügen bereits sehr sicher fühlenden Negerbevölkerung. Dennoch reichte dieser Kriegszug zur Sicherstellung der Handelsfahrzeuge nicht hin, so daß im Januar 1876 die Flotille zum zweitenmal ihre Kanonen sprechen lassen mußte.

Wenn nun weiterhin noch zwei Heroen der Afrikaforschung, Livingstone und Cameron, für den Oberlauf des Kongo ihre großen Verdienste haben, so kommen sie doch für unser Gebiet nicht in Betracht, und wir können sofort zu der unvergleichlichen Leistung Stanleys übergehen, welcher nach der Befahrung des Riesenstromes in seiner ganzen Länge am 8. August 1877 in Boma anlangte. Petermann sagt in seiner Begeisterung von ihm (1877, S. 467): In dieser Weise hat Stanley mehr gethan, als die ganze wissenschaftliche Erforschung Innerafrikas, die sich nun auf etwas über 30 Jahre erstreckt, er hat mehr gethan, als alle Reisen von Europäern, die etwa 80 Jahre zurückdatieren, alle Reisen der Araber, die seit 1000 Jahren und mehr überall im Innern Afrikas vordrangen; er hat mehr gethan, als das ganze graue und klassische Altertum, und schließlich hat Stanley mehr in Erfahrung gebracht, als die Millionen von Eingeborenen von ihrem eigenen Lande wissen. — Es giebt kein ähnliches Beispiel in der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde.

Die Wichtigkeit der Entdeckung wird uns gewiß am deut-

lichsten vor Augen geführt, wenn wir hören, daß das Areal des Kongogebietes nach der planimetrischen Berechnung von Petermann 59 100 deutsche Quadratmeilen beträgt, während man das Stromgebiet des Rheins auf 3600 berechnet hat und das deutsche Reich 9818 deutsche Quadratmeilen groß ist.

Stanley fand, daß die ungeheure Breite des Stromes westlich vom 17° ö. L. v. Gr. allmählich abnahm. Von Bergen eingezwängt, von Felsriffen durchzogen, stürzt der Kongo nun dem Meere zu, unzählige Wasserfälle und Stromschnellen bildend. Zwischen diesen aber und den oberen sechs Fällen unter dem Äquator bildet er einen ununterbrochen schiffbaren Strom von 835 engl. Meilen Ausdehnung. In diesem Zentralbecken fand Stanley eine außerordentliche Fruchtbarkeit und schilderte die Reichtümer an Baumwolle, Kautschuk, Erdnüssen, Sesam, rotem und weißem Kopal, Palmöl und besonders Elfenbein, aber auch an Kupfer und Gold so verlockend, daß die Frage, wie man sich dieselben nutzbar machen könne, dem Schätze suchenden Europa bald nahe gelegt werden mußte, ohne daß sie vor der Rückkehr des Reisenden gelöst werden konnte. Diese verzögerte sich dadurch, daß er seine Leute selbst um das Kap nach Zanzibar brachte, von wo er erst im Dezember 1877 nach Europa abging.

Nachdem bereits vier Monate nach seiner Ankunft daselbst zum Staunen der Welt sein zweibändiges Werk mit Karten und Abbildungen aller Art erschienen war und er auch hierdurch wieder von seiner außerordentlichen Thatkraft und vielseitigen Befähigung Zeugnis abgelegt hatte, hüllten sich zunächst seine Pläne in ein geheimnisvolles Dunkel. Erst im März 1879 verlautete, daß er mit der internationalen afrikanischen Assoziation in Verbindung getreten sei, und wenig später erfuhr man, daß er bereits am 18. März in Zanzibar angekommen war und eine Anzahl seiner früheren Begleiter gemietet habe. Von da begab er sich um das Kap nach der Kongomündung, wohin von Amsterdam aus Waren, Proviant und einige kleine Dampfer geschafft worden waren. Am 21. August verließ er mit 8 Weißen und ca. 60

Negern Banana und gründete am 9. November eine Station bei Vivi, diesseits der Yellalafälle. Die allmählich klarer werdende Aufgabe ging dahin, an dem ganzen schiffbaren Teil des Kongo Stationen zu gründen und diesen so für den Handel zu öffnen. Zu diesem Zweck war aber längs der ganzen Strecke der Fälle und Schnellen auf dem rechten Ufer ein Landweg bis zum Stanley-Pool anzulegen, und was das bedeutet, kann richtig nur derjenige beurteilen, der Afrika aus eigener Anschauung kennt.

Es scheint nicht schwer und ist es auch nicht, eine Strecke Buschwald niederzulegen; schwierig, sehr schwierig aber ist es, den gewonnenen Weg offen zu halten, da er in einer Regenzeit, wenn nicht dauernd an ihm gearbeitet wird, wieder zuwächst. Wo sollen aber schließlich bei so enormer Ausdehnung, wie sie hier vorliegt, die Kräfte herkommen, um der ewig neu schaffenden Natur mit Erfolg entgegenzuarbeiten? Schlimmer ist die Arbeit noch in sumpfigem Terrain, wo die von der Tropensonne ausgebrüteten Dünste die Arbeiter mit Fieber bedrohen. Ein Weg durch solche Gegend in der Regenzeit bei sengender Sonne im dichten übermanneshohen Grase wirkt erdrückend; man glaubt zu fühlen, wie der Körper allmählich den verderblichen Einflüssen erliegt. Am schlimmsten aber ist der Übergang über steile von Buschwald bewachsene Felspartieen, und das Hinüberschaffen der zerlegbaren Dampfer und alles anderen Materials über solche Strecken muß unsagbare Mühen verursacht haben.

Eine sehr wichtige Erwerbung machte Stanley sehr bald an dem früheren Mitgliede der Loango-Expedition, Herrn Otto Lindner, einem sehr begabten und geschickten Manne, welcher in afrikanischen Verhältnissen zu Hause war, da er nach Beendigung seiner ersten Reise sofort in die Dienste der afrikanischen Handelsvereinigung in Rotterdam getreten war und wiederum jahrelang am Kongo gearbeitet hatte. Dieser stand ihm auf schwierigen Posten überall zur Seite, führte selbständig die nötig werdenden Expeditionen aus und brachte ihm neue Leute zu. Mit

Recht erwarb er sich so nicht nur das unbedingteste Vertrauen von Stanley, sondern auch vom König der Belgier selbst.

Den ersten Stationen fügte jener im Jahre 1880 zwei neue, Isandschila und Manjanga, hinzu. Von hier machte er schon zu Anfang des folgenden Jahres einen Vorstoß nach dem Stanley-Pool, wo ihm, wie schon erwähnt, Brazza vom Ogowe her den Weg durch Gründung der Station Brazzaville gewissermaßen abgeschnitten hatte. Wer Stanley kennt, weiß aber, daß es für ihn absolut kein Hindernis giebt. So sehen wir ihn, nachdem er mit der Hauptmasse und der Dampfbarkasse „L'en Avant“ den Stanley-Pool erreicht hat, zu Anfang des Jahres 1882 bei Ntamo die Station Leopoldville gründen, deren Lage er als durchaus gesund und Glück verheißend schildert. An der Mündung des Ibari Nkutu entstand eine fernere Station, auch verfolgte er nicht nur diesen Nebenfluß, sondern auch einen in diesen von Osten kommenden Zufluß 200 Kilom. weit aufwärts. Hier traf er auf einen großen See, in welchem er den Aquilondasee der Alten zu erkennen meinte und ihn nach Leopold II. von Belgien benannte.

Ob die verwickelten Verhältnisse mit seinem französischen Nebenbuhler oder andere Gründe ihn dann bewogen, sich in Europa direkte Instruktionen zu holen, weiß man nicht, doch sehen wir ihn im September 1882 daselbst ankommen und noch in demselben Jahre nach dem Schauplatz seiner Thätigkeit zurückkehren.

In dieser Zeit begegnen wir daselbst einem anderen Mitgliede der Loango-Expedition, Herrn Dr. Pechuel-Lösche, welcher ein außerordentlich reiches Beobachtungsmaterial mit zurück brachte, da er eben nur die Mission hatte, seine vielseitigen Kenntnisse und reichen Erfahrungen auf Land und Leute, Produkte und Handelsverhältnisse anzuwenden.

Augenblicklich dürfte das Riesenwerk Stanleys nahezu beendet sein, denn von dem Moment ab, wo sein Dampfer den schiffbaren Teil erreicht hatte, gab es kaum weitere Schwierigkeiten,

die sich mit den bereits glücklich besiegten hätten vergleichen lassen, zu überwinden.

Die neuesten Nachrichten verkünden, daß die internationale afrikanische Gesellschaft eine möglichst zahlreiche Ansiedelung auf dem von Stanley eingenommenen Gebiete wünscht und den Expeditionen jeder Nation, welche sich daselbst niederlassen wollen, den notwendigen Boden unentgeltlich abtreten wird. Vor allem wünscht man Ansiedelungen auf den am Kongo gegründeten Stationen, um aus diesen eine Art freier Städte hervorgehen zu sehen. (Export 1883, Nr. 38.) Jedenfalls können unter den „Ansiedlern“ nur reiche Kaufleute gemeint sein, in keinem Falle Auswanderer, da diese elend verkommen würden oder Stanley zur Last fallen müßten, bevor sie in die Lage kommen könnten, sich selbst zu ernähren. Ersteren aber wäre es gewiß zu raten, ihr Kapital auch dort in die Wagschale zu werfen, wo bereits Holländer, Franzosen, Belgier, Engländer und Portugiesen um die zu erringenden Schätze im Streite liegen.

Portugal macht seine historischen Ansprüche auf die Strecke bis zum Kuilu und das linke Kongoufer bis zur Kuangomündung geltend und wünscht an der Mündung ein Zollhaus anzulegen, um bequem eine Einnahme aus den heruntergebrachten Schätzen zu erzielen. Frankreich hofft dieselben auf dem Seitenwege nach dem Ogowe und Gabun in Sicherheit zu bringen, England arbeitet praktisch an Ort und Stelle durch Beteiligung seines Großkapitals, Belgien wird sich seine bisherige Arbeit bezahlen lassen, Holland sitzt auf seinen alten Plätzen und läßt sich den vermehrten Handel gern gefallen, und — Deutschland tritt zum erstenmal mit auf den Kampfplatz. Jedenfalls ist es klar, daß an diesem Punkte eine großartige Entwickelung, eine Umwälzung zu erwarten ist, wie sie ähnlich vielleicht nur nach der Entdeckung Amerikas oder des Seeweges nach Indien sich vollzogen hat. Am praktischsten gehen jedenfalls die Engländer zu Werke, um sich den Kongo zu sichern. Da Portugal allein schwerlich seine Ansprüche würde haben durchsetzen können

und sich seiner Ohnmacht wohl bewußt ist, so ließ sich England von ihm als gleichberechtigt anerkennen und leiht ihm für diesen Preis seinen kräftigen Arm.

Am 26. Februar wurde nämlich in London zwischen England und Portugal ein Vertrag unterzeichnet, kraft welches ersteres die portugiesische Oberhoheit über die Kongoregion unter folgenden Bedingungen anerkennt.

Die portugiesische Jurisdiktion soll sich fast über den ganzen unteren Kongo, soweit derselbe schiffbar ist, bis Noki, in kurzer Entfernung unterhalb Vivi, wo die Hindernisse für die Schiffahrt beginnen, ausdehnen. Die internationale Assoziation erhält eine Landungsstation gegenüber Noki. Allen Ausländern wird volle persönliche und kommerzielle Freiheit des Handels in dem als portugiesisch anerkannten Territorium verbürgt. Die gänzliche Freiheit des Kongo für die Unterthanen und Flaggen aller Nationen in bezug auf Handel und Schiffahrt wird ausdrücklich anerkannt. Es dürfen keine Zölle oder andere Gebühren erhoben werden, ausgenommen solche, welche die englisch-portugiesische Kommission auferlegt, oder welche die zwei kontrahierenden Mächte später vereinbaren dürften. Die englisch-portugiesische Kommission soll nur solche Gebühren auferlegen, die zur Bestreitung ihrer Ausgaben und Deckung der Kosten der zur Erleichterung des Handels und der Schiffahrt notwendigen Arbeiten erforderlich sind. Der Verkehr zu Lande soll ebenfalls frei von Behelligung sein, unterliegt aber gewissen Zöllen. Brittische Schiffe und Waren genießen in bezug auf Zölle und Beschränkungen unter allen Umständen dieselbe Behandlung wie portugiesische Fahrzeuge und Waren. Religionsfreiheit und die Rechte von Missionären aller Nationen und Konfessionen sind gesichert. Die Privilegien der Eingeborenen-Häuptlinge sollen aufrecht erhalten werden, so weit dies mit der Souveränität Portugals verträglich ist.

Daß England es versteht, sich bei guter Gelegenheit von einem Mitbesitzer frei zu machen, hat Europa in Ägypten

und wird es vielleicht auch hier erfahren, da Portugal wohl leichter als Frankreich dürfte abgefunden werden können. Indes scheinen die übrigen Staaten diesmal nicht gewillt zu sein, sich durch das überraschende Vorgehen Englands imponieren zu lassen und die Besitzergreifung des Kongo als eine unabänderliche Thatsache hinzunehmen.

Die internationale Gesellschaft zu Brüssel erhob als Antwort darauf die in den Thälern des Stromes ihr vertragsmäßig von den legitimen einheimischen Häuptlingen abgetretenen Gebiete zu freien Staaten und gab ihnen als Abzeichen eine blaue Fahne mit einem goldenen Stern in der Mitte.

Die vereinigten Staaten erkannten die Flagge sofort als die einer befreundeten Macht an und protestierten durch die Presse energisch gegen den zwischen England und Portugal abgeschlossenen Vertrag.

Frankreich trat mit der internationalen Gesellschaft in Verbindung, um sich durch Verträge zum eventuellen Rechtsnachfolger derselben zu machen und sich alle Vorteile der Meistbegünstigten zu sichern. Deutschland erkannte durch eine Note des Kanzlers vom 12. Mai 1884 die vom deutschen Handelsstande gegen Englands Vertrag erhobenen Beschwerden als gerechtfertigt an und trat nicht nur deshalb mit den bezüglichen Regierungen in Verbindung, sondern sandte auf Sr. Majestät Schiff „Möve“ die mit afrikanischem Wesen und Leben wohl vertrauten Männer Dr. Nachtigal und Dr. Buchner hinaus, um über die Sachlage an Ort und Stelle genaue Einsicht zu gewinnen. Die Klärung derselben dürfte demnach in nicht allzuweiter Ferne zu erwarten sein.

Wenn wir nun den Hauptstrom selbst verlassen, so erwartet uns noch ein reiches Feld in seinen südlichen Zuflüssen.

Das Gebiet der linken Nebenflüsse des Kongo ist so recht eigentlich das Arbeitsfeld der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, da wir seit Anfang des Jahres 1875 dauernd Reisenden derselben dort begegnen. Der Ausgangspunkt für alle solche

Unternehmungen wird, wie bisher, so auch in Zukunft die Hauptstadt von Angola, St. Paulo de Loanda bilden.

Hier landete am 3. Februar 1875 die deutsche Cassange-Expedition, welche unter der Führung des Hauptmann A. von Homeyer aus Dr. Pogge, dem Botaniker H. Soyaux und dem Oberlieutenant A. Lux bestand. Vierzehn Tage später fuhr sie in den Quanza ein, doch war es nur einem unter ihnen, Dr. Pogge, vergönnt, reiche Lorbeeren zu ernten. Der Führer mußte bald, in hohem Grade durch Fieber geschwächt, den Heimweg antreten; später folgte ihm Lux nach, und Soyaux kehrte gleichfalls schwerkrank zur Loango-Expedition, von welcher er abkommandiert worden war, nach Tschintschotscho zurück.

Pogge ging über Malange, überschritt am 11. August den Quango und erreichte Kimbundo am 26. Auf seinem Vormarsch passierte er den Kikumbo, Losa, Luayi, Kassai, Lulua und kam am 9. Dezember 1875 in Mussumba, der Hauptstadt des Muata Jamvo an, wo er, wie er selbst schreibt, in großartiger und imponierender Weise empfangen wurde.

Er berichtet darüber in seinem Tagebuche, welches unter dem Titel: „Im Reiche des Muata Jamvo" veröffentlicht wurde, so interessant (S. 129), daß wir ihn selbst erzählen lassen wollen. „Sobald ich die Hütte verlassen hatte, bildete sich hinter mir ein Schwarm Eingeborener, welcher sich lawinenartig vergrößerte, so daß ich schließlich eine Begleitung von vielleicht tausend Menschen haben mochte, bevor ich bei der Umzäunung von Muata Jamvos Lager, das 10 Minuten von dem meinen entfernt lag, angekommen war".

„Als sich die einfache Thür derselben öffnete, schritt ein Neger eiligen Schritts voran, dann folgte ein großer Trupp Weiber, welche, wie eine Meute Hunde aus ihrem Zwinger, lärmend auf den freien Platz hinausströmten; dann erschien der Herrscher selbst in sitzender Stellung auf einer Art Tragbahre getragen. Hinterher kam das Musikkorps, bestehend aus vier

Negern, von denen die beiden Vorderen ein Saiteninstrument, die beiden Hinteren eine Trommel bearbeiteten".

„In der Mitte des Platzes hielt der Zug still, und ein Adjutant führte mich zu dem Herrscher, welcher sichtlich erfreut war und mir mit wohlwollend lächelnder Miene seine Hand von der Tragbahre herabreichte, in welche ich kräftig einschlug. Als die erste Ceremonie beendet war, ließ mich Muata Jamvo bitten, meinen Hut abzunehmen, welchen Wunsch ich erst nicht verstehen konnte, bis der Adjutant ihn mir durch Pantomimen verständlich gemacht hatte, da meine Dienerschaft gar nicht, der Dollmetscher aber sehr schlecht die Lundasprache verstand. Als ich endlich meinen Hut abgenommen hatte, brach ein allgemeiner Jubel aus. Muata Jamvo lachte und schien Bemerkungen über mein Haar zu machen, während seine Umgebung in die Hände klatschte und auf den Fingern pfiff. Jetzt bat er mich, meinen Regenschirm aufzuspannen, und ließ mir darauf sagen, daß er mich heute noch besuchen würde. Ganz Mussumba schien außer sich vor Freude zu sein. Ich wurde von allen wie ein Kaiser honoriert."

Der nächste Reisende, welcher sich in das Gebiet begab und von dem wir nach seinen früheren Erfolgen berechtigt gewesen wären, Großes zu hoffen, war Eduard Mohr, den jedoch ein neidisches Geschick plötzlich in Malange am 26. November 1876 wahrscheinlich infolge eines perniciösen Fieberanfalls hinraffte.

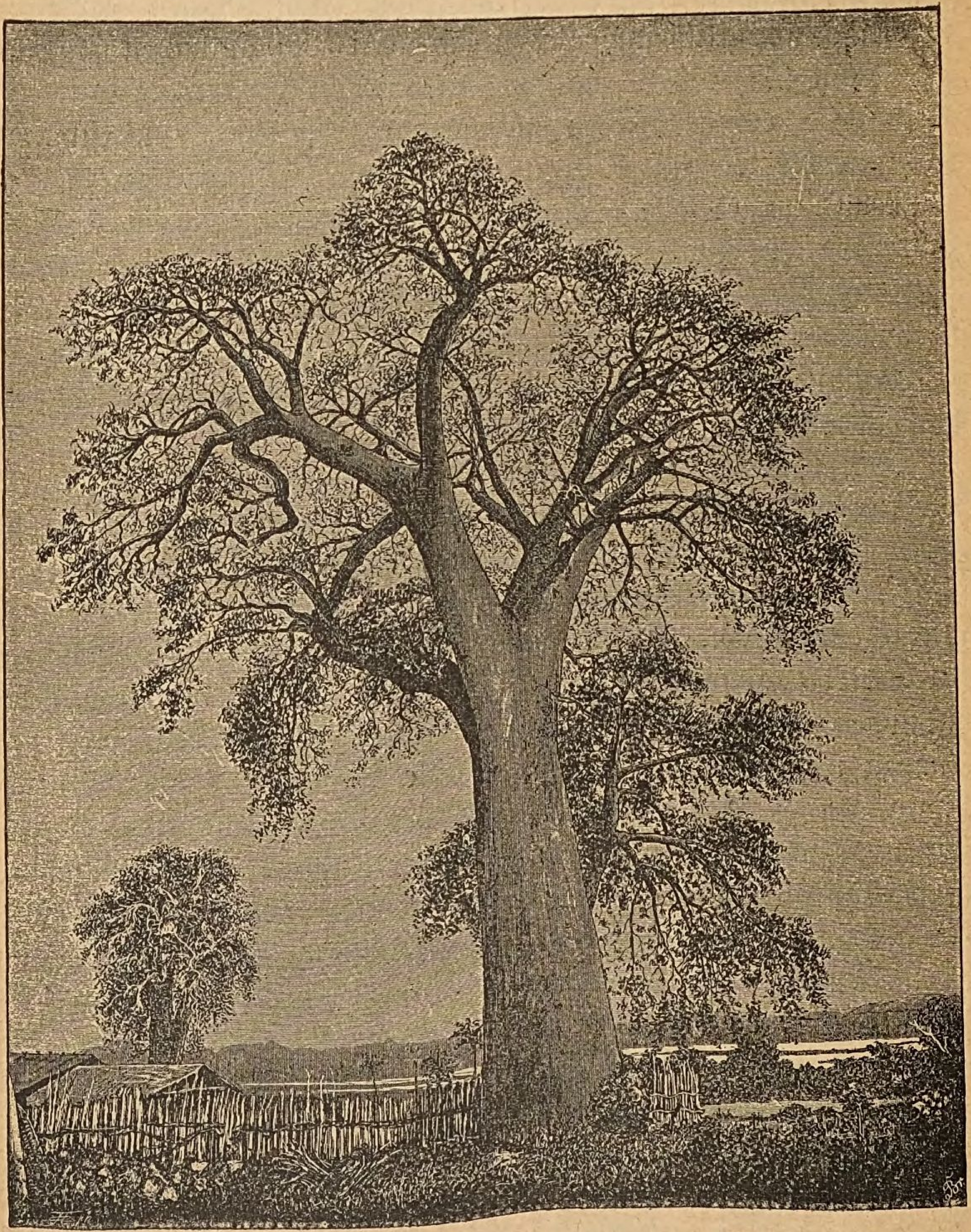
Nach ihm besuchte der Ingenieur O. Schütt mit Gierow dieselbe Gegend, hatte aber mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß er im Jahre 1879 nach Europa zurückkehrte. In einer Karte hat er die Resultate seiner Reise, ca. 7 Nebenflüsse des Kongo bis in die Details ihrer kleineren Zuflüsse, so ausführlich niedergelegt, daß, wenn durch spätere Reisende seine Angaben bestätigt werden sollten, seine Arbeiten als bedeutende anerkannt werden müßten. Er traf in Malange mit einem weiteren Sendboten der afrikanischen Gesellschaft Dr. Max Buchner zusammen, welcher zunächst die Aufgabe hatte, Muata Jamvo

die Geschenke des deutschen Kaisers zu überbringen, und am 11. Dezember 1879 in der Hauptstadt desselben eintraf. Dort hatte er sich von dem, wie er ihn nennt, selbstsüchtigen Herrscher so viel als möglich ausgesogen bis Juni 1880 aufhalten müssen, war dann mit Gewalt nach Westen aufgebrochen, indem er einen Teil seiner Leute mit Sammlungen nach der Küste zurückschickte und nur die Mutigeren mitnahm, machte drei vergebliche Vorstöße und mußte schließlich wegen der Feindseligkeiten der Eingeborenen, Treulosigkeit der Träger und Mangel an Führern nach der Küste zurückkehren, so daß wir ihn im Februar 1881 in Malange wieder antreffen. Er setzte jedoch seine Forschungen bis zum folgenden Jahre fort und kehrte dann von dem Schauplatz seiner Thätigkeit nach Europa zurück.

Die fieberhafte Thätigkeit, welche von anderen Nationen im Gebiete des Kongo entwickelt wurde, ließ auch die Portugiesen sich ihres alten Entdeckerruhmes wieder erinnern und sich nicht nur zu einer Expedition aufraffen, sondern sie auch erfolgreich durchführen. Die Aufgabe derselben war die Erforschung der Länder zwischen Angola und Mozambique und der Beziehungen zwischen den Flußsystemen des Kongo, des Zambesi, Kuanza und Cunene. An der Spitze stand der Major Serpa Pinto, zu Begleitern waren ihm der Fregattenkapitän Brito Capello und der Oberlieutenant Roberto Ivens beigegeben worden. Sie gingen am 12. November 1877 von Benguela aus und kamen am 8. März 1878 nach Bihe. Hier trennten sich die Reisenden. Major Serpa Pinto gelang es, am 12. Febr. 1879 Pretoria (Transvaal) und von dort die Ostküste zu erreichen, während seine Begleiter, lange von allen Hilfsmitteln entblößt, sich am oberen Quango aufhalten mußten und nach zweijähriger Arbeit, nachdem sie diesen Fluß bis zum 5° s. Br. erforscht hatten, krank nach Loanda zurückkehrten.

Den Lauf des Quango bis zu seiner Mündung in den Kongo verfolgt zu haben, bildet zur Zeit eine Hauptaufgabe der Reisenden. Auch Major v. Mechow versuchte ihre Lösung und

Fig. 13.



Affenbrotbaum in der trockenen Zeit.

gelangte nach seiner Beschreibung im Juni und Juli 1880 von Malange nach Tembo Aluma am Quango, wo drei Wasserfälle die Schiffbarkeit desselben unterbrechen. Von da fuhr er auf einem mitgenommenen Boote abwärts bis zur Steinbarre Kingungi 5° s. Br., wo er im Oktober 1880 anlangte und unter Zurücklassung desselben zu Lande seinen Ausgangspunkt am 20. Februar 1881 wieder erreichte. Er glaubt, daß der Endpunkt seiner Reise 150 Kilometer vom Stanley-Pool in gerader Richtung und wahrscheinlich 250 Kilom. von der Mündung in den Kongo gelegen sei.

Wir kommen nun wieder zu einem Glanzpunkte in der Geschichte der Entdeckungen, zu der glücklichen Reise von Dr. Pogge und Leutnant Wißmann, welche für die Kenntnis der linken Nebenflüsse des Kongo von außerordentlicher Bedeutung gewesen ist. Beide Reisenden wurden von der afrikanischen Gesellschaft im November 1880 ausgeschickt, um zunächst zum Kalundakönig Muata Jamvo, den Pogge schon besucht hatte, zu gehen und von dort Schritt für Schritt in den unbekannten Norden vorzudringen. Durch Buchner, welchen sie in Malange trafen, wurden sie von dem ersten Teil des Planes abgelenkt und beschlossen, von Kimbundu aus eine nördliche Richtung einzuschlagen. Diese Absicht wurde noch bestärkt, als sie daselbst Nachricht von dem fabelhaft reichen Lande der Baschilange erhielten und Führer dorthin anwerben konnten. Zwischen den beiden Flüssen Luelle und Tschikapa verfolgten sie ihre Route im Lande der Kioque nordwärts und vermochten, indem sie sich durch feindliche Demonstrationen nicht beirren ließen, weiter vorzudringen. Durch sehr geschicktes und politisches Handeln durchbrachen sie die Sperre des Kalundareiches und vereitelten durch Eilmärsche, welche den Gegnern keine Zeit zum Besinnen gaben, jeden Aufenthalt, so daß sie den mächtigen Nebenfluß des Kongo, den Kassai, erreichten. Am anderen Ufer hatten sie das Glück, den einen der zwei Baschilange-Fürsten Dschingenge zu treffen, der sie selbst weiter bis zu seiner Residenz am Lulua führte.

Mit dem diesen Reisenden eigentümlichen Verständnis für die Verhältnisse trennten sich beide, und Pogge nahm die Gastfreundschaft des zweiten Fürsten Mukenge an. Nach vierwöchentlichem Aufenthalt führte sie der letztere bis zum Munkambasee, dem die Fabel eine solche Größe angedichtet hatte, daß ein Vogel ihn nicht sollte überfliegen können, und der sich so unbedeutend erwies, daß er in 5 Stunden umgangen wurde. Je weiter die Reisenden nun kamen, um so mehr wurden sie selbst sowie ihre Reitstiere angestaunt. Nachdem sie den Lubi überschritten hatten, betraten sie das Gebiet der Bassonge, eines industriell ungemein hochstehenden, kräftigen und schönen Volksstammes, der noch mehr gewann, wenn damit die in den Wäldern in verstreuten elenden Dörfern lebenden Buschneger, die Batua, verglichen wurden.

Es würde uns über unser Gebiet hinausführen, wollten wir unsere Reisenden weiter begleiten, so schwer es auch ist, ihnen auf ihrem großartigen Zuge nicht folgen zu dürfen. Wir müssen uns damit begnügen zu erzählen, daß beide am 17. April 1882 Njangwe erreichten, von wo Wißmann dann allein weiter zur Ostküste vordrang, während Pogge auf einer anderen Route der Westküste wieder zustrebte. Beide vollbrachten gleich Großes, ja es ist gewiß schwer zu entscheiden, wer den gefährlicheren Weg zurücklegte, und hoch anzuerkennen, daß jeder es von dem andern glaubte, weil beide im Überwinden von Schwierigkeiten Meister waren und die Gefahren auf dem eigenen Wege kaum empfanden. Leider war es Pogge nicht lange vergönnt, sich über seine großartigen Erfolge zu freuen, da er angesichts des Fahrzeugs, welches ihn nach Europa zurückbringen sollte, am 17. März 1884 zu Loanda einem Lungenleiden erlag.

Indem wir uns nun dem letzten Strom, der mehrfach Gegenstand der Forschung gewesen ist, dem Cunene zuwenden, erwähnen wir noch, daß die Strecke von Mossamedes bis zum Damaraland neuerdings von Dr. C. Höpfner, Bruder des am Niger dem Klima zum Opfer gefallenen Reisenden gleichen Namens, bereist und also auch der Cunene von ihm überschritten

wurde. Hier ist im Jahre 1854 der Portugiese Fernando da Costa und im Jahre 1867 der schwedische Naturforscher C. J. Andersson mit Francis Galton zu nennen, von denen Andersson daselbst sein Grab fand. Auch die Missionäre Hugo Hahn und Rath versuchten vom Damaralande aus dorthin vorzudringen, und der Elefantenjäger Fr. Green war so glücklich, das Ziel zu erreichen. Im November des Jahres 1878 fuhren die portugiesischen Marineoffiziere Lima, Queriol und Silva von Mossamedes nach der großen Fischbai und von dort über Land nach dem Cunene, dessen unteren Lauf sie aufnahmen. In derselben Zeit etwa erforschten M. B. J. Brochado und A. F. Nogueira und 1882—83 Lord Mayo die Ufer dieses Flusses.

Viel erfreuliches haben alle zusammen nicht zu berichten. Zunächst ist die Mündung durch eine Barre gesperrt, welche den Fluß nur während des Hochwassers zugänglich erscheinen läßt, aber auch dann noch ist der Versuch wegen der schweren Brandung sehr gefährlich. Spätere Generationen werden deshalb vielleicht den Unterlauf durch einen kleinen Kanal mit der großen Fischbai verbinden, welche einen vorzüglichen Ankerplatz abgiebt; denn möglich wäre es immerhin, daß dem Cunene die Rolle des Ogowe aufbewahrt ist, daß er nämlich, ähnlich wie dieser zum Kongobecken, den Zugang zu den Reichtümern des Zambesibeckens zu bilden vermöchte. Daß der Unterlauf auch einige Fälle und Schnellen aufweist, ist natürlich, da er auch durch das Gebirge bricht. Bei Humbe erhält er auf der rechten Seite einen reichlichen Wasserzufluß durch den Cacullo Valle oder Caculovar, wonach wir dann nördlich seinen Lauf bis nach Benguela verfolgen können.

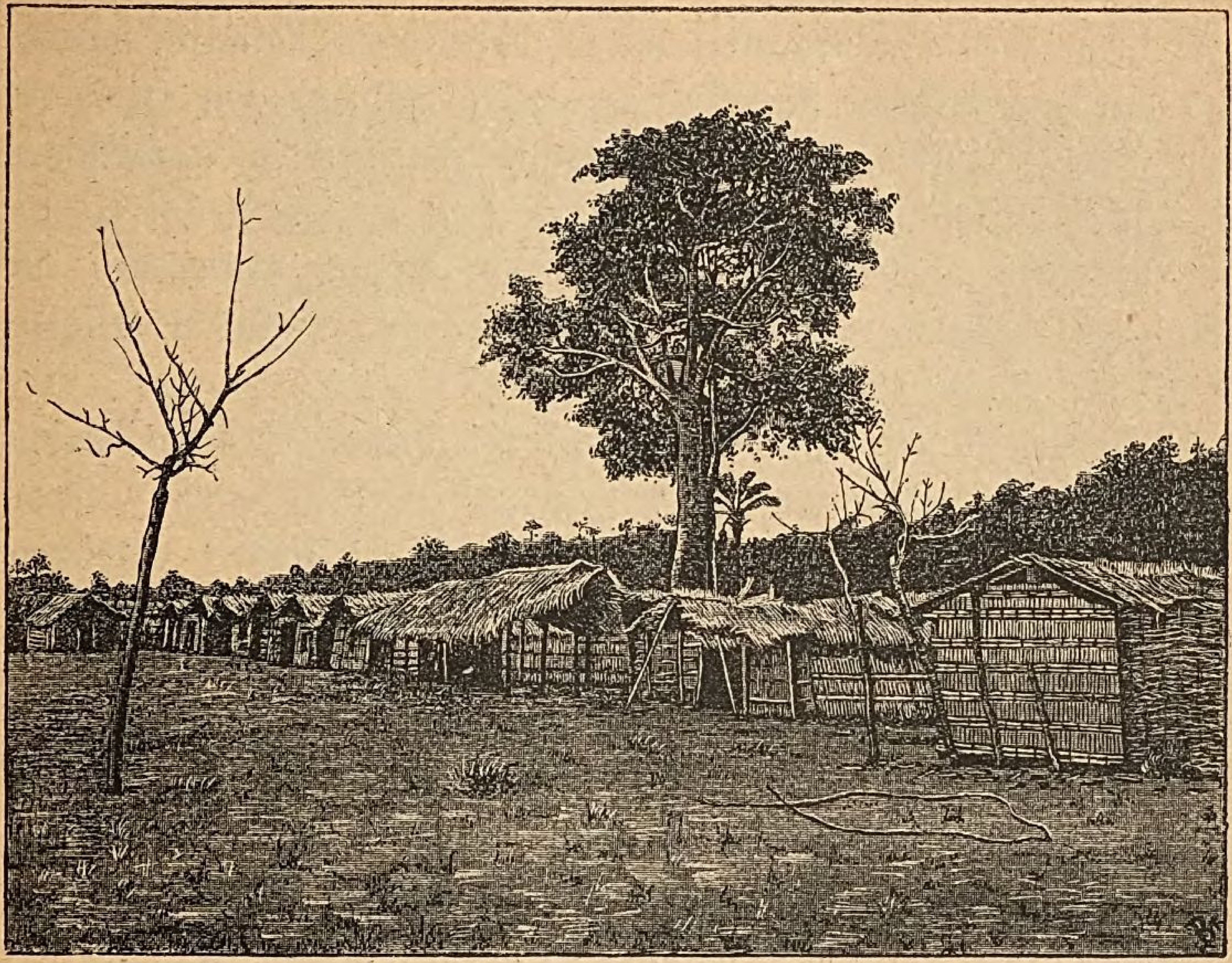
Wenn wir hiermit zunächst die Geschichte der Entdeckungen abschließen, so thun wir es in der sicheren Erwartung, daß die Ereignisse schnell den jetzigen Standpunkt überholen werden und daß vielleicht dieses Jahrhundert berufen sein wird, alle Rätsel des dunkeln Erdteils zu lösen. Welche Aufgabe könnte auch wohl der gemeinsamen Arbeit aller Nationen zu schwer sein, zu-

mal wir die Kräfte, welche unsere Karten vervollkommnen und umgestalten werden, kennen. Wissen wir doch, daß Stanley sein Schiff furchtlos und sicher weiter und weiter vorschickt und daß Brazza seinen Weg nicht minder energisch verfolgt. Außerdem ist Wißmann mit einer großen Mission betraut und nach seinen früheren Beweisen dürfen wir hohe Erwartungen von ihm hegen.

Ist auch leider Pogge nicht mehr auf dem Kampfplatz, so wird es in Deutschland nie an neuen Streitern, die mutig in die Lücken treten, fehlen. Bereitet sich doch eben eine neue Expedition der afrikanischen Gesellschaft unter dem Lieutenant Ed. Schulze und Dr. Willy Wolff vor, welche Anfang Juli 1884 nach der von Pogge beim Mukenge gegründeten Station abgehen soll.

Hoffen wir, daß die Eifersucht der Portugiesen ihnen nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, und daß ein günstiges Geschick ihnen ihre schwere Aufgabe lösen hilft.

Fig 14.



Negerhütten der Station Tschintschotscho.

Kapitel II.

Klima. Bodenbeschaffenheit. Pflanzen- und Tierwelt.

Da die geographische Kenntnis Westafrikas zum größten Teil eine Errungenschaft der neuesten Zeit ist, so liegen noch wenig exakte meteorologische Beobachtungen vor. Sichere Resultate wurden eigentlich nur durch die regelmäßigen zwei Jahre lang fortgesetzten Untersuchungen der Loango-Expedition gewonnen, während im übrigen sich meist nur spärliche Daten in den Berichten der Reisenden verstreut finden. —

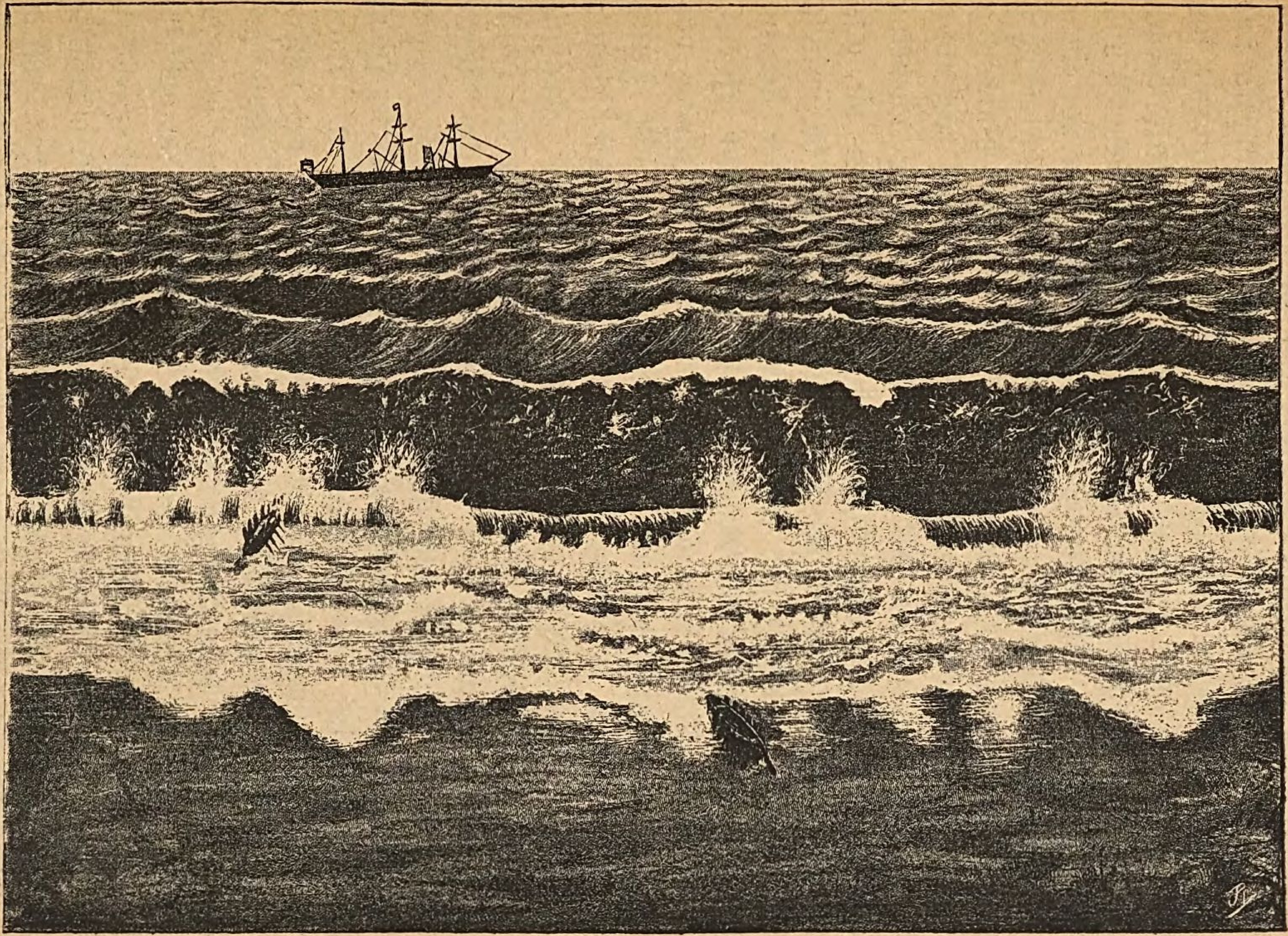
Zunächst ist festzustellen, daß das ganze von uns betrachtete Gebiet vom Ogowe bis zum Damaraland vollständig der Äquatorialzone angehört. In dieser unterscheidet man im all-

gemeinen einen Kalmengürtel bis 5° südlich vom Äquator, welcher sich durch reichlichen Regenfall zu allen Jahreszeiten in Form von Gewittergüssen, die meist nachmittags eintreten, auszeichnet. Eine kleine Abnahme der Regenmenge tritt ein, wenn die Sonne am weitesten nördlich und südlich vom Äquator verweilt, im Juni und Dezember. (Hann, Hochstetter und Pokorny, allgem. Erdkunde, S. 115.)

Außerhalb des Kalmengebietes tritt für einen Ort die Regenzeit ein, wann die Sonne in den Zenith desselben kommt. Dann wird der sonst regelmäßig wehende Passatwind immer schwächer und führt nicht mehr beständig kühlere trockene Luft herbei; die feuchte Luft steigt in die Höhe, kühlt sich ab und erzeugt heftige Platzregen. Entfernt sich die Sonne wieder weiter vom Zenith, so fängt der Passatwind zu wehen an und bringt die trockene Zeit. Da nun die Sonne für alle Orte zwischen Wendekreis und Äquator zweimal in den Zenith kommt, so sondert sich auch die Regenzeit in zwei Abschnitte, welche durch eine kleinere Trockenzeit getrennt sind. Dies charakterisiert den Erdgürtel mit doppelter Regenzeit (bis 15° s. Br.). Näher am Wendekreis hingegen, wo die Sonne nur einmal in der Nähe des Zeniths verweilt, ist die Regenzeit einfach. Von großem Einfluß ist dabei natürlich die Bodenbeschaffenheit des betreffenden Landes, denn würde sich dem über das Meer kommenden Passat ein Gebirge in den Weg stellen, so würde er an diesem auf der getroffenen Seite seinen Wasserdampf kondensieren, während die andere trocken bliebe.

Sehen wir nun, indem wir der vorzüglichen Arbeit von A. v. Danckelmann (die meteorologischen Beobachtungen der Güßfeldtschen Loango-Expedition, Leipzig 1878, Frohberg) folgen, welche Bodenbildung vorliegt und wie die wirklichen klimatischen Verhältnisse den theoretischen entsprechen. — Das ganze Land von der Meeresküste zum Inneren läßt sich zunächst nach Welwitschs Vorgang in drei verschiedene Regionen einteilen: Die Küstenregion, die Bergregion und die Hochebenenregion.

Fig. 15.



„Calema“. Eigenartige Brandung nach Aquarelle von Dr. Pechuel=Lösche.

An der auffallend hafenarmen Küste ist zunächst die eigentümliche Form der Brandung (Fig. 15) zu erwähnen, welche schon den Negern den Fischfang außerordentlich erschwert und zu vielen außerdem unberechenbaren Zeiten die Landung unmöglich macht. Sie zeichnet sich durch lange parallele Wogen aus, welche schon weit vom Strande ihren Anfang nehmen und, soweit das Auge nach allen Seiten reicht, das Meer mit einem frisch gepflügten Ackerfelde vergleichen lassen, in so regelmäßigen Zwischenräumen folgt Berg und Thal aufeinander. Wunderbar schön ist der Anblick, wenn abends Meerleuchten zu beobachten ist. Steht man dann auf hoher Klippe in der unendlich einsamen und öden Strandszenerie und lauscht dem nie aufhörenden Donnergeräusch der überstürzenden Wogen, die weithin den leuchtenden Gischt ans Ufer treiben, während der sternenbesäete Tropenhimmel die Gegend mit mildem und doch fast elektrisch hellem Licht überströmt, so vermag man sich schwer von einem so großartigen Bilde zu trennen, und für alle Zeiten erhält sich das erhebende Bewußtsein, Zeuge eines seltenen Naturschauspiels gewesen zu sein. Diese „Calema“ genannte Brandung tritt ähnlich auch in Amerika, sowohl an der brasilianischen Küste als an der chilenischen, aber in solcher Regelmäßigkeit und Schwere nur hier auf. Die Wellenkämme zeigen im Moment des Überstürzens in ruhiger Zeit ca. 1 Meter Höhe, wachsen aber bei bewegter See auf 3 und 4 Meter an. Dabei ist die Aufeinanderfolge eine so schnelle, daß schon bei mittelhoher Calema die geübtesten Bootsleute und ebenso starke als gewandte Neger beim Hinausschieben des Bootes dazu gehören, die hohe See zu gewinnen, sonst wird das Fahrzeug unausbleiblich mit sämtlichen Insassen kopfüber an den Strand zurückgeschleudert. Dieser Moment ist aber wegen der leicht möglichen Verletzung durch jenes so gefürchtet, daß bei jeder solchen drohenden Gefahr die ganze Bemannung sofort nach allen Seiten in die Brandung springt und das Boot sich selbst überläßt.

Die Küste selbst ist sehr gleichförmig, und nur Eingeweihte

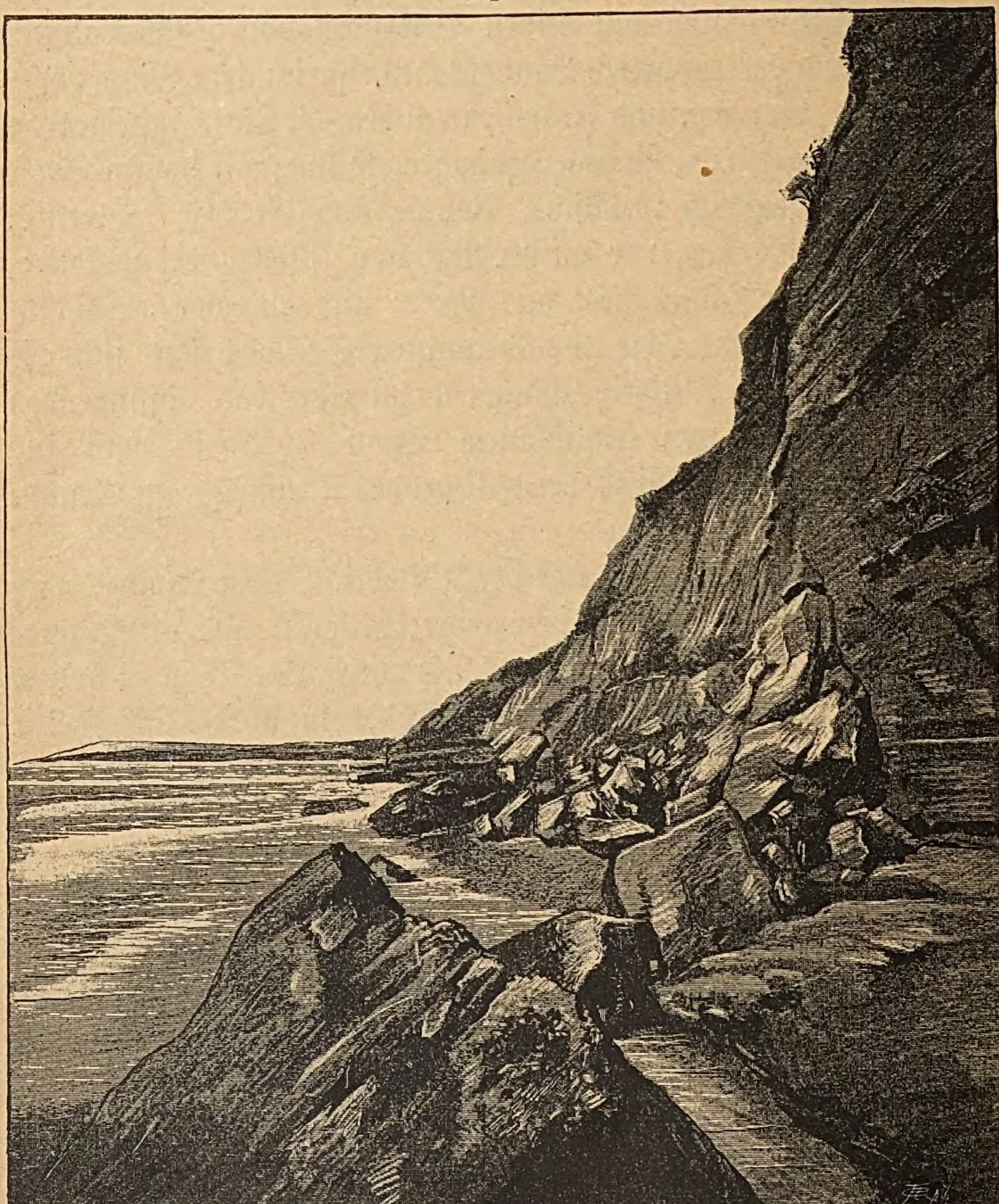
vermögen sich nach versteckten Faktoreigebäuden, Baumgruppen, einzelnen Palmen und rötlichen oder weißen Hügelabstürzen als Landmarken zu orientieren. Der Laie sieht überall nur den schmalen Strandsaum mit seinen Beständen von Fächerpalmen, Gestrüpp und verkrüppelten Laubbäumen, die dunkeln Mangrovedickichte der Lagunen und Flußniederungen, die sanft ansteigenden Ebenen und geringen Bodenerhebungen, welche, mit hohem Grase bewachsen, inselgleich Gebüsche, Bäume und Gehölze aufweisen. An einzelnen Stellen, wie an der Bai von Yumba, bei Landana, treten bewaldete Hügel dicht ans Meer; und an einer den Dampfern an letzterem Orte wohlbekannten Stelle bricht sich die Brandung in der Flutzeit schäumend an einer jäh abstürzenden Wand (Fig. 16) von graublauem Thon, während man zur Ebbezeit über die chaotisch herumliegenden Trümmer am Grunde derselben fortklettern kann.

Der geologische Charakter der Küstenlinie vom Quanza nach Mossamedes ist Gneis, der sehr quarzhaltig ist und an letzterer Stelle in feinen Granit übergeht. Die ganze Strecke ist in hohem Grade öde und unfruchtbar. Man findet in dieser Steinwüste kaum einen Tropfen Wasser und infolge der Dürre nur kurzhalmiges Gras und dorniges Gestrüpp. Zwanzig bis dreißig Meilen landeinwärts ist die Szenerie jedoch anders und die Vegetation ist dann überall ebenso üppig, wie in Angola und Loango, wenn auch im großen und ganzen die nördliche Küstenregion vegetationsreicher, als die südliche genannt werden muß. Auf die Küstenregion folgt in einer Entfernung von 10—15 geogr. Meilen vom Strande landeinwärts die Bergregion, die dann ihrerseits in ca. 30—40 geogr. Meilen Entfernung von demselben allmählich in die Hochebenenregion übergeht.

Die Hauptplätze der Küste, welche den Reisenden annähernd wieder in zivilisiertes Land versetzen, sind St. Paulo de Loanda, Benguela und Mossamedes. Loanda wird von etwa 2500 Weißen und 12 000 Negern bewohnt. Die Stadt liegt in einem Halbkreis um den Hafen und wird da, wo dieser das Meer berührt,

von je einem Fort begrenzt. Sie zerfällt in einen oberen und unteren Stadtteil, welche zusammen mit ihren weißgetünchten

Fig. 16.



Senkrecht abstürzende Wand bei Landana.

Steinhäusern, Ziegeldächern, Kirchtürmen und Forts dem Ankommenden einen wohlthuenden großartigen Eindruck machen.

Auf der Höhe liegen fast nur Regierungsgebäude, vor allen

die Paläste des Gouverneurs und des Bischofs, eine alte eingestürzte Jesuitenkirche, mehrere andere Kirchen und das Hospital. Unmittelbar vor dem Hafen hat sich die kaufmännische Bevölkerung angesiedelt, und am Ostende breitet sich die Negerstadt mit ihren viereckigen Kampinengedeckten Lehmhütten aus. Während der Fuß fast bis zum Knöchel in den glühenden Sand der kleineren Gassen einsinkt, sind die Hauptstraßen gepflastert, breit angelegt und von beiden Seiten mit prächtig rot blühenden Akazien, indischen Pfefferbäumen, Tamarinden und Kokospalmen besäumt. Die meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß, die anderen zeigen ein erstes Stockwerk und sind infolge der geschickten Verbrecherhände, welche dorthin aus dem Mutterlande deportiert wurden, nicht nur mit hübschen Fassaden versehen, sondern auch innen mit Wand- und Deckenmalerei reich verziert. Die Fenster haben großenteils die Scheiben eingebüßt, und da man sie in dem milden Klima nicht notwendig braucht, denkt niemand daran, die unschönen Lücken durch neues Material zu ersetzen, noch viel weniger aber die vorhandenen zu reinigen. Sauberkeit ist überhaupt, wenn man vielleicht die wenigen Häuser, in denen Europäerinnen das Regiment führen, ausnimmt, ein unbekannter Begriff in Loanda. Dies kann auch der von sich und seiner Nation noch so sehr eingenommene Portugiese nicht leugnen, wenn er während der Ebbe am Strande entlang geht und die fürchterlichen Dünste, welche den sämtlich dort abgeladenen Abfällen aller Haushaltungen entsteigen, einzuatmen gezwungen ist. Ebensowenig kann er sich dann auch darüber wundern, daß der Gesundheitszustand der Stadt viel zu wünschen übrig läßt. Trinkwasser wird in schlechter Beschaffenheit und geringer Menge aus alten tiefen Brunnen geholt, die, nach den in ihrer Nähe befindlichen Klosterruinen zu urteilen, unter enormen Schwierigkeiten von Mönchen angelegt wurden. Da dasselbe für die Stadt aber nicht ausreicht, so wird von besonderen Schiffen noch vom Bengo oder vom Quanza Trinkwasser in großen Fässern herangeschafft. Im allgemeinen erhält man in der Stadt den Eindruck eines

nicht aufzuhaltenden Verfalls, überall ist etwas europäische Tünche, aber sie ist dünn und blättert bald los, um ein baufälliges Gebäude durchblicken zu lassen.

Die Stadt Benguela liegt auf einer freien Ebene dicht am Meere und wird einige Meilen landeinwärts von einer mächtig hohen Hügelkette begrenzt. Monteiro nennt den Eindruck, welchen die Stadt von der See aus gewährt, in hohem Grade malerisch, besonders nach Norden zu, wo ein grüner Waldstreifen den Lauf des Cavacoflusses anzeigt, der in der trockenen Zeit nicht viel mehr als ein weißes sandiges Bett bietet, während der Regenzeit aber einen breiten, seichten fließenden Strom erkennen läßt. Die Stadt ist weitläufig gebaut, hat gute Häuser und Läden. Da hier während der Zeit des Sklavenhandels der Hauptmarkt stattfand, so bieten die noch mit hohen Mauern versehenen Gärten und die Verließe einen eigentümlichen fremdartigen Anblick. Wenn in der Regenzeit die Plätze und Straßen mit üppig wucherndem Grase und blühendem Unkraut bedeckt sind, so scheint die ganze Stadt ein einziger verwilderter Garten zu sein.

Mossamedes ist eine reizend an der Bai gleichen Namens gelegene und sehr hübsch gebaute Stadt. Auch hier sind lauter Steinhäuser, die sauber und reinlich gehalten werden und sich im Schutze eines am Südende auf vorspringendem Felsen gebauten Forts eines sicheren und behaglichen Friedens erfreuen. Die Stadt ist von einem weiten weißen Sandgürtel eingeschlossen, so daß erst in einer Entfernung von drei englischen Meilen hinter derselben die Gärten der Bewohner anfangen, welche dann aber auf äußerst fruchtbarem Boden sowohl herrliche Laub- und Fruchtbäume, sowie alle Arten Gesträuche und Gemüse hervorbringen. Da ein ebensolcher Reichtum wie an Früchten auch für die Viehherden gilt, so wird Mossamedes von allen Schiffern für das Paradies der Westküste erklärt und nie zu besuchen unterlassen, wenn die Verhältnisse es irgend gestatten.

Von anderen Plätzen ist nur noch Ambriz erwähnenswert,

das eigentlich nur aus einer einzigen breiten Straße besteht, aber auch ein Fort besitzt, in welchem die wenigen Truppen der Garnison untergebracht sind. Natürlich ist auch ein Zollhaus vorhanden, zeigt aber trotz vieler Unkosten noch immer ein ruinenhaftes Aussehen.

Das Jahr zerfällt in meteorologischer Hinsicht an der ganzen Südwestküste in zwei verschiedene Jahreszeiten, deren Bezeichnung auf die jeweilige Form der Niederschläge zurückzuführen ist. Die kalte Jahreszeit heißt das Nebeljahr, die heiße das Regenjahr. Die Zeit der Nebel beginnt mit zunehmender nördlicher Deklination der Sonne übereinstimmend im ganzen Gebiet gegen Ende Mai und währt im Süden bis Ende August, in Loango bis Mitte September. Gleichförmige weißliche Dunstmassen verschleiern oft tagelang die Sonne, und namentlich am Morgen ist das Land, besonders Lagunen und feuchte Niederungen, häufig mit einem dichten Nebel bedeckt, welcher aufsteigend einen feinen Staubregen verursacht, der, wenn auch meist unmeßbar, doch die Pflanzenwelt erfrischt. Selbst wenn der Nebel verschwindet, hat der Himmel eine weißliche unreine Farbe und ist durch feines Häufchengewölk verschleiert. Der kälteste Monat in Angola scheint der Juni zu sein, in Loango ist es der Juli. Soyaux beobachtete in Pungo an Dongo nur am 30. Juni 1875 eine Temperatur von 26.3° C. am Mittag, während sie vom 9.' ab stets unter 20° zu dieser Tageszeit geblieben war. Das Minimum der beobachteten Temperaturen wurde am 26. Juni 6 Uhr morgens mit 13.9° C. abgelesen. Gelingt es der Sonne in dieser Jahreszeit, den Wolken- und Nebelschleier zu verscheuchen, so können solche Tage mit mildem Sonnenschein in vielen Beziehungen schönen Herbsttagen in Deutschland gleichen.

Die heiße Jahreszeit zerfällt in dem Gebiet von etwa 5–15° s. Br., mit Ausnahme der Plateauregion, wo, wie es scheint, ein solcher Unterschied nicht besteht, in die Zeit der kleinen und großen Regen, beide getrennt durch eine in ihren Grenzen

schwankende Periode der Trockenheit. In Loango setzte die Regenzeit zuerst im Oktober ein und dauerte bis Ende November; Dezember und Januar waren meist trocken; im Februar begann die zweite oder eigentliche Regenzeit und dauerte, überreich an grandiosen Gewittern, die meist zur Nachtzeit einsetzten, bis Mitte Mai.

Die Grenzen dieser Zeiten verschieben sich nach Norden und Süden, bis sich hier im Reich Camba am Cunene nach Ladislaus Magyar nur 2 Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse unterscheiden lassen. Lord Mayo hatte den ersten Regen ebenda im Jahre 1882 am 12. Oktober, von welchem Tage an sie allmählich zunahmen. Dr. Lenz läßt am Ogowe die kleine Regenzeit von Anfang März bis Ende Mai, die große von Mitte September bis Mitte Januar dauern. Nach anderen Beobachtern haben selbst die trockensten Monate Juni, Juli, August dort einige Regentage. Übrigens sind die Schwankungen der jährlichen Regenmengen sehr groß. Es kommt sogar in mehreren Jahren hintereinander vor, daß für große Länderstrecken die Regen ganz und gar ausbleiben, wodurch dann regelmäßig eine ungeheure Hungersnot eintritt, da der Neger fast überall ein Aufsammeln in guter Zeit für eine mögliche schlechte nicht kennt, und Verkehrsmittel, die einen Ausgleich verschieden betroffener Gegenden ermöglichen, nirgends vorhanden sind. In der Plateauregion scheinen sich die allgemein sehr reichlichen Niederschläge nach Pogge mehr über das ganze Jahr zu verteilen.

Von einer höchst eigentümlichen Art, wie die Natur für Wasser in den dürren Gegenden von Mossamedes sorgt, erzählt uns Monteiro (l. c. II, S. 221). An einzelnen Stellen erheben sich gewaltige einzelne Steinblöcke aus der Ebene oder auch hügelbildende Felsmassen, auf oder in denen man ganze Behälter von Regenwasser findet, welches nicht durch den Granit durchsickern kann. Ein solcher Fels bildete einen natürlichen Brunnen mit schmalem Eingang, der so dunkel war, daß man Licht anstecken mußte, um das Innere zu erkennen. Da sah man dann, daß die Höhle oben mit großen Granitplatten bedeckt war, die

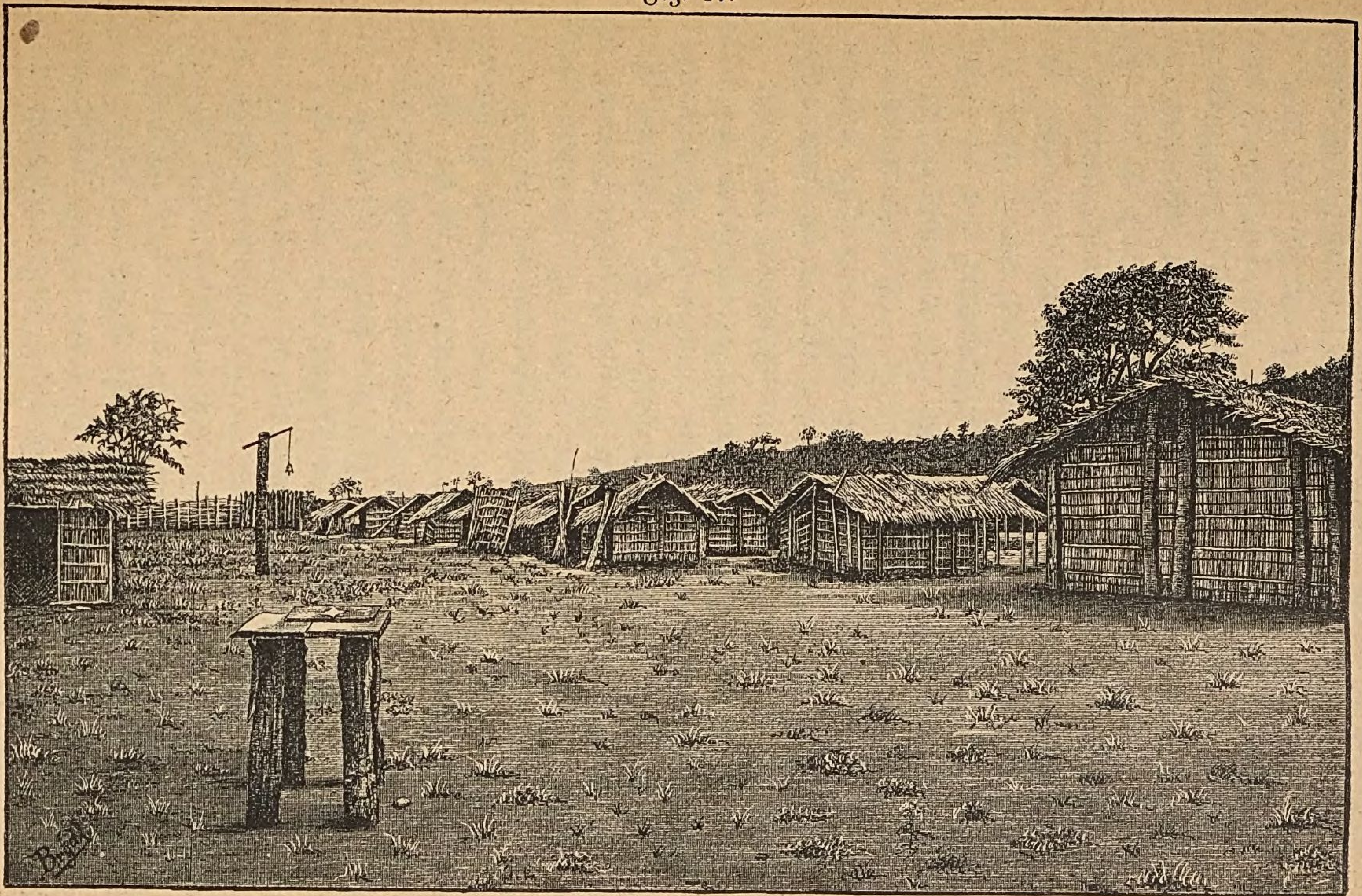
aber allenthalben dem Regen Durchtritt gestatteten, der sich in einer Menge von 3—400 Gallonen unten angesammelt hatte. Das Wasser war völlig klar und kalt, ein unbezahlbarer Schatz für die heiße Zeit, wenn meilenweit kein Tropfen Wasser anderweitig zu haben ist, denn auch die Tropensonne war machtlos dem Felsen gegenüber und vermochte seinen kostbaren Inhalt nicht zu verdampfen. — Auf dem Wege von Mossamedes nach dem Innern findet sich noch ein anderer großer Felsblock, welcher ein etwa 10 Fuß tiefes und 6 Fuß im Durchmesser weites Loch enthält und mehrere tausend Gallonen Wasser zu fassen vermag. Er füllt sich zu jeder Regenzeit und ist ein beliebter Halteplatz für alle Karavanen.

Was die Temperaturverhältnisse der Südwestküste im allgemeinen betrifft, so wird in der Nähe der Küste die Temperatur in der heißen Jahreszeit durch die meist stark wehende Seebrise gemäßigt. In der Region gleich hinter der ersten Hügelreihe wird die Temperatur höher, später aber wird sie wieder durch die zunehmende Erhöhung des Landes gemildert.

Nach den Beobachtungen von Dr. Güßfeldt und Dr. Pechuel-Lösche wurde die mittlere Jahrestemperatur für Loango zu 25° C. ermittelt, während dieselbe in Benguela bereits auf nur 22° C. berechnet worden ist.

Wenn nun aber auch zum Beispiel die extremen Werte des Jahres in der Station Tschintschotscho (Fig. 17) zwischen 17° und 33° C. schwankend befunden wurden und die durch nächtliche Radiation bedingten, innerhalb vierundzwanzig Stunden beobachteten Temperaturerniedrigungen selten größer, gewöhnlich aber um ein Drittel geringer als 10_0 und 12° C. sind, so würde man doch fehl schließen, wenn man die Unannehmlichkeit des Tropenklimas unterschätzte; denn die Insolation ließ überraschend hohe Zahlen notieren. Die Maxima in freier Luft stiegen bis zu 59.3° C., auf der Erde aber bis zu 82° C., so daß sich die Neger selbst scheuten, mit ihren abgehärteten nackten Füßen auf von der Sonne bestrahlten Sandflächen zu stehen. Aus der

Fig. 17.



Station Tschintschotscho.

hohen Insolation erklärte sich auch die hohe stets 27° und 28° C. betragende Temperatur einer nahe bei der Station entspringenden Quelle. Andererseits darf man diese hohen Temperaturen nicht überschätzen, denn bald gewöhnt sich der ganze Organismus so sehr an eine hohe Wärme, daß man eine Temperatur von 24° C. abends bei herrschender Seebrise schon als kühl empfinden kann.

Was nun den Einfluß des Klimas auf Europäer betrifft, so hängt dieser einmal ab von der zufälligen örtlichen Beschaffenheit der aufgesuchten Gegend, ferner von der Körperkonstitution des betreffenden Individuums, und endlich von seinem Verhalten in dem ungewohnten Medium. Bestimmte Regeln und Vorhersagen lassen sich, wie hieraus erhellt, nicht angeben.

Mit Sicherheit läßt sich wohl behaupten, daß die Südwestküste Afrikas nicht ganz so ungesund ist, als man seither angenommen hat. Benguela wurde früher von den Portugiesen die Hölle genannt, und in geographischen Handbüchern (Wappäus 2, S. 173) lesen wir, daß Europäer in den Küstenstrichen zwischen dem Äquator und Benguela auf die Dauer den klimatischen Einflüssen nicht widerstehen können. Am meisten soll dies mit Personen weiblichen Geschlechts der Fall sein, die besonders in Benguela kaum länger als wenige Monate das Klima ertrügen, dessen Schädlichkeit durch die Ausdünstungen aus den Sümpfen der Umgebung noch erhöht würde. Ja von den weißen Soldaten in Benguela sollen regelmäßig zwei Drittel während der großen Regenzeit sterben, und es habe nach 200jährigem Besitz durch die Portugiesen im Jahre 1835 daselbst nur 11 weiße Bewohner gegeben.

Welche Berichte diesen Angaben zu Grunde gelegen haben mögen, weiß ich nicht, doch würde ich mich keinen Augenblick besinnen, auf Jahre wieder in jene Gegenden zu gehen, wenn hierbei bloß die klimatischen Verhältnisse in Frage kämen, wohl der beste Beweis dafür, daß mir die Gefahren in anderem Lichte erscheinen, wenn ich sie auch keineswegs unterschätze.

Daß viele Europäer alljährlich dort zu Grunde gehen, kann ich nicht leugnen, denn ich habe manchen mit in den afrikanischen Boden gebettet und von vielen ein frühes Ende später vernommen, habe aber einzelne mit recht guter Gesundheit angetroffen, die 20 und mehr Küstenjahre hinter sich hatten, auch blühende Frauen und Mädchen in Loanda gesehen. Hierbei muß man immer fragen, welche Konstitution ging hinaus, wie verhielt sie sich draußen und wie lange blieb man dort.

Wichtig ist es aber zu wissen, daß man auch dort eine angegriffene Gesundheit wieder kräftigen kann, da Mossamedes den Ruf eines vorzüglichen Klimas besitzt und ihn auch immer bewährt hat. Schon die Seereise dorthin wirkt anregend und stärkend, so daß nicht wenige der Kaufleute aus Angola und Benguela hier Genesung finden. Außerdem ist das Binnenland von allen Reisenden, welche die Montanregion überschritten, als gesund bezeichnet worden. Die Temperatur soll nicht nur milde und angenehm, sondern sogar erfrischend und die Atmosphäre in hohem Grade rein sein.

Als wirklich gefährlich und notorisch ungesund müssen überall die Flußmündungen, sobald sie von sumpfigem Terrain umgeben sind, bezeichnet werden, namentlich in einiger Entfernung von der Küste, wohin der reinigende Einfluß der Seeluft nicht mehr dringt.

Die Krankheiten, welche als eine Folge der klimatischen Verhältnisse auftreten, sind die Sumpffieber, Hautkrankheiten und Erkrankungen des Verdauungskanals. Dagegen bleiben die Brustorgane gewöhnlich von Affektionen frei, auch Erkältungen kommen seltener vor. Ihre Stelle nehmen die Fieber ein, welche gewöhnlich dort auch nicht mehr, als jene bei uns beachtet werden. Da man Afrika nicht kennt, wenn man seinen Hauptverteidiger, den größten Feind jeder Forschung, der sich ihr bis auf die Neuzeit mit Erfolg entgegengestemmt hat und erst jetzt fast unschädlich im Rücken der Sieger zurückbleibt, nicht zu beurteilen versteht, so wollen wir auf dieses

Fig. 18.



Englische Faktorei an der Tschiloango-Mündung.

Fieber, sowie auf die anderen charakteristischen Krankheitsgruppen etwas näher eingehen.

Das Sumpffieber oder afrikanische Fieber ist gleichbedeutend mit unserem Kalten- oder Wechselfieber und zeigt sich in drei verschiedenen Formen. Entweder tritt es in regelmäßigen Zwischenräumen, z. B. jeden Tag zu annähernd derselben Stunde, oder jeden 3. resp. 4. Tag auf; oder aber es kennzeichnet sich nicht durch einen typischen Verlauf und ist in seinen Erscheinungen so rätselhaft, daß nur der in alle solche Geheimnisse Eingeweihte das wahre Gesicht hinter der Larve erkennt; oder endlich es tritt mit fürchterlicher Intensität als sogenannte perniciöse Form auf.

Wer immer westafrikanischen Boden aufsucht, muß sich auf das frühere oder spätere Einfinden dieses unangenehmen Gastes gefaßt machen. Man entgeht ihm auf die Dauer nicht, da es eine absolute Akklimatisation, wie die gleichen Erkrankungen der Neger zeigen, dafür nicht giebt. Zweifellos wird aber der eine leichter dazu disponiert sein, als der andere, dieser sich durch thörichtes Verhalten leichter empfänglich machen, als jener. Eine relative Akklimatisation ist also insofern möglich, als der Neuling die seine Gesundheit und Konstitution schwächenden Einflüsse aller Art allmählich kennen und vermeiden lernt, seine Kräfte somit auf einer Höhe erhält, welche ihn befähigen, geringe Dosen des aufgenommenen Fiebergiftes ohne nachteilige Folgen auszuscheiden.

Man lernt zum Beispiel die verschiedenen Jahreszeiten nach ihrer Gefährlichkeit würdigen und scheut in der Regenzeit unnötige Anstrengungen doppelt. Man wird einen Aufenthalt an einem stehenden Wasser, in sumpfigem Terrain vermeiden und trotz der größten Ermüdung einen trockenen oder erhöhten luftigen Ort zu gewinnen suchen, man wird sich der Sonnenglut nicht ohne Not und nicht ohne Schutz aussetzen, und zur rechten Zeit eine Pause beim Marschieren machen.

Der eigentliche Anfall giebt sich gewöhnlich durch Vorboten,

das Gefühl von Trockenheit und Ziehen in den Fingerspitzen, Beklemmung in der Brust, allgemeines Unbehagen kund; dann folgt ein mehr oder weniger heftiger Schüttelfrost, hierauf ein verschieden langes Hitzestadium, bis endlich der Anfall durch eine reichliche Schweißabsonderung beendet wird. (S. Falkensteins Gesundheitsregeln für das tägliche Leben. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 1884.) In nähere Beschreibung des Verlaufs einzugehen ist hier nicht der Ort, doch mag noch erwähnt werden, daß der eingelebte Küstenbewohner das Fieber meist wenig beachtet und trotz des Anfalls ruhig seinen Geschäften nachgeht; allenfalls nimmt er die Rücksicht, sich in die Sonne zu setzen, so lange er friert, und im Schatten Kühlung zu suchen, wenn ihn innere Hitze quält. Man kann indes vom ärztlichen Standpunkt aus eine solche Indifferenz nicht billigen und muß zur Schonung raten, denn derjenige unterliegt am leichtesten einem Feinde, welcher sich daran gewöhnt hat, ihn zu unterschätzen.

Glücklicherweise haben wir in dem Chinin ein fast unfehlbar sicheres Mittel gegen das die Fieber bedingende Agens; aber wenn wir uns darüber auch freuen können, so ist es auf der anderen Seite nicht so unschuldig, daß es in ungemessenen Quantitäten und zu jeder Zeit genommen werden dürfte. Ich habe mich an anderem Orte (Loango-Expedition. Frohberg, Abt. II) schon darüber ausgesprochen, daß es nicht täglich vorsorglich gegen ein noch nicht vorhandenes Fieber genommen werden soll, sondern entweder zur Bekämpfung des schon vorhandenen Leidens oder in den Fällen, wo man sich starken Anstrengungen in notorischem Fieberterrain ausgesetzt hat, um den wahrscheinlichen Anfall im Keime zu ersticken.

Einige Autoren führen das gelbe Fieber an der Südwestküste Afrikas an, doch ist dies ein Irrtum, es kommt bis jetzt wenigstens daselbst gewiß nicht vor. Jedenfalls liegt in solchen Fällen eine Verwechselung mit einer schweren Form des Sumpffiebers zu Grunde. Warum sollen diese kleinsten unsichtbaren Organismen, welche beide Krankheiten bedingen, nicht ebenso an

den Ort ihres Vorkommens gebunden sein, wie dies bekanntermaßen für größere der Fall ist. Ich meine, wenn wir einen Vergleich machen wollen, so gut der Tiger in Afrika nicht und statt dessen der Leopard gefunden wird, so könnte das Agens für das gelbe Fieber dort auch nur einen ihm ähnlichen Vertreter, der wie jener minder gefährlich ist, besitzen. Ob aber die nicht vorkommenden Spezies in unserem Gebiet würden eingeführt werden und die Bedingungen zur Weiterexistenz finden können, ließe sich nur durch einen Versuch entscheiden, der hoffentlich niemals angestellt werden wird.

Wenn wir nun auf das Gebiet der Hautkrankheiten übergehen, so ist es von vornherein verständlich, daß die Haut in den Tropen einen vorbereiteten Boden für jeglichen Krankheitskeim abgiebt. Man denke sich, in welcher Weise die allgemeine Körperdecke täglich von Schweiß durchtränkt, dem Staub, Sonnenstrahlen, Insekten und anderen Reizen dauernd ausgesetzt ist, und man wird sich nicht wundern, wenn sie entsprechend darauf reagiert. Von allen Leiden wollen wir indes nur eines hier nennen, weil es vielfach bekannt und in allen heißen Ländern mit der Bezeichnung „roter Hund“ benannt wird. Man versteht darunter ein Erscheinen zahlreicher stecknadelknopfgroßer Knötchen auf rotem Grunde, welche sich besonders auf den von Kleidern gereizten Stellen zeigen und von ganz außerordentlich peinigendem Jucken begleitet sind. Je mehr man demselben nachgiebt, um so mehr nimmt der entzündliche Zustand der Schweißdrüschen, als welcher diese Krankheit aufzufassen ist, natürlich zu, da man schon beim Nießen und Schreck, beim Bücken und Trinken, nach dem Essen, kurz bei allen eine vermehrte Blutzufuhr nach der Haut bedingenden Momenten ein Stechen wie mit lauter Nadelspitzen auf derselben empfindet. Obgleich das Leiden an sich ungefährlich ist, so kann es doch durch die hinzukommende Schlaflosigkeit zu einer enormen Nervosität und einem starken allgemeinen Krankheitsgefühl führen. Alles kommt hier auf die richtige Behandlung an. Wenn man durch vieles Waschen, Ein-

reiben von Salben und Linimenten das Übel zu mindern hofft, so wird man sich schwer getäuscht finden, da man es damit nur tiefere Wurzeln fassen läßt. Hier hilft nur die Trockenbehandlung. Der Körper muß kühl gehalten, die Wolle durch leichteren Stoff ersetzt werden, die ganze Haut ist mit Streupulver, wozu auch reines Mehl verwendet werden kann, zu bestreuen. Unter dieser Methode wird man immer bald seine Ruhe und Gesundheit wieder finden.

Die dritte Gruppe der für unser Gebiet charakteristischen Krankheiten umfaßt die Störungen des Verdauungskanals, welche gleichfalls eine natürliche Folge veränderter Ernährungsbedingungen sind. Hier thut die allmähliche Gewöhnung unendlich viel, hier giebt es eine völlige Akklimatisation. Festina lente muß jeder Vernünftige auf seine Fahne schreiben. Wer seinem Magen gleich das Nationalessen der Bevölkerung mit dem üblichen Negerpfeffer vorsetzt, wird böse Erfahrungen machen, wer sich Zeit nimmt, wird auch dies Gericht schließlich mit Wohlbehagen zu sich nehmen. Im übrigen braucht man sich deshalb keine Entbehrungen aufzuerlegen und kann sich ohne Furcht dem Genuß der herrlichen Früchte hingeben, sofern man Maß zu halten versteht. Die gefürchtetste Krankheit dieser Gruppe ist die Ruhr, die ich aber sehr selten an Ort und Stelle beobachtet habe.

Fassen wir das bisher Gesagte noch einmal kurz zusammen, so kommen wir zu folgenden Resultaten. Das Klima der Südwestküste Afrikas ist in der Küstenregion, mit Ausnahme von Mossamedes, als ein in gewissem Grade ungesundes, fieberreiches zu bezeichnen, doch vermag man bei leidlich guter Konstitution und vernünftiger Lebensweise auch hier zu leben, ohne sich größeren Gefahren auszusetzen, als andere Küsten bieten. Je weiter man sich von der Küstenregion entfernt und der Hochebene nähert, um so gesunder wird das Klima, da die unvermeidlichen Krankheitserreger fortfallen und man nur noch mit Momenten zu thun hat, gegen welche man sich, wie gegen die Hitze, schützen oder an welche, wie die veränderte Nahrung, man

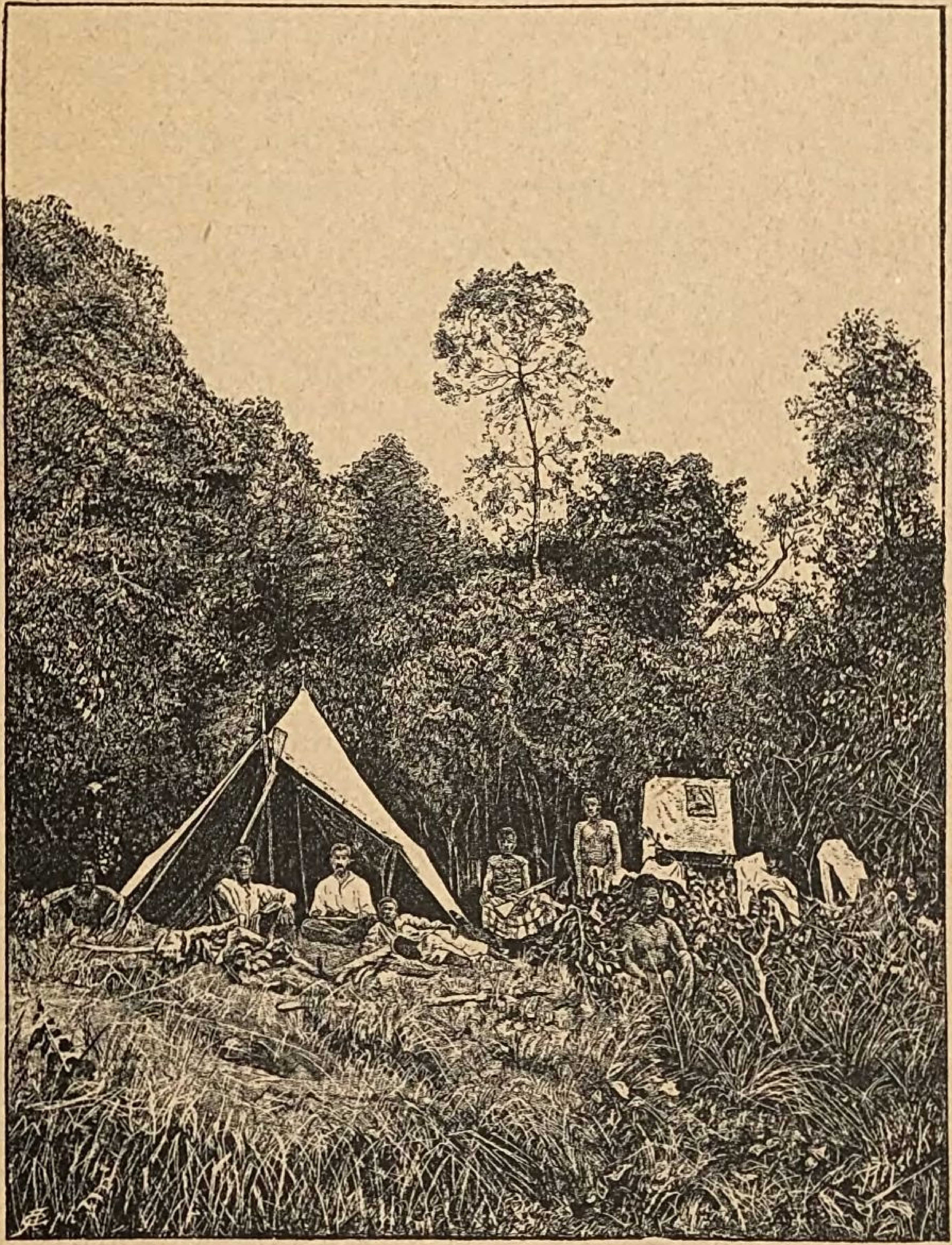
sich allmählich gewöhnen kann. Alles in allem genommen darf man sich unserem Gebiete mit ruhiger Zuversicht, ohne Herzklopfen nähern. Sollten aber selbst Gefahren für die Gesundheit damit verbunden sein, so entschädigen uns die Flora und Fauna des Landes, zu welchen wir uns jetzt wenden, zehnfach dafür. Erstere betrachten wir am geeignetsten zunächst in allgemeinen Bildern als Strandvegetation, Savane, Ufervegetation, Gallerie-, Busch- und Hochwald, und ferner im speziellen in den hauptsächlichsten Grundformen der Charakterbäume, Fruchtbäume, des Nutzholzes und der Kulturpflanzen, indem wir die Schilderungen des Botanikers der Loango-Expedition Herrn Soyaux (Aus Westafrika. Leipzig, Brockhaus 1879) als des besten Gewährsmannes unseren Betrachtungen mehrfach zu Grunde legen.

Die Strandvegetation ist im nördlichen Teil wenig von der des südlichen unterschieden. Sie überzieht den Sandboden meist so dicht mit einem lose aufliegenden Rankennetz der Strandbohne voll leuchtender Blüten, daß er kaum noch passierbar ist, weil der Fuß alle Augenblicke sich in die Schlingen verwickelt. Neben einem in eigentümlichen Gliederabsätzen wachsenden hellgrünen Grase wuchern mattweißliche Polster eines Eiskrautes mit karminroter Strahlenblüte, oder dunkelgrünglänzende, hart und spitzblättrige Ballen einer Diodia mit kleinen weißen Sternblumen. Milchsaftreiche Ipomoeenarten schlängeln ihre Ranken zwischen diese und nach den meterhohen runden Scaevolabüschen voll handförmiger Blüten oder fleischiger schwarzer Beeren aus. Die Uferböschung schmückt nicht selten ein Fächerpalmenhain (Hyphaena congensis), der trotz seines lichten Schattens doch den in glühender Sonne durch den Strandsand watenden Wanderer lockt, aber immer unzugänglich bleibt, weil eine Fortbewegung in dem chaotischen Pflanzengewirr seines Bodens gänzlich unmöglich ist. Vielfach zeigt sich am Abhange Rizinus und Baumwollengesträuch. Weiter südlich wird das Bild etwas reicher, da sich verschiedene Buschformen, unter andern auch die der Anona senegalensis, welche nördlich erst der Savane angehört, hinzu-

gesellen und die brennend-scharlachroten Blumen zahlreicher Kartäusernelken größere Farbenpracht hineinmischen.

Die Savane zeigt verschieden hohe und dichte Grasbestände,

Fig. 19.



Lager in der Savane am Rande eines Buschwaldes.

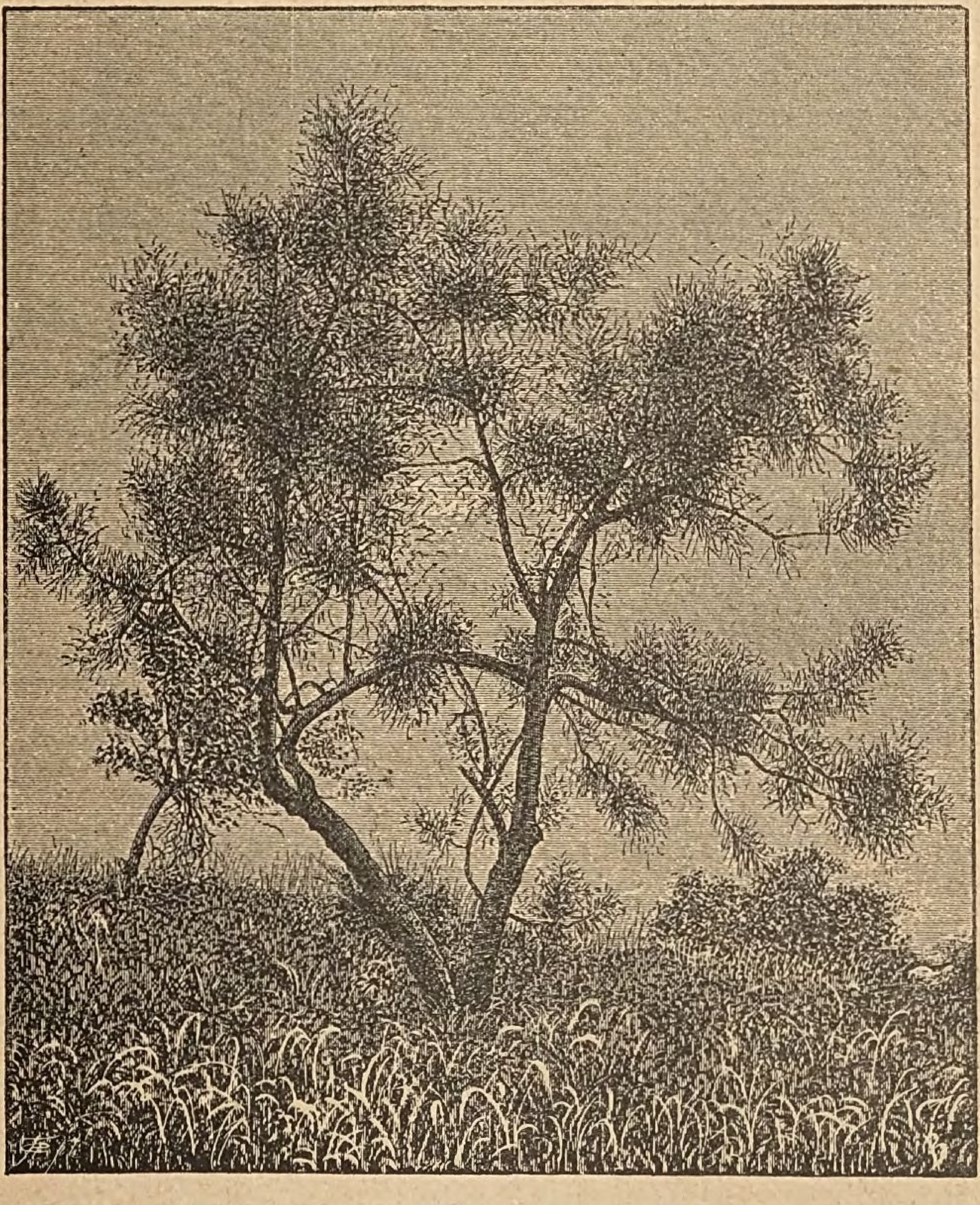
und bietet durch die Mannigfaltigkeit der Arten derselben, sowie durch die parkartig verteilten Bäume und Gebüsche eine große Abwechselung. Charakteristisch ist der Anonastrauch von ca. 2 Meter Höhe, welcher mit seinen knorrigen, plötzlich spitz- oder rechtwinkelig

gekrümmten, vielfach abgestorbenen Zweigen ein Bild tiefster Dürftigkeit bietet und uns auch durch seine wenigen zinnoberroten Früchte von süßlich fadem Geschmack nicht günstig stimmen kann. Die Gräser, dort allgemein Campinen genannt, erreichen eine Höhe von über 3 Meter, so daß ganze Karawanen völlig in dem wogenden Grasmeer verschwinden. Je trockener die Halme werden, um so schwieriger ist es durchzukommen; ein überhaupt nutzloses Beginnen, das nur ein Neuling versucht, der Eingeborene hilft sich mit Feuer. Überall leuchtet es dann auf, überall steigen mächtige Rauchwolken zum Himmel. Man schafft sich Raum zur ungehinderten Bewegung und zur Kultur, oder befreit sich von dem Heer der lästigen Insekten und Reptilien. Wenn langsam das Feuer faßt, dann prasselnd Flammenzungen in die Höhe schießen und unverbrannte Reste in die Höhe fliegen, dichte Rauchwolken mit dem entstehenden Winde sich fortwälzen und das furchtbare Element immer weiter fortfressend sich schließlich im Walde verliert, so kann man als ruhiger Zeuge diesem großartigen Schauspiel in nächster Nähe beiwohnen, da die Bilder, welche wir aus den Jugendschriften über Prairiebrände in uns aufgenommen haben, hier in keiner Weise zutreffen. Da ist von rasendschnellem Fortschreiten des Feuers ebensowenig die Rede, wie von fliehenden Büffelherden. Wie wenig man hier solche Brände fürchtet, beweist der Umstand am besten, daß man gar keine Rücksicht auf etwa in der Nähe liegende Dörfer nimmt. Im schlimmsten Falle bewaffnet sich ein Teil der Bewohner mit grünen Zweigen und schlägt das Feuer aus.

Sobald der erste Regen fällt, bietet die Savane dann wieder ein ganz anderes Bild, denn die schwarz gekohlten Flächen bedecken sich schnell mit frischem saftigem Grün. An manchen Stellen sproßt dazwischen eine Flora von Wiesenblumen, Vernonien mit violettblauen Blümchen, Stylosanthesbüsche mit goldgelben, feinblätterige Cassia mimosoides mit braungoldigen, andere wieder mit leuchtendgelben, im Mittelpunkt schwarzroten Blüten.

Weiter im Süden finden wir auf mehr steinigem Boden einen anderen Charakter. Statt der Gräser und Halme zeigt sich großblätteriges Wegebreit und Lycopodium; um das mit

Fig. 20.



Euphorbienstrauch Euph. Tirucalli.

bunten Flechten überzogene Gestein rankt eine blattlose weißlich-blühende Asklepiadee ihre fleischigen Zweige. Kahle Felsen-plateaus wechseln ab mit weiten nur mit niederem Grase be-standenen Flächen, Ebenen, die für flüchtiges Wild in großen

Massen geschaffen sind. Auch der größte Laie kann sich dem Unterschiede des landschaftlichen Charakters nördlich und südlich vom Kongo nicht verschließen. Fand man nördlicher häufig die krüppelige Anona als Charakterstrauch der Savane, so tritt hier ein Euphorbienstrauch auf, der mit seinen milchsaftreichen stengelartigen Blättern dem Laien blattlos und infolgedessen in hohem Grade fremdartig erscheint.

Die Vegetation der Flußufer ist eine gleichfalls typische. An den Mündungen ziehen sich die dicht verwachsenen Mangroven ununterbrochen entlang. Ein solches etwa 2 Meter hoch über dem Schlammboden sich durcheinander schiebendes Wurzelgewirr, auf dem dann teils Buschwerk, teils schlanke Hochstämme emporwachsen, welche wieder allseitig selbst von den höchsten Zweigen saftige gerade Luftwurzeln herabschicken, giebt ein wundersames merkwürdiges Bild. Zwischen ihnen erscheinen dann schlanke Dattelpalmen, die oft eigentümlich verbogen sind, als ob sie die zierlichen Wedelkronen mit den langgestielten gelbroten Fruchttrauben nicht zu tragen vermöchten. Dann fesseln einzelne Pandanusbäume mit ihren seltsam verschlungenen Ästen und den an den Spitzen der Zweige sitzenden schraubenartig gestellten steifen Blättern den Blick. An anderer Stelle findet sich in kleineren und größeren Beständen die Raphia- oder Weinpalme mit kurzen Stämmen, aber um so längeren, nicht selten 18 Meter langen Wedeln, zwischen denen $1^1/_2$ Meter lange leider ungenießbare Fruchttrauben zur Erde niederhängen. Gelbblütige Malven schmücken lange Strecken, und wo sumpfiges Terrain vorhanden ist, wird man nie das Papyrusschilf vermissen. Dieses bildet einen 2—3 Meter hohen dreikantigen Schaft, der eine aus dünnen Fäden gewebte Kuppel von Kindskopfgröße trägt. Die Raphiapalme liefert durch ihre ungemein festen, fast unverwüstlichen Blattrippen die Tipojastangen, an welchen die zum Tragen der Weißen bestimmten Hängematten befestigt werden; das Papyrusschilf dagegen giebt das Material zu allen Hüttenwänden.

Folgen wir dem Flußlauf weiter, so kommen wir in die

großartige Szenerie des Hochwaldes, der, weil er häufig die Ufer nur in schmalen Leisten besäumt, nach dem Vorgang von Schweinfurth allgemein Galleriewald genannt und von dem Reisenden der Loango-Expedition Dr. Pechuel-Lösche folgendermaßen geschildert wird.

„Eine ununterbrochene Blättermasse, reich an Formen und Farben, zieht sich an beiden Ufern entlang; aufstrebende Stämme und Gezweig, niederhängende, oft mit herrlichen Blüten übersäete Ranken, zwischen welchen hier und dort der anmutige Wedelstrauß der nutzbringenden Ölpalme hervorlugt, flechten sich zu dem Urwalde zusammen, welcher undurchdringlich scheinend, wie ein zweites Ufer die weite Wasserfläche begrenzt. Über ihn hinaus ragen die weitästigen Kronen einzelner mächtiger Wollbäume und, ungleich zarter, die feinverzweigten Wipfel mehrerer Baumarten, die fast den Typus unserer Buchen repräsentieren. Tritt man an diese Stämme hinan, die, vom Flusse aus gesehen so schlank und luftig noch über den Wald emporstreben, so staunt man über die gewaltige Dicke dieser Säulen und erhält nun erst eine Vorstellung von ihrer Höhe, die zwischen 40 und 60 Meter schwankt. Die hohen Wipfel sind unerreichbar für die nach Luft ringenden, den übrigen Wald sich erobernden Lianen, deren Netzwerk von Fäden, vielgewundenen und verwachsenen Stricken und Tauen bis zu mannsdicken Kabeln, auf und ab, von Baum zu Baum, von Ast zu Ast sich spannt und schlingt, oder durch seine Last für die einstigen Träger und Erhalter verderblich geworden in wirren Massen niederhängt.“

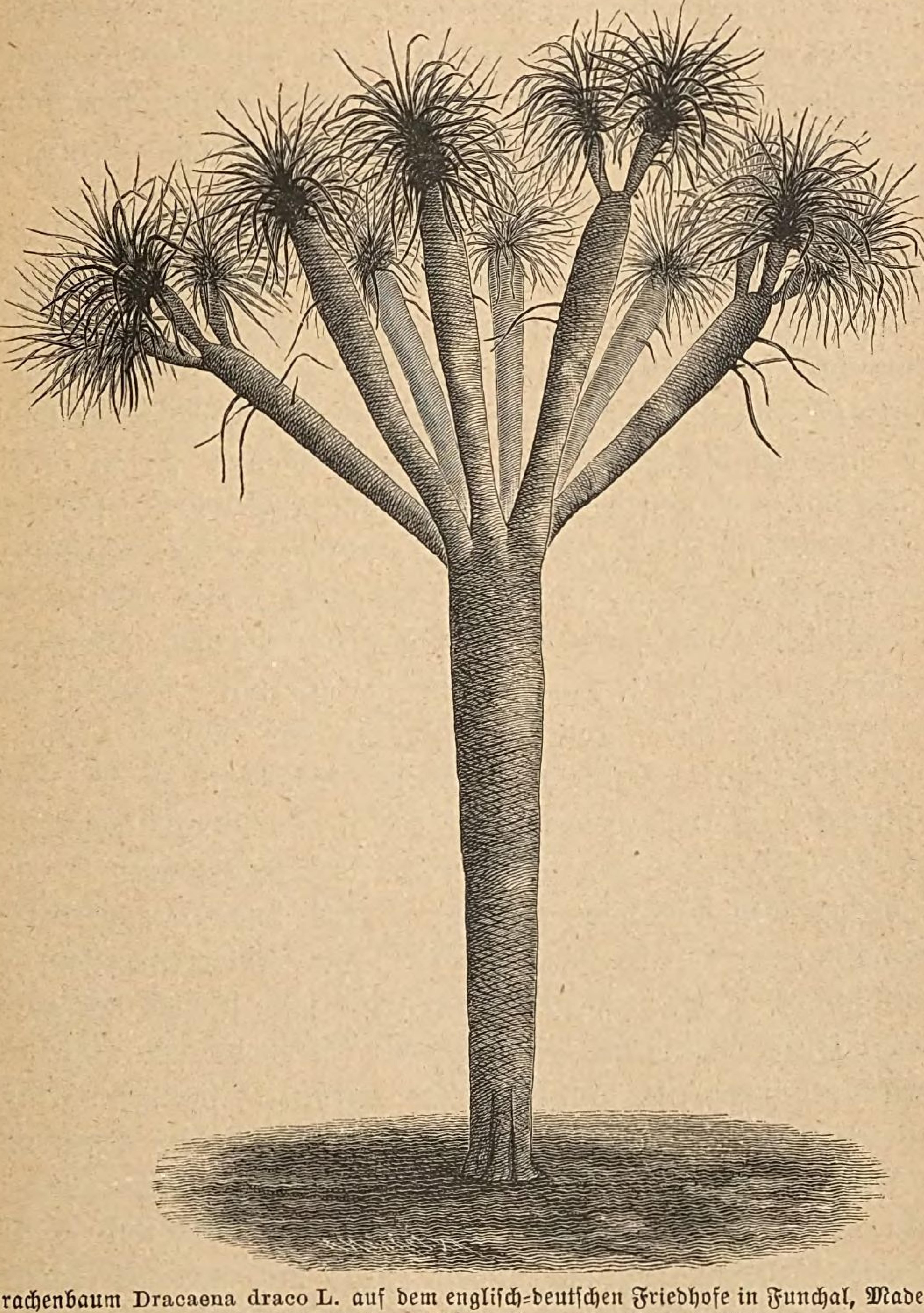
„Eine Schicht trockenen Laubes lagert auf dem mit offenem Unterholze bestandenen Boden; eingebettet in dieselbe modern die niedergebrochenen Hölzer, welche dort einer der Riesenstämme in gewaltigem Sturze zerschmettert hat. — Geheimnisvolle Dämmerung, nirgends zur Dunkelheit sich steigernd, herrscht unter dem dichten Blätterdome, nur unterbrochen, wo durch eine Lücke im Laubdache das Tageslicht hereinströmt und in wunderbaren Reflexen spielt.“

Ein höchst wunderbares Bild bieten nicht selten in diesem Dickicht die sogenannten Baumwürger. Diese Schmarotzerbäume, zu den Ficus gehörig, entwickeln sich auf einem anderen Stamme und umklammern denselben, immer größer werdend, allmählich rund herum und bis zum Boden mit einem breitadrigen kräftigen Wurzelnetz, ihm alle Nahrung entziehend. Nach und nach stirbt der erwürgte Stamm ab, modert und vergeht, so daß dann das eigentümlich luftige Netzwerk mit seinem vielleicht in 10 und 20 Meter Höhe abgehenden Stamm allein übrig bleibt.

Von diesen Galleriewäldern ist nun der die Eintönigkeit der Savane unterbrechende Buschwald durch seine geringere Höhe und sein undurchdringliches Gestrüpp grundverschieden. An seinen Rändern prangt nicht selten eine Eugenienmyrte in weißer Blütenpracht, und im Innern lockt uns der Duft von Jasmin, aber zahllose Stacheln von Akaziensträuchern wehren uns den Zugang und schlanke Waldlianen halten den Arm und Fuß zurück. Über das niedere Gebüsch strecken Dracänen ihre blattschweren Zweige in unbeholfenen Krümmungen über das Unterholz aus, und einzelne Affenbrotbäume oder Bombax erheben ihre umfangreichen Kronen unerreichbar weit empor, ein Wald über dem Walde.

Über den eigentlichen Hochwald des Inneren südlich vom Kongo schreibt Pogge einmal: „Solche Wälder, obgleich ein schmaler Fußsteig durch sie führt, sind für den Reiter sowohl, als für den Träger mit Gepäck schwierig zu passieren. Die Mehrzahl der größeren Bäume mag $^{2}/_{3}$—1 Meter im Durchmesser am Stammende haben und erinnert vielfach an die deutschen Eichen. Solche große nach allen Richtungen hin weit ausgedehnte Waldungen wachsen regelmäßig auf feuchtem, fruchtbarem Boden. Die meisten Bäume derselben liefern ein sehr hartes Holz mit häufig wunderschöner Färbung. Revolverkugeln, auf kurze Distanz auf einen Baum abgeschossen, prallen entweder ab, oder dringen plattgedrückt nur um ein geringes in das harte Holz. Es giebt aber auch Weichhölzer in diesen Wäldern, deren

Fig. 21.



Drachenbaum Dracaena draco L. auf dem englisch-deutschen Friedhofe in Funchal, Madeira. Juni 1876. Nach einem Aquarell von Dr. Pechuel-Lösche.

Artenreichtum überhaupt so groß ist, daß sich hier dem Botaniker ein reiches Feld für fruchtbare Thätigkeit eröffnen dürfte".

Wenn wir nun zu den Grundformen im einzelnen übergehen

und zunächst die Bäume und Sträucher betrachten, welche wir überall an der Westküste wiedertreffen, und welche der Landschaft ihren Charakter aufprägen, so haben wir den Affenbrotbaum, den Bombax oder Wollbaum, die Fächerpalme, südlich vom Kongo den Euphorbienbaum und allenthalben den Baumwollenstrauch hervorzuheben.

Der Affenbrotbaum oder Baobab ist fast immer ein sehr stattlicher Baum, erreicht aber mitunter unglaubliche Dimensionen. Ich maß an einem am Kongo berühmten Exemplar in Boma in einer Entfernung von 1,34 Meter vom Boden einen Stammumfang von 6,51 Meter, und der Durchmesser der Laubkrone auf dem Boden gemessen betrug 30 Meter. Er ist in den meisten Fällen wohlproportioniert gebaut (s. Fig. 8 u. 13) und bietet nur selten barocke Formen, die aber nie soweit gehen, daß man ihn mit einer umgekehrten Rübe vergleichen könnte, wie dies geschehen ist. Bei manchen Exemplaren verschwindet der Stamm allerdings, indem er sich in seine Zweige auflöst, bei anderen erreicht er aber eine ungemeine Höhe und läßt sich bis zur Spitze verfolgen. Er wirft einmal im Jahre während der trockenen Zeit sein Laub größtenteils ab, was jedoch nicht bei allen Bäumen gleichzeitig geschieht, und bietet dann mit den an über meterlangen Stielen herabhängenden Früchten von der Form eines langgestreckten Rieseneies einen fremdartigen Anblick. Die Blüten entwickeln sich hauptsächlich in der Regenzeit, doch trifft man sie fast das ganze Jahr hindurch einzeln an. — Woher der Affenbrotbaum zu seinem Namen gekommen ist, läßt sich nicht ergründen, wenigstens kann nur ein Irrtum zu dem Glauben geführt haben, daß Affen von den Früchten lebten. Wir haben dem Gorilla, Chimpansen und vielen Arten Meerkatzen vergebens davon angeboten und schließlich das schwammartige getrocknete Mark nur zum Verschwelen benutzt, um uns durch den entstehenden Rauch die Mosquitos fern zu halten. Aus der sehr dicken faserigen Rinde, welche in eine weichere eingebettet den Stamm in einer Stärke von ca. 2½ Centimeter umzieht, fertigen die Eingeborenen sowohl

Stricke, wie auch gelbliches Zeug, wie es ähnlich in Ostafrika aus Feigenbaumbast gewonnen wird. Der Baobab hat seine dichteste Verbreitung in Angola und wird von dort nach Süden und Norden allmählich spärlicher. Er kommt jedoch in unserem ganzen Gebiet vor. Lord Mayo fand sie oft in Mengen auf seinem Marsche zum Cunene. Hahn maß 1866 einen solchen von 54 Fuß Stammumfang.

Er ist häufig der Träger der vielgesuchten Orseilleflechte, welche einen violettroten Stoff enthält, der in Europa zum Färben von Wolle und Seide dient. Das Erklimmen dieser Baumriesen, welche durch Lianen häufig noch unzugänglich gemacht werden, würde zu den Unmöglichkeiten gehören, wenn das sehr weiche Holz nicht ein leichtes Einschlagen von Holzpflöcken gestattete, auf denen der Neger dann, wie auf einer Leiter oder Wendeltreppe, bequem hinaufsteigen kann. In unserem Buschwalde zu Tschintschotscho fanden wir eine ähnliche Vorrichtung, die sich beim Versuch auch für uns leicht benutzbar erwies.

Der Bombax oder Wollbaum ist wohl der höchste Baum, welchen wir in unserem Gebiete finden. Er erreicht eine Höhe von 60 Meter, und da erscheint es nur natürlich, daß die Natur nach besonderen Vorrichtungen gesucht hat, um den mächtigen Stamm fest an den Boden zu heften. In einer Höhe von etwa 5 Meter vom Boden gehen vom Stamm allmählich sich verbreiternde Holzwände ab, welche zwischen 4 und 6 an der Zahl schwankend große Nischen bilden, in denen sich bequem ganze Familien aufhalten könnten. Seinen Namen erhielt er, weil die pfeffergroßen schwarzen Samen in eine reichliche Menge einer hellbräunlichen, feinhaarigen, seidenglänzenden Wolle eingebettet sind, welche von den Ansiedlern vielfach zum Stopfen von Sitz- oder Kopfkissen benutzt wird. Der Wollbaum ist über das ganze von uns betrachtete Gebiet ziemlich gleichmäßig verbreitet.

Die Fächerpalme ist an das Küstengebiet gebunden. Hier sieht man ihre 20 Meter hohen Stämme mit den prächtigen handförmigen Blättern entweder in größeren Beständen oder

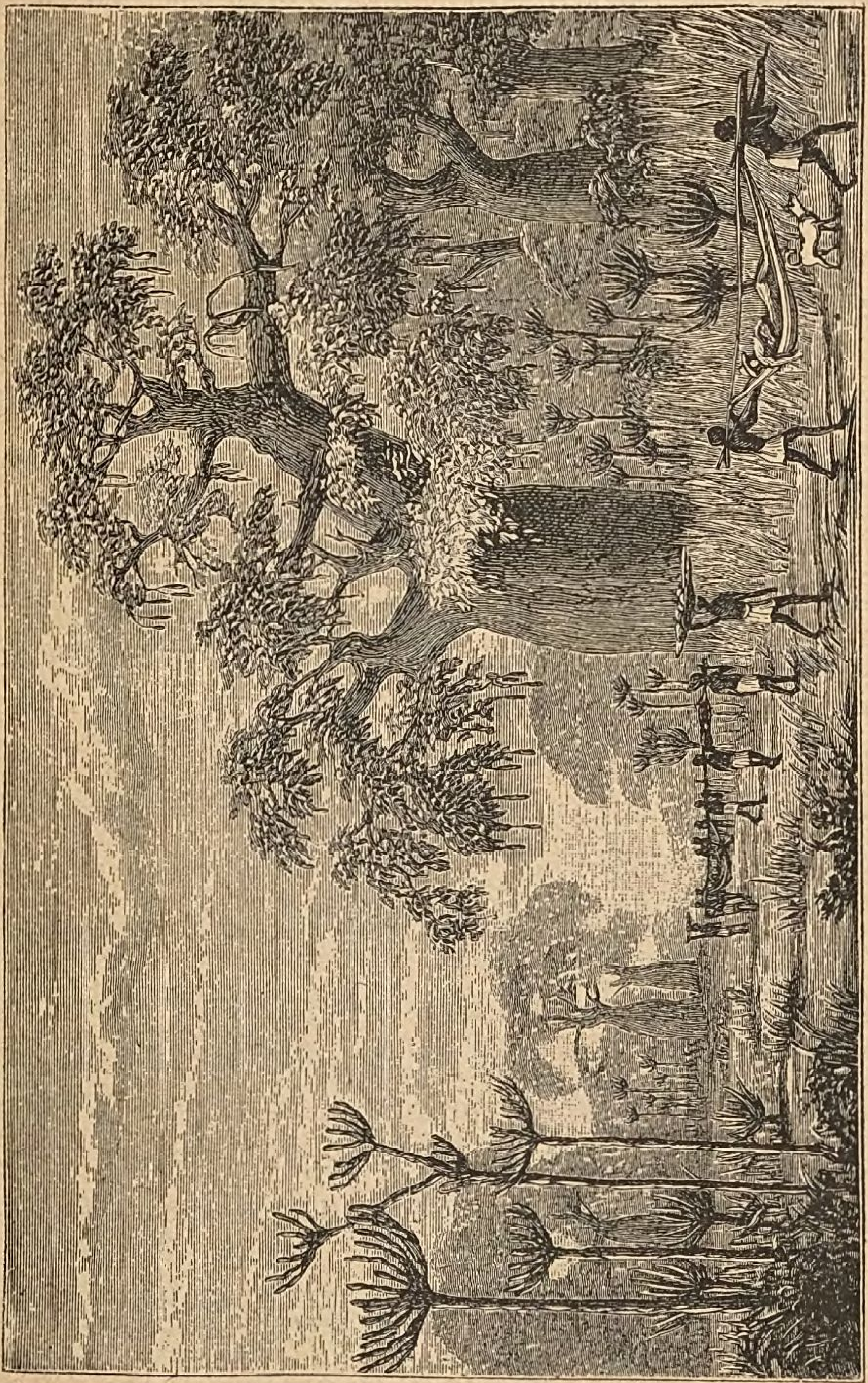
einzeln den Strandsaum schmücken. Die hier vorkommende Art ist nicht, wie früher angenommen wurde, Borassus sondern, wie auf Dr. Pechuel-Lösches Anregung festgestellt wurde, Hyphaena congensis. Südlich von St. Paulo de Loanda kommt nach Soyaux die Hyphaena coriacea vor, welche mit ihrem mehrfach geteilten Stamm der ägyptischen Dumpalme (H. thebaica) gleicht, aber höher als diese wird. Diese Palmenarten sind, da sie nicht, wie die Öl- und Kokospalmenwedel durch die Webervögel beschädigt werden, sondern ihre Fächer in vollendeter Form erhalten, außerordentlich anmutig und edel in ihrer Erscheinung. Ihr Stamm ist von den Schenkeln früherer Blattstiele wie mit einem künstlichen quadratmaschigen Netzwerk umsponnen, und an der Krone legen die getrockneten Blätter sich schindelartig übereinander nach unten, so daß sie einen walzenförmigen Vorsprung bilden, der mehrfach mit der Form eines Unterrocks verglichen worden ist. Die Blätter werden in getrocknetem Zustande zu Flechtwerken aller Art benutzt, besonders aber zu Säcken. Die Loango-Expedition fertigte aus den kleingerissenen gelben Teilchen nach Herrn Lindners prächtiger Erfindung sehr brauchbare Strohhüte an.

Vom 8° s. Br. an verändern die kaktusartigen Euphorbienbäume und bläulichgrünen dickblättrigen Aloë den Charakter der Landschaft, so daß der von Norden kommende Reisende sich in der neuen Umgebung beinahe fremd fühlt. Die Krone der Euphorbienbäume mit ihren drei- und vierkantigen dunkelgrünen Ästen gleicht einem auf eine hohe Säule gesetzten riesenmäßigen Kaktus. Der Milchsaft der fleischigen Teile gilt für gefährlich und soll, ins Auge gebracht, Erblindung herbeiführen. Südlich von Benguela, auf den öden Hügeln und Klippen von Mossamedes, wird der Baum immer seltener, um endlich ganz zu verschwinden.

Allenthalben an der Küste teils in der Savane, teils, nämlich südlich vom Kongo, dicht am Strande, teils endlich, wie am Cuanza, weiter im Innern, am Cunene und im Ovamboland wild in den Wäldern sieht man den Baumwollenstrauch, dessen

schneeweiße Samenhülle aus den geplatzten reifen Kapseln sich in der trockenen Zeit dicht verfilzt herausdrängt, ohne daß man

Fig. 22.



Euphorbien= und Affenbrotbaum. Gegend von Ambriz. (S. Monteiro Bd. I. p. 22)

diesen Schatz in größerer Ausdehnung durch Anpflanzungen zu heben versucht hätte. Vor wie nach bleibt die Baumwolle, mit Ausnahme der Cuanzagegend, den Vögeln zum Nestbau über=

lassen, wenn nicht zufällig ein Reisender sie zum Stopfen seiner Vogelbälge, als Verbandmaterial, oder auch zum häuslichen Bedarf sammelt. Übrigens war das Vorkommen am Kuilu nicht zu konstatieren, wenn der Strauch auch dort ebensogut fortkommen muß, wie wenige Meilen weiter südlich.

Welche immensen Schätze die Wälder der afrikanischen Südwestküste an Nutzholz bergen, ist ein noch ungelöstes Rätsel. Erst wenn man anfangen wird, danach zu forschen und sie zu verwerten, wird man annähernd ihre Größe ermessen lernen. Die eisenharten Hölzer haben wir bei unseren Hüttenbauten fürchten gelernt, denn ihre Bearbeitung kostete ebensoviel Zeit als Material; aber in richtiger Hand würden sie sowohl, wie die herrlich gemaserten Stämme sich ausgezeichnet zur Möbelindustrie verwerten lassen.

Der Rotholzbaum könnte hierzu oder aber zum Färben benutzt werden, wenigstens zeigen uns die Neger, daß er hierzu sehr brauchbar ist. Als ich zum erstenmal die karminroten Tupfen auf den Backen junger Negerinnen regellos oder in vorbedachter Ordnung angebracht sah, oder auch ganz bemalte Körper, erregte das Schminkmittel mein größtes Interesse, später fand ich den Gebrauch auch in Angola verbreitet, Andere in Benguela, Hahn am Cunene und bei den Owambo.

Daß viele zu medizinischen Zwecken verwendbare Hölzer vorkommen, beweist der mannigfache Gebrauch, den die eingeborenen Quacksalber oder Zauberer von ihnen machen, ganz besonders der zu Gottesgerichten benutzte Giftbaum. Aber auch zum Segen der Menschheit und besonders zum Heil der künftigen Bewohner Afrikas dienende Bäume können dort gedeihen, wie ein in voller Blüte befindlicher Chinabaum zeigt, den Soyaux am Cuanza fand, allerdings aus Südamerika versuchsweise dorthin verpflanzt, und die vielen Eucalyptus in der Missionsstation zu Landana.

Als Nutzpflanzen sind dann vorzüglich die Gummiranke und Indigo zu nennen.

Was die Kulturpflanzen betrifft, so können wir eine große Reihe davon namhaft machen: Zuckerrohr, Negerkorn (Sorghum),

Fig. 23.



Banane. *Musa sapientium.*

Bohnen, Mais, Reis, Erdnüsse (Ginguba und Macoba), Manioc, Yam, Bataten, Ingwer, Piment (Pfeffer), Hanf, Tabak und von Fruchtbäumen: Öl- und Kokospalme, Melonenbaum (Carica

papaya), Orangen, Limonen, Bananen, Pisang, Mango, Guaven, Granatäpfel, Kaffee. In Mossamedes gedeihen außerdem die Kartoffel und europäische Früchte, wie auch der Weinstock, und in Gärten können selbst am Äquator unsere Kohlarten, Gurken, Melonen, Radieschen, Rettige u. dgl. gezogen werden. Allerdings muß man den Samen zum Kohl ꝛc. immer frisch aus Europa kommen lassen, wenn man schmackhafte Exemplare ziehen will.

Es würde natürlich unmöglich sein, alle diese Pflanzen einzeln zu besprechen, und deshalb müssen wir uns begnügen, die hauptsächlichsten herauszugreifen. Das Zuckerrohr habe ich in den Distrikten nördlich vom Kongo nicht anbauen sehen, wenn auch ein Händler am Tschiloango-Fluß einen kleinen Vorrat nicht absterben ließ, um einen Genuß zum Nachtisch zu haben. Zu diesem Zweck wurde ein Stück des Schaftes geschält und in fingerlange Stücke zerteilt auf einem Blatt angeboten. Da man auf Süßigkeiten in heißen Gegenden häufig eine Art Heißhunger hat, so galt das Aussaugen des Zuckersaftes allerdings als ein Genuß. Weiter im Süden in Novo Redondo sah ich bereits große Plantagen, welche zur Destillation von Arak oder weißem Rum benutzt wurden. Es waren an dem kleinen Flüßchen Gunza, einem Arm des Cuvo, für die Bewässerung der Felder überall Pumpstationen angelegt, welche von Negersklaven in Thätigkeit gesetzt wurden.

Das Negerkorn (Sorghum) bildet erst auf dem südlicheren mehr felsigen Teil unseres Gebietes die hauptsächlichste Nahrung, wo auch, besonders in Mossamedes, viel Mais gebaut wird, während nördlicher zwar auch Mais vorkommt, aber doch Manioc fast die einzige Nahrung giebt. Die Büschel der übermannshohen Halme werden mit gebogenen Knütteln gedroschen, die Körner mit rundlichen Steinen zerquetscht und dann mit Palmöl zu einem wahrhaft wohlschmeckenden Brei angerührt. Die Maiskörner werden dagegen von zwei sich gegenüberstehenden Weibern mit 2 starken langen Hölzern in einem mit rundlicher

Höhlung versehenen Klotz zu feinem Mehl zerstampft. (S. Fig. 42 im 3. Kap.)

Manioc ist eine in allen Tropenländern gedeihende Pflanze, deren georginenähnliche Wurzelknollen in der verschiedensten Zubereitung vom 5. Monat der Entwickelung ab ein vorzügliches Nahrungsmittel bieten, während auch die jungen Blätter, zerrieben mit Palmöl und Pfeffer gekocht, ein genießbares Gemüse abgeben. Einige Arten gelten für giftig, doch ist die Gefahr kaum zu fürchten, da die Eingeborenen genau darüber Bescheid wissen. Dagegen sind einige Arten bitterlich, andere zart und süß, welche Eigenschaften je nach dem Boden, in dem sie gedeihen, und nach dem Alter, das sie erreichen, zu- und abnehmen. Man kann den Manioc auch roh essen, in welchem Falle man den holzigen Mittelteil fortwerfen muß, doch ist er roh am schwersten verdaulich.

Zubereitet wird er einmal, indem man die Knolle tagelang ins Wasser legt und dann in siedenden Dämpfen kocht, oder indem man frisch zerriebenen Manioc in gleicher Weise dämpft. Zweitens kann die Knolle zerrieben und der Brei erst an der Sonne und dann in großen Schalen am Feuer getrocknet werden. Das so entstandene gröbliche Mehl wird zur Bereitung eines „Tapioka“ genannten Breies benutzt. Außer zur Nahrung könnte der Mehlbrei auch zu erweichenden Umschlägen verwendet werden, oder es könnte eine dünnschleimige Abkochung, ähnlich wie unser Haferschleim, als Getränk dienen. Für Europäer empfiehlt sich nur der Genuß des Mehls, da jede andere Form schwer verdaulich ist und den Magen verdirbt. (S. Falkenstein Ratgeber für Reisende. Berlin, Enslin 1882.)

Der Hanf wird überall nur zum Rauchen benutzt, und selbst Kinder beiderlei Geschlechts fröhnen dieser betäubenden Unsitte. Jeder Zug aus der gehöhlten Affenbrotbaumfrucht, in welcher oben ein kleiner Behälter die schwelenden trockenen Blätter birgt, löst einen Hustenstoß aus, und vielfach sollen Anfänger nach ihren ersten Übungen wie wahnsinnig in die Wälder laufen und nur langsam sich gegen die Wirkung abstumpfen. Man sieht vielfach

hinter den Hütten mit großer Liebe gepflegte, eingefriedigte große Exemplare stehen, welche den verderblichen Hang ihrer Besitzer verraten.

Die Ölpalme ist der segenbringendste Baum Westafrikas, welcher das in frischem Zustande wohlschmeckende Palmöl, das in Massen auch zum Haupthandelsartikel geworden ist, und gleichzeitig das köstliche Getränk, den Palmwein liefert. Sie wird etwa 15 Meter hoch und trägt als Krone einige zwanzig 5 bis 7 Meter lange Wedel, in deren Blattachsen die männlichen und weiblichen Blütenstände, wenn auch getrennt, so doch auf demselben Baum sich entwickeln. Der männliche fälli ab, der weibliche reift zu einem konischen Fruchtzapfen, der einer Riesenerdbeere gleicht und bei einer Schwere von 30—40 Kilogramm einige hundert kastaniengroße, gelbbraune Ölnüsse trägt. Diese gelbliche Hülle birgt das entweder in den Handel oder auf den Tisch kommende Öl, während die darunter befindlichen eigentlichen Nüsse einen Kern einschließen, der erst in Europa verarbeitet wird. Jeder Baum trägt pro Jahr ungefähr vier solche Fruchtstände und liefert durch diese 5 Liter Öl. Das frisch durch kaltes Auspressen der Hülle gewonnene Öl giebt in Verbindung mit frischem oder gesalzenem Fleisch und Pfeffer ein recht wohlschmeckendes Nationalgericht.

Zur Gewinnung des Weins wird der männliche Blütenstiel nach der Befruchtung abgeschnitten, und aus der Wunde tropft der Saft in einen darunter angebrachten Flaschenkürbis in einer Menge von $1/2$—$1 1/2$ Liter pro Tag. Dieser Wein schmeckt äußerst angenehm prickelnd, süßsauer und hat eine erfrischende, aber auch leicht abführende Wirkung. Er geht sehr schnell in Gährung über und sprengt dann alle Gefäße. Durch seinen ungemeinen Kohlensäurereichtum wird er sehr zweckmäßig beim Brotbacken verwendet.

Höchst interessant ist das Besteigen der Ölpalmen durch die Neger, welches mit ebenso großer Leichtigkeit als Schnelligkeit ausgeführt wird. Sie benutzen dazu eine Liane, welche um den

Baum und den eigenen Rücken gelegt und mit beiden Händen an den dazwischen liegenden Stellen gefaßt wird. Nun setzt der Neger beide große Zehen in zwei Blattnarben des Stammes, der stets bis zur Krone von alten Blattresten gereinigt wird, und legt sich mit dem Oberkörper so zurück, daß er mit der Palme einen spitzen Winkel von etwa 45^0 bildet. Dann setzt er einen Fuß in eine höhere Narbe und giebt dabei dem Körper einen Ruck nach vorn, indem er dabei die locker gewordene Liane mit beiden Händen gleichfalls höher anlegt. Das Kunststück sieht sehr leicht aus, würde aber wohl kaum einem Europäer glücken, denn die Muskeln der großen Zehe müssen hierbei eine Kraft bethätigen, die eben nur bei einer Übung von vielen Jahren erreicht werden kann.

Die Ölpalme hält sich nicht an bestimmte Bodenarten, sondern gedeiht sowohl in der Nähe des Strandes auf Sand- als auf Waldboden im Innern. Auf steinigem Boden und in größerer Höhe wird sie spärlicher und verliert an Schönheit, doch wird sie auch dann noch das Auge erfreuen und Hoffnung auf das köstliche Öl wecken, das man auf längeren Reisen sowohl für sich selbst, als für seine Begleiter, ja selbst für das Vieh notwendig braucht. Ich habe fast alle Tiere, namentlich aber die Haustiere mit Vorliebe die Hülle der Ölnüsse oder diese ganz verzehren sehen.

Der Melonenbaum (Carica papaya) erreicht eine Höhe von 3—4 Meter und trägt zwischen seinen an meterlangen Stielen befindlichen Blättern, von denen der Baum überhaupt nur 20—25 aufweist, noch öfter aber unterhalb der kleinen luftigen Blattkrone rund um den Stamm herum zwischen 30—50 Früchte. Diese haben die Größe eines kleinen Kindskopfes, sind gelb und enthalten ein orangefarbiges, süßschmeckendes Mus. Wenn diese Bäumchen auch keiner Pflege bedürfen, so kommen sie doch meist nur in der Nähe von Wohnplätzen vor, und man freut sich doppelt, wenn man aus den Wäldern heraustretend oder in Lichtungen derselben diesen alten Bekannten begegnet, da man bei

größeren Entbehrungen eine wahre Sehnsucht nach solchen süßen Früchten empfindet. Neuerdings glaubt man in dem Papayotin ein spezifisches Mittel gegen die Diphtheritis gefunden zu haben und bezahlt das Gramm mit 5 Mark. Sollte es sich weiter bewähren, so würde sich den Negern eine neue unerwartete Einnahmequelle eröffnen.

Bananen und Pisang darf man im allgemeinen als bekannt voraussetzen, da sie nicht nur als Pflanzen in allen großen Treibhäusern gezogen werden, sondern auch als Früchte, gewöhnlich von Madeira her, in großen Städten zu haben sind. Man macht sich eine falsche Vorstellung, wenn man glaubt, die prachtvoll hellgrünen zarten Blätter im Freien in vollendeter Formenschönheit anzutreffen, sie sind im Gegenteil gewöhnlich vom Winde zerschlitzt und zerrissen oder hängen an dem einjährigen Stamm geknickt herunter. Jeder Baum trägt einen Fruchtkolben mit ca. 100 und mehr Früchten. Nach der Reife wird der Träger umgehauen, und aus den Wurzeln schießen neue Triebe hervor. Nur die Bananen kann man als Früchte von köstlichem Geschmack und Geruch gelten lassen, die Pisangfrüchte, welche doppelt und dreifach so lang sind, als jene, müssen geröstet mehr als ein Surrogat für Brot angesehen werden. Ich habe nie eine Vorliebe dafür fassen können.

Der Mangobaum liefert eine grünschalige, enteneigroße Kernfrucht, die Aprikose der Tropen, die ungemein saftreich ist und geradezu köstlich genannt werden muß, trotzdem sie stark nach Terpentin schmeckt. Der Beigeschmack wird nie unangenehm empfunden, und ich habe niemand gekannt, der sie nicht stets mit größtem Behagen genossen hätte.

Der Kaffeebaum würde gewiß in dem ganzen Gebiet gedeihen, wenn er eben angebaut würde, bis jetzt aber weiß ich nur, daß in Angola und zwar vorzüglich in Ambriz viel Kaffee in den Handel kommt.

Welchen großartigen Aufschwung die ganze Südwestküste nehmen würde, sobald man solche Pflanzungen anlegte, läßt sich aus

den bedeutenden Erfolgen ermessen, die im Auftrage des Hamburger Hauses Woermann Herr Soyaux am Gabun neuerdings

Fig. 24.



Welwitschia mirabilis. Gegend von Mossamedes. (Monteiro Angola II. 228.)

erzielt hat. Überhaupt läßt sich aus dem bisher Angeführten so viel ersehen, daß die Flora Westafrikas bedeutende Schätze ein-

schließt, welche zu heben erst den künftigen Generationen vergönnt sein wird.

Wir können die Pflanzenwelt nicht verlassen, ohne auf den merkwürdigen Fund näher einzugehen, den der berühmte Botaniker Welwitsch während seines Aufenthalts an der Westküste (1861 bis 1865) machte und der mit Recht nach ihm getauft wurde (Welwitschia mirabilis). Monteiro fand die seltsame Pflanze bei Mossamedes und meint, daß der Fluß San Nicolau 14° s. Br. wohl die nördlichste Grenze des Vorkommens derselben bilden dürfte. Er beschreibt dieselbe (l. c. pag. 229. II. T.) folgendermaßen: „Die Welwitschia ist eine baumartige Pflanze, der man ein hundertjähriges Alter zuschreibt, mit einem etwa zwei Fuß hohen verkehrt kegelförmigen Stamm, von dem nur einige Zoll über dem Boden stehen. Man erblickt daher eine flache, in der Mitte gespaltene, zusammengedrückte Masse, welche einem Tisch ähnlich ist und manchmal 14 Fuß Umfang hat. Ausgewachsene Exemplare haben eine dunkelbraune, harte, überall geborstene Oberfläche, welche an die gesprungene Kruste eines schön aufgegangenen Brodes erinnert. Der unten in der Erde befindliche Teil bildet eine kräftige Pfahlwurzel, welche sich am letzten Ende nach abwärts verästelt. Aus tiefen Einschnitten am äußeren Umfange der oberen Fläche entspringen zwei Riesenblätter von je 6 Fuß Länge, welche von flacher, lederartiger Beschaffenheit und in eine Menge ungleicher Streifen zerschlitzt sind, die wellenförmig über den Erdboden hinlaufen. Diese Blätter sollen von der ersten Entwickelung der Pflanze herrühren und nie durch andere ersetzt werden. Von dem Ursprung der Blätter nach innen zu, kommen aus der breiten Fläche etwa fußhohe gabelförmig verästelte Doldentrauben mit schmalen, aufrechtstehenden, scharlachroten Zapfen, welche denen der Balsamtanne gleichen.“ Man muß zugeben, daß diese Pflanzen einen wunderbaren und seltsamen Eindruck zu machen wohl geeignet sind.

Wenden wir uns nun zur Tierwelt unseres Gebietes, so ist es natürlich, daß nur die Arten einer Besprechung unterzogen

werden können, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen, wobei wir von niederen zu den höheren Klassen aufsteigen wollen.

Von den Weichtieren ist die Auster zu nennen, welche übrigens an den mir bekannten Gegenden nicht im Meere gefunden wird, sondern im Brackwasser, und deshalb leider meist einen sumpfigen Beigeschmack hat. In den felsigen Distrikten, z. B. Mossamedes, findet man dieselbe dagegen auch in der See häufig. (Monteiro II. 227.) Man versucht, den Beigeschmack durch Übergießen und langes Stehen mit Seewasser zu vertilgen, was jedoch nicht ganz gelingt. Trotzdem bildet diese Auster ein nicht zu unterschätzendes Nahrungsmittel, das mit Limonensaft zugleich recht schmackhaft gemacht werden kann. Einzelne Exemplare sind von solcher Größe, daß sie zerschnitten werden müssen, wobei einem verwöhnten Europäer allerdings der Appetit leicht vergeht. Die Neger pflegen die Tiere dadurch zum Öffnen ihrer Schalen zu bringen, daß sie sie an ein Feuer legen, und an nicht wenigen Stellen geben die aufgetürmten Reste den Beweis dafür ab, wie sehr sie von den Eingeborenen geschätzt werden. Durch Brennen und Pulvern der Schalen wird in dem nördlichen Distrikt, bis Ambriz etwa, der von den Ansiedlern oft benötigte Gips gewonnen; weiter südlich findet man diesen selbst vor.

Von Würmern ist als echt afrikanisches Produkt der Guinea- oder Medinawurm anzuführen, welcher sich als ein langes, weißliches, fadenähnliches Gebilde zwischen den Muskeln entwickelt, während über seinen Ursprung die Meinungen noch geteilt sind. Namhafte Gelehrte behaupten, daß er nur durch das Trinkwasser in Larvenform in den Körper gelange und von hier seine Wanderungen durch denselben, gewöhnlich bis unter die Haut antrete, Andere wieder meinen, daß das Tier sich jung von außen durch dieselbe einbohre. Ich schließe mich der letzteren Ansicht an, wie ich an anderer Stelle (s. Virchows Archiv für path. Anat. u. Physiol. 1877) ausgeführt habe. Übrigens ist der Wurm in unserem Gebiet beim Menschen selten, dagegen kommt er oder ein ähnlicher bei Tieren öfter vor. Ich fand bei

einer Zwergantilope zwei ziemlich lange Exemplare unter der Haut auf einer thalergroßen Fläche in sich verschlungen vor.

Von Krustentieren finden sich am Strande unzählige Krabben verschiedenster Art und Größe. Erstaunlich sind eben nur die Scharen, welche wie flüchtende Heere nach allen Seiten vor dem dahin Schreitenden sich zu retten suchen und mit ihrem eilfertigen, immer in schräger Seitenbewegung erfolgenden Lauf, während sie ihre Augen an den Stielen in die Höhe und die Scheren zur Abwehr bereit halten, einen komischen Anblick gewähren, bis sie in den Löchern verschwinden.

Viel werden auch die Langusten gefangen, welche zwar statt der Scheren der Hummern oft meterlange Fühlergeißel haben, aber von gleicher Größe, wie diese, und immer ebenso willkommen sind.

Von Spinnen sind mehrere Arten hervorzuheben, auch kann nicht unterlassen werden, Reisenden zu empfehlen, gerade diese Tiere zu sammeln. Dr. F. Karsch, der sich durch Bearbeitung dieser Klasse der Sammlungen der Expedition dieselbe zu großem Danke verpflichtete, war über die darin enthaltenen, relativ vielen neuen Arten hoch erfreut. Da sind zuerst die Mygaliden, Würg- oder Vogelspinnen, welche durch ihre Größe sowohl, als durch ihr behaartes Äußere einen beängstigenden Eindruck hervorrufen können. Man hört jedoch so wenig von ihnen, wie von den Lycosiden, den Wolfs- oder Tarantelspinnen irgend einen Fall erzählen, wo der Biß unangenehme Folgen gehabt hätte. Beide kommen in verschiedenen Arten vor und sind ziemlich häufig, wenn es auch der Kenntnis ihrer Lebensweise und Schlupfwinkel bedarf, sie zu finden. Schon war ich monatelang auf der Station Tschintschotscho, ohne sie gesehen zu haben, und erst nachdem ich für jede Vogelspinne eine Partie Rum versprach, konnte ich sammeln, so viel ich haben wollte.

Einen niedlichen Anblick gewähren die vielartigen Gasteracanthiden oder Bauchdorner, deren Leib meist in einen türkischen Halbmond mit verschiedener Färbung auszugehen scheint. Noch

farbenreicher aber sind die Radspinnen oder Epeïriden, welche künstlich bemalten runden Scheibchen gleichen.

Die eigentümlichste Beobachtung, welche ich machen konnte, und die bisher völlig unbekannt war, ist folgende: Mehrfach sah ich eine kleine Hüpf- oder Tigerspinne in Holzmulm so mit Staub und feinsten Spänchen bedeckt, daß sie von der Umgebung nicht zu unterscheiden war. Im Spiritusglase fiel dann die Bekleidung regelmäßig ab, so daß die Exemplare im Museum nicht wieder erkannt wurden. Zweifellos liegt hier die Absicht vor, die Opfer möglichst unerkannt zu beschleichen; dazu bedeckt sie den Leib mit einem klebrigen Saft, auf welchem die Holzteilchen von selbst haften.

Von den Gliederspinnen ist noch der Skorpion zu nennen und gleich hinzuzufügen, daß von den vier verschiedenen Arten keine so giftig ist, daß nach dem Stich andere Folgen, als die einer mäßigen lokalen Entzündung zurückbleiben.

Nur ein neuerer Beobachter, Monteiro, erzählt von schweren Folgen der Skorpionsstiche, und da er das vollste Vertrauen verdient, erscheint es ratsam, seine Erfahrungen mitzuteilen. Er fand in Benguela so viel von diesen Insekten, daß er kaum einen Stein oder ein Stück Holz vom Boden aufheben konnte, ohne ein oder mehrere Exemplare von bedeutender Länge darunter zu finden. Er schreibt, dieselben hätten 6—7 Zoll, also etwa 18 Centimeter gemessen, eine Länge, die ich nie angetroffen habe, woraus sich vielleicht mein Urteil über die geringeren Folgen erklärt.

Auch er hält den Stich nur bei alten oder herabgekommenen Individuen für gefährlich, doch erschienen in schweren Fällen alle Muskeln des Körpers gelähmt, manchmal unter bedeutenden, andere Male ohne besondere Schmerzen. Einer seiner Leute verlor wenige Stunden nach dem Stich völlig die Gebrauchsfähigkeit seiner Beine. Vier Tage lang wurde der Verwundete in die Sonne gelegt, um ihn warm zu halten, da jeder Skorpionsstich mit großem subjektivem Kältegefühl einhergehen soll; aber

erst nach 8 Tagen war er völlig wiederhergestellt. Ein anderer Fall betraf einen sehr kräftigen, gesunden Mulatten in Dombe Grande südlich von Benguela. Dieser saß eines Abends vor seinem Häuschen und hatte, indem er einen Fuß über den andern legte, dabei einen Pantoffel verloren. Als er nach einiger Zeit den Fuß hineinsteckte, hatte inzwischen schon ein Skorpion davon Besitz ergriffen, und stach ihn in die große Zehe. Er legte der Verwundung keine Bedeutung bei, fühlte sich aber von Stunde zu Stunde kraftloser, so daß er am anderen Tage nicht aus dem Bett aufzustehen vermochte. Seine Glieder waren vollständig gelähmt, ohne daß er Schmerzen empfand, auch war seine Zunge und sein Geist unbenommen, so daß er völlig klar denken und sprechen konnte. Er war auf das Schlimmste gefaßt und nahm von den Seinigen Abschied, doch wurde er nach 5—6 Tagen allmählich besser und genas nach vierzehn Tagen vollständig.

Die Zahl der Insektenarten ist ohne Zweifel unendlich groß, doch wird man lange über die unermeßliche Menge einzelner Arten sich zu beklagen Gelegenheit haben, ehe man dazu kommt, als Sammler über neue Arten Studien zu machen. Ich erinnere mich noch, wie abends, wenn die Expedition bei Licht am Tische saß, dieser buchstäblich mit den abgefallenen Flügeln der schwärmenden Ameisen und Termiten bedeckt war, die sich nun verwundert über die andere Art der Bewegung nach allen Richtungen zu retten suchten. Große Schaben huschten über den Tisch, Cicaden schossen wie blind herein und fuhren, durch irgend einen Anprall auf den Rücken fallend, geräuschvoll und sinnlos zwischen dem kleineren Getier herum. Dazu kam das Summen der Mosquitos und Kriebelmücken, ein paar Fangheuschrecken saßen an den Wänden und große schwarze Spinnen an den Decken, so daß an den ersten Abenden die Ausbeute reich war; dann war es aber aus damit, da das Bild immer dasselbe blieb.

Allmählich jedoch lernten die Neger sammeln und brachten schönes Material von ihren Gängen zurück. Machten ihnen die Glanz- und Buntkäfer, Holzbohrer, Pillenwälzer und Toten-

gräber doch auch schließlich Freude, und die Speckkäfer weckten ihren Haß, weil sie die Sammlungen verdarben.

Ich sehe noch die grinsenden Gesichter, als sie mir Leuchtkäfer und ein einziges Mal den gigantischen Goliath brachten, doch würde immerhin der Zweifel erlaubt sein, ob die Freude mehr dem Funde oder dem dafür spendierten Gläschen Rum gegolten habe.

Bei der Bearbeitung der Schmetterlinge der Loango-Expedition, welcher sich Herr Dr. Dewitz mit nicht genug anzuerkennendem Eifer und großer Liebe unterzog, fand er viele Arten, die mit denen in Angola und Benguela gesammelten übereinstimmten. Sie unterscheiden sich übrigens weder durch besonderen Farbenreichtum, noch mit Ausnahme weniger durch auffallende Größe von den europäischen; ja es ist sogar wunderbar, wie häufig man denselben Arten dort begegnet, die auch hier vorkommen, ohne daß das Klima oder die veränderte Nahrung ihre äußere Erscheinung im geringsten geändert hätte. Von bekannteren Arten fallen mir zum Beispiel gleich der Totenkopf, der Windenschwärmer, der Mondvogel und Karpfenschwanz ein.

Die Aderflügler geben in ganz Südwestafrika vielfach Gelegenheit zu den interessantesten Beobachtungen. Zunächst die Ameisen mit ihrem Staatenwesen, das sich aber in nichts von Bekanntem unterscheidet. Die Treiberameise, von welcher Savage erzählt, daß sie in Westafrika ohne feste Baue unter Baumwurzeln lebe, in großen Scharen nachts oder bei trüben Tagen ausziehe und selbst den größten Tieren gefährlich werden könne, habe ich nicht beobachtet, auch bei anderen Autoren unseres Gebiets nichts darüber gefunden.

Unablässig beinahe ziehen die schön gefärbten großen Raubwespen die Aufmerksamkeit auf sich. Entweder bringen sie Raupen und Spinnen, die sie durch Biß oder Stich zu betäuben scheinen, angeschleppt, um sie als künftige Nahrung ihren sich entwickelnden Eiern in die schon fertigen Zellen zu legen, oder aber kleine

Klümpchen Baumaterial, um die letzte nun überflüssige Öffnung ihrer Thon- und Lehmbauten zuzumauern.

Bienen giebt es namentlich in Angola, Benguela und Mossamedes, wie das von dort ausgeführte Wachs beweist, viel; weiter nördlich sind sie gewiß seltener, da sich der Neger sonst auch hier mit Sammeln dieses Handelsartikels befassen würde. Selbst Honig trifft man hier selten. Er ist bräunlich und dünnflüssig, doch wurde eine von anderen Reisenden beobachtete giftige Eigenschaft nicht bemerkt. Wenn er auf die Verdauung beschleunigend einwirkt, so ist das kein Wunder, da man ein Gleiches auch bei uns erleben kann.

Bei den Fliegen oder Zweiflüglern will ich, ohne noch einmal auf die Mosquitos, die äußerlich unseren Mücken gleichen, zurückzukommen, auf eine Art näher eingehen, welche man mit Fug und Recht auch noch zu den Rätseln Afrikas zählen kann, ich meine die Tsetse-Fliege. Nach Andersson kommt dieselbe auch bei den Owambo, also unserem südlichsten Gebiet vor. Nach seiner Aussage sterben oder verkümmern alle Haustiere, welche von dem Insekt gebissen werden. Das Gift nennt er ebenso gefährlich, wie das der giftigsten Schlangen. Ganze Volksstämme könnten weder Ochsen noch Schafe halten, weil sich die Tsetse in ihrem Lande fände. Dabei soll der Biß für den Menschen ohne Gefahr sein und nur wie ein Flohstich empfunden werden.

Da man weiß, daß Andersson stark aufzutragen liebt, so würde man vielleicht an eine Jägergeschichte denken, wenn nicht andere Reisende und neuerdings Holub von dem Marutse Mabunda Reich (zwischen 14° und 18° s. Br.) ähnliches berichteten. Er schreibt wörtlich (S. 201): „Sämtliche nach Schescheke von der Barotse und vom Süden her eingebrachten Tiere starben an Marasmus infolge des Tsetsebisses; früher muß es eine Zeit gegeben haben, wo Scheschele nach Nordwest mit der Barotse einen tsetsefreien Landstrich bildete, der jedoch durch das Vordringen des giftigen Insektes geteilt wurde. Das Gebiet wechselt je nach den Wanderzügen der Büffel- und Elefantenherden, da

diese die Tsetsefliege im Gefolge haben. Das Zurückdrängen des Büffels durch jährliches Abbrennen des Grases wird auch im Marutsereiche die erwünschte Wirkung haben und die Distrikte nach und nach zu tsetsefreien Gebieten machen."

Übrigens ist die Tsetse von der Größe der gemeinen blauen Fliege, nur die Flügel sind größer. Nun hat auch die Loangoexpedition aus ihrem Gebiet nach Professor R. Hartmann die Tsetse eingeschickt, und auch dort sind die Ochsen bis auf einen gestorben. Beides ist aber absolut nicht miteinander in Verbindung zu bringen, denn die Ochsen starben infolge des salzhaltigen schlechten Futters an ruhrähnlichen Erscheinungen, und ¾ Stunde von der Station Landana lebte ein Trupp von 4—6 Ochsen in bestem Futterzustande, ebenso überall Schafe und Ziegen. Die Tsetse kam also vor und doch blieben die Haustiere am Leben, und nur eine irrige Annahme hätte ihr den Tod der Ochsen zur Last legen können. Wenn außerdem ein einzelnes Insekt den Menschen stechen kann, ohne daß derselbe auch nur größere Entzündungserscheinungen an der betroffenen Stelle wahrnimmt, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß eine einzelne Tsetse auch keinem Haustier etwas schadet; so verschieden äußert sich der tierische Organismus nicht. Ich meinerseits halte dies sogar für absolut unmöglich.

Wie lassen sich nun die Angaben eines Holub und Anderer, denen man in keiner Weise Übertreibungen zur Last legen kann, hiermit vereinigen? Jedenfalls nur durch das Gleichnis: viel Hunde sind des Hasen Tod.

Wenn die Tsetse in Mengen, wie Mückenschwärme, die armen Opfer überfallen, sie peinigen, am Schlaf und Fressen hindern, so gehen dieselben allmählich ein, während sie einzeln oder in geringen Mengen leicht überwunden werden. Hiermit stimmt auch die Beobachtung Holubs von den wechselnden Gebieten, jenachdem Büffel- oder Elefantenherden kommen und gehen, oder jenachdem man die Tsetse durch Grasbrände vernichtet. In ge-

ringen Mengen bleiben sie zweifellos auch dann noch auf den vorigen Gebieten, ganz vernichtet werden sie gewiß nicht, aber sie schaden dann eben nicht mehr.

Hier reiht sich würdig eine andere Plage Westafrikas, der Sandfloh, an. Dieser wurde erst im Jahre 1872 wahrscheinlich von Brasilien aus nach der Loangoküste eingeschleppt und hat sich von hier in enormer Schnelligkeit nach allen Richtungen verbreitet. Dies Insekt, und zwar nur das weibliche, bohrt sich in die Haut des Menschen ein und wird, indem der Eiersack anschwillt, allmählich größer, bis es die Form einer Erbse erreicht. Die Anwesenheit merkt man sofort an einem unerträglichen Jucken und findet an der betreffenden Stelle in den ersten Tagen einen schwarzen Punkt, später eine weiße Blase. Das Tier muß natürlich mit Nadel oder Messer entfernt werden, was nicht nur keinen Schmerz, sondern eine angenehme Empfindung verursacht, indem der Juckreiz dadurch schwindet. Eine Gefahr ist dabei nicht vorhanden, sie tritt im Gegenteil nur dann ein, wenn man das Tier sitzen läßt, wobei schließlich ausgedehnte Erkrankungen des Fußes nicht ausbleiben können. Man findet die Tiere ganz besonders häufig an alten Aschenplätzen, die öfter als Lagerplatz benutzt wurden, und muß sie daher meiden. Fleißiges Nachsehen, Baden der Füße mit Lauge aus Holzasche, Einreiben mit Palmöl und Halten über offenes Feuer mindert die Plage, die man übrigens immer weniger fürchten lernt, je länger man mit ihr vertraut wird.

Von Netzflüglern können wir die Larve des Ameisenlöwen erwähnen, welche gewiß nirgends so zahlreiche Trichter baut, als in unserem Gebiet, und die vielfachen Arten der Termiten. Die von mir beobachteten Bauten hatten Pilz- oder Kegelform bei einer Höhe von höchstens 30 Centimeter, Pogge sah aber Obelisken in Mulemba von 4—5 Meter Umfang am Fußende und 3—5 Meter Höhe. Hahn berichtet von Obeliskenbauten am Cunene (1868) von bisweilen 15—20 Fuß Höhe. Manche sind um Bäume herum angelegt, so daß oben eine grüne Krone

hervorragt. Außer diesen giebt es noch eigentümliche etagenförmige Lehmbauten an Baumstämmen, welche in gewissen Zwischenräumen übereinander getürmten Pilzsegmenten gleichen und außerordentlich zierlich und kunstvoll ausgeführt sind.

Von Gradflüglern machen sich im Hause die Schaben in höchst unangenehmer Weise durch ihre Größe und Massenhaftigkeit bemerklich, und im Freien trifft man in gleicher Menge die verschiedenen Arten der Feldschrecken. Bei ihnen kann man mehr, als bei irgend einer Tierart, die Absicht der Natur verfolgen, ihre Bildungen dadurch zu erhalten, daß sie dieselben durch Annäherung an pflanzliche Formen den Augen ihrer Feinde entzieht. Die Art Phyllium oder wandelndes Blatt ist so gefranzt gebildet und so verschieden braun oder grün gefärbt, daß sie kaum von verdorrten oder frischen Blättern ihrer Umgebung zu unterscheiden ist, und die Stabschrecken gleichen mit ihrem walzenförmigen Körper durchaus dem verdorrten Ästchen eines Strauches. Manche darunter sind von ansehnlicher Größe, ich maß eine solche von 21 Centimeter Länge.

Verlassen wir nun die Gliedertiere, um uns zu einigen hervorragenden Arten der Wirbeltiere zu wenden, so wollen wir uns zunächst bei der Klasse der Fische etwas aufhalten. An der Küste ist es bekannt, daß es unter den Meerfischen einige giftige Arten giebt, deren Genuß den Tod zur Folge haben kann. Der gefürchtetste ist ein vierzahniger Hautfisch. Er hat eine chagrinartige mit weißen Tüpfeln besetzte Haut, die er am Bauche kugelartig aufzublasen vermag. Hierdurch und durch die verwachsenen Ober- und Zwischenkiefer, welche vier großen hervorstehenden Zähnen gleichen, gewährt der Fisch einen wunderbaren Anblick. In den Mangrovedickichten findet sich ein Kletterfisch, welcher mit seinen Bauchflossen nicht nur an den dünnen Stämmchen hinaufzuklettern vermag, sondern sich auch auf ebener Erde sprungartig fortbewegt. Die größten von mir beobachteten Exemplare hatten die Länge einer Hand, die Augen stehen wie große schwarze Perlen aus dem Kopfe heraus, was den an sich schon komischen

Eindruck scheinbar laufender Fische natürlich erhöht. In verschiedenen kleinen Teichen findet sich ein Wels von Armlänge, der beim Austrocknen derselben in großer Dürre im Schlamm sitzen bleiben und sich bis zu dem neueintretenden Regen lebenskräftig erhalten soll. Auch ein elektrischer Fisch wurde von Dr. Güßfeldt im Nhanga gefunden.

An Reptilien ist Westafrika reich. Von Krokodilen giebt es allein drei Arten; Eidechsen, Schildkröten, Frösche sind zahlreich, noch mehr aber die Schlangen, giftige sowohl als ungefährliche. Die Krokodile, von denen es in allen Flüssen wimmelt, werden nicht gefürchtet, jedenfalls nur deshalb, weil sich die Eingeborenen an die tägliche Gefahr gewöhnt haben, da es, wenn auch nicht häufig, so doch mehrfach vorkommt, daß Neger von Krokodilen genommen werden. Mein früherer Reisegefährte Herr Lindner erlebte den Fall in Ponto da Lenha nicht weniger als drei Mal. Trotzdem sieht man die Leute Wasser holen, sich baden und ohne Furcht im Fluß arbeiten. Man erzählt, daß die Krokodile Leute selbst aus den Kanoes mit dem Schwanz herausschlügen, ohne daß jedoch glaubwürdige Augenzeugen für solche Angaben aufgefunden werden können. Daß die im allgemeinen trägen Reptile indes den Schwanz im Zorn oder zur Verteidigung kräftig zu brauchen verstehen, habe ich mehrfach selbst beobachtet.

Ihnen äußerlich sehr ähnlich sind die großen Warneidechsen mit hellgrüner rauher Haut und gespaltener langer Zunge. Ich sah von jenen ein Exemplar, das 7 Fuß in der Länge maß und selbst von den Eingeborenen wegen seiner Größe angestaunt wurde. Gleichfalls bekannt sind die Chamäleons mit ihren Kletterfüßen und dem Wickelschwanz, sowie die Familie der Geckonen, welche mit ihren Haftzehen an den Wänden entlang zu laufen vermögen. In Loango waren die Neger den Chamäleons gegenüber frei von jeder Furcht, brachten sie in Menge und berührten sie mit den Fingern. Dagegen erzählt Monteiro, daß die Mushikongo in Angola der festen Überzeugung sind, daß,

wenn ein Chamäleon einmal sich auf dem Wollkopf eines Schwarzen festklammerte man es nimmer würde abnehmen können, da sie zugleich giftig seien. Vielleicht ist gerade ihre Furcht vor diesen harmlosen Kreaturen die Ursache, daß sie mit großem Vergnügen die schnelle tötliche Einwirkung von Nikotin auf sie häufig erproben. Sie stecken dann einen Halm in den Boden ihrer kleinen Pfeifen, um einen Tropfen des dicken dort zurückgebliebenen Extrakts herauszubefördern, und fahren damit dem aus Angst das Maul aufsperrenden Tiere über die herausgestreckte Zunge. Wenige Sekunden darauf fällt es auf die Seite, streckt sich noch einmal und ist verendet. Man kann wohl selten eine so energische Wirkung von einer kleinen Dosis dieses Giftes sehen.

Was die Schlangen betrifft, so habe ich mich während meines dreijährigen Aufenthalts in Westafrika nie von einer durch sie drohenden Gefahr überzeugen können, trotzdem ich mich durch meine Sammlungen von der großartigen Mannigfaltigkeit der Giftschlangen daselbst zu überzeugen Gelegenheit hatte. Es wurden in der ganzen Zeit nur ein paar Haustiere gestochen, die zu Grunde gingen, und außerdem ging von zwei Negerinnen das Gerücht, daß sie von der Rhinozerosschlange gebissen worden seien. Die zuerst Betroffene sollte gleich darauf gestorben, die zweite aber genesen sein.

Wenn nun neuerdings Dr. J. Fayrer, der Surgeon Major der bengalischen Armee, nachgewiesen hat, daß in Indien jährlich 20000 Menschen durch Schlangenbiß zu Grunde gehen, so ist es absolut nicht erklärlich, warum dem gegenüber die Giftschlangen Afrikas, wie dies doch zweifellos der Fall ist, relativ harmlose Tiere sind. Man kann nur annehmen, daß in Indien einige Arten vorkommen, welche nicht, wie in Afrika stets, bei jedem Annäherungsgeräusch die Flucht ergreifen, sondern liegen bleiben, weil sie vielleicht schlechte Hörorgane besitzen, und so leichter getreten werden, wonach natürlich stets sofort der Biß erfolgt.

Leider hat man noch immer kein Mittel gefunden, das

Schlangengift unschädlich zu machen; denn das Verlangen, sich sofort das betreffende Glied abzuhauen, dürfte wohl stets unausgeführt bleiben. Den besten Rat hat bisher immer noch Dr. Lacerda Filho in Rio de Janeiro gegeben, indem er den Unglücklichen so viel Alkohol zu geben empfiehlt, bis sie sinnlos trunken sind. Einmal ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Alkohol ein spezifisches Gegengift ist; aber selbst wenn es nichts hilft, verlangt fast die Menschlichkeit, daß man den armen Opfern das Bewußtsein ihrer trostlosen Lage nimmt.

Die giftigsten Schlangen in unserem Gebiet sind die Rhinozerosschlange, die Brillenschlange und eine Baumschlange.

Unter den nicht giftigen nimmt die Riesenschlange die erste Stelle ein.

Was die Vogelwelt betrifft, so kann man drei Bezirke mit charakteristisch verschiedenen Arten unterscheiden: den nordwestlichen Küstenbezirk bis zum 8° s. Br., den südwestlichen und die Waldregion.

In ersterem fällt als ein alter Bekannter zunächst der Hausspatz auf, dem indes der dortige ewige Sommer mit einem reineren eleganteren Kleide zugleich eine melodischere Stimme verlieh, als sie seinem nordischen Verwandten eigen ist. Neben ihm ist das ganze Heer der Finkenvögel, besonders das der Weber zu nennen, welche in der Regenzeit durch ihre prachtvoll gefärbten Hochzeitskleider und durch ihre künstlich gewebten, überall vom Winde geschaukelten Nester der Landschaft einen ebenso schönen wie reizenden Schmuck verleihen. Zahlreich ist die Familie der Würger mit ihren kräftigen volltönenden Stimmen, der weichfiedrigen Fliegenschnäpper, der langschnäbligen Bienenfresser und des stufenschwänzigen Kuckucks. Mit lautem Geschrei sieht man Rieseneisvögel ihren Löchern an den Abhängen zufliegen, in welche sie am Ende von 3 Meter langen armstarken Gängen künstlich ihre rundliche Wohnung bauten; aber auch kleinere Arten beleben die Gegend.

Scharenweise zieht die grüne Taube zu bestimmten Zeiten,

an bestimmten immer gleichen Stellen pfeilschnell durch die Lüfte, während die Glanzstaare dauernd ihre Lieblingsbäume nach Futter suchend bevölkern. Die Raubvögel vertritt der schwarz-weiß gefärbte Adler, die Papageien der graue Jacko, und die weißbrüstige Krähe die Rabenvögel,

Im Süden treten zu diesen Arten die Scharben, Pelikane und Flamingos hinzu, von denen letztere in langen Reihen marschierend und fischend einen ergötzlichen Anblick gewähren. Möven von der kleinen Meerschwalbe bis zur Silbermöve beleben das Meer, und am Lande sieht man Steinschmätzer, Schwalben, Bachstelzen und besonders den Sperlingspapagei sich geltend machen. In Mossamedes aber kommt bereits der Riese unter den Vögeln, der Strauß, vor.

Im Hochwalde erreicht das Vogelleben seinen Höhepunkt. Nachdem uns am frühen Morgen das ewige Schwatzen immer neuer Flüge des Graupapageies geweckt hat, hören wir bald glockenähnliche Töne, bald signalartiges Pfeifen einzeln erschallen, bis allmählich das vielstimmige Konzert der ganzen Vogelwelt beginnt.

An den Flußufern sehen wir Schnepfen, Regenpfeifer und Strandläufer mit ihren langen Schnäbeln nach Würmern suchen. Große und kleine Reiher werden noch überragt vom weißhalsigen Storch, der den zimmtfarbenen Umbervogel ruhig neben sich duldet.

Wenn die Sonne am heißesten herniederbrennt, ist es auch ruhig im Walde, und erst gegen vier Uhr beginnt sich neues Leben zu entwickeln. Dann hören wir den lauten Ruf der herrlich grüngefärbten Helmkuckucke, das schwerfällige Fliegen der großen Nashornvögel, widerliches Geschrei der Ibis und die tiefen Gutturaltöne des Sporenkuckucks. Allmählich suchen die Schlangenhalsvögel und Adler ihre erhabenen Nachtsitze auf. Wenn alles verstummt ist und der Himmel sternenklar herniederleuchtet, beginnen die lichtscheuen Jäger, die Uhus, Waldeulen und Käuze ihr Werk.

Als Haustiere sind Hühner und Enten überall eingebürgert,

ganz besonders ist aber die letztere bei den Europäern wegen ihrer Größe und Schmackhaftigkeit beliebt.

Wir kommen nun zu den Säugetieren, von denen wir zunächst die Huftiere betrachten. Von Einhufern kommt das Zebra in dem südlichen Teil unseres Gebietes in den steinigen Gegenden von Benguela und Mossamedes häufig vor (Monteiro II 194).

Unter den Zweihufern nehmen die vielen Arten der Antilopen von den Zwergantilopen bis zur Elenantilope die erste Stelle ein. Je weiter wir nach Süden und nach dem Innern vordringen, um so zahlreicher treten sie auf. In Loango sah ich meist nur vereinzelte Exemplare, während ich in Angola, südlich von St. Paulo de Loanda auf den weiten, mit kurzem Grase bedeckten Flächen überall Rudel beobachten konnte. Lord Mayo traf auf seiner Reise von Mossamedes zum Cunene auf große Mengen Antilopen jeglicher Art; er nennt den Springbock, Wasserbock, Elenantilope, Kudu, Oryx und das Gnu. Ebenso ist der Büffel im Norden weniger häufig, als auf der südlichen Hälfte unseres Gebietes. Die Giraffe kommt nur im südlichsten Teil, bei etwa 16° 30′ s. Br. vor.

Von Vielhufern kommt der Elefant, das Hippopotamus oder Flußpferd, der Klippdachs und das Pinselohrschwein häufig vor; vom 15° s. Br. an auch das Rhinozeros.

Der Elefant ist allerdings bereits nach dem Innern zurückgedrängt, dagegen ist das Flußpferd in allen Gewässern ein ebenso willkommenes als lohnendes Jagdobjekt. Man hat die Jagd auf diese Tiere nicht selten als äußerst gefahrvoll hingestellt, weil sie den Schützen angreifen und das Boot umwerfen sollen. Wir haben das nicht bewahrheitet gefunden, obgleich wir stets im Kanoe in ihre unmittelbare Nähe zu kommen suchten. Wohl ist es möglich, daß ein verwundeter Bulle, wenn er vor Schmerz sinnlos im Wasser herumfährt, von ungefähr das Kanoe zertrümmert; denkbar wäre es auch, daß ein Weibchen, um seine Jungen zu schützen, den Angreifer annimmt; sonst aber sind sie

leider nur zu wenig kriegerisch gesinnt und suchen schnell das Weite, wenn sie die drohende Gefahr kennen gelernt haben. So lange sie mit dem Gewehr noch keine Bekanntschaft machten, erwarten sie die Heranrudernden furchtlos, so daß man, wie nach der Scheibe, ruhig zu zielen und sie durch einen guten Schuß unter das Auge immer zu töten vermag. Sie überschlagen sich dann rücklings im Wasser und versinken ohne Todeskampf, um nach einigen Stunden, von den Fäulnisgasen der Därme gehoben, wieder auf die Oberfläche zu kommen und flußabwärts zu treiben.

Fig. 25.



Cercocebus albigena.

Auf dem Lande dürfte eine Begegnung in den tunnelartigen Wegen, welche sie durch das dichte Unterholz gebrochen haben,

weniger angenehm sein, da sie nur Platz für das Ungetüm selbst bieten und man bei einem schlechten Schuß zum mindesten unfehlbar überrannt und mit Wahrscheinlichkeit zertreten werden würde.

Den Klippendachs oder Klippschliefer sah ich zuerst in Boma am Kongo, zweifle jedoch nicht, daß er auch nördlich im Schiefergebirge sich findet. Jedenfalls wird er, je weiter südlich vom Kongo, um so häufiger.

Von den Nagetieren sind die Palmratten, welche dort unsere Eichhörnchen vertreten, ungemein zahlreich an Individuen und Arten. Da sie bekanntermaßen als Nesträuber verrufen sind, so ist der Schaden, den sie anrichten, jedenfalls bedeutend, doch wird er durch die zahllosen Mengen der Vögel, welche vom Menschen nichts zu fürchten haben, vollkommen ausgeglichen.

Noch schlimmer, an der Küste wenigstens, sind die Ratten, welche für die Station Tschintschotscho zu einer wahren Plage wurden. Glücklicherweise werden sie von einem großen Teil der Neger als Leckerbissen geschätzt, so daß ihnen von dieser Seite eifrig nachgestellt wird. Wir fingen sie zu Dutzenden in blechernen Kästen, welche etwas Mais enthielten und deren Deckel zum Zuschlagen im geeigneten Moment hergerichtet war, ohne daß eine Abnahme merklich gewesen wäre.

Von Raubtieren kommt der Löwe, der Leopard und im südlichen Teil, besonders häufig in Benguela, die Hyäne vor, ersterer jedoch in der Nähe der Küste nicht. Vor noch nicht allzu langer Zeit waren die Löwen noch überall häufig und kamen, wie von glaubwürdiger Seite versichert wird, bis dicht vor Loanda, so daß sie die Fußpfade zwischen dieser Stadt und den nächstgelegenen am Quanza durchaus unsicher machten. Man zeigt noch jetzt nicht weit von der Stadt einen Fleck, den ein ziemlich hoher Wall umgiebt, und behauptet, daß ein Löwe dort eingedrungen und mit einem Kalb im Maule über jenen weggesprungen sei.

Monteiro erzählt, daß die Neger, wenn sie von diesem Raubtier reden, stets ehrfurchtsvoll das Wort „Nyana", d. h. „Herr", hinzufügen, da sie ihn für „Fetisch" halten, der nicht ermangeln

würde, sie zu strafen, wenn sie es ihm gegenüber an Respekt wollten fehlen lassen. Bei Mossamedes kommen sie nach demselben Autor noch jetzt zu bestimmten Zeiten bis in die Gärten nahe bei der Stadt. Man zeigte ihm daselbst die Hütte eines deutschen Ansiedlers, in welcher eines Abends plötzlich ein Löwe durch das Grasdach auf den Tisch gefallen war, an welchem der Besitzer mit seiner schwarzen Gefährtin zur Nacht aß. Wahrscheinlich hatte jener eine Katze erjagen wollen, und das schwache Dach hatte unter dem ungewohnten Gewicht nachgegeben. Glücklicherweise war das Tier durch den eigenen Schreck und das Schreien der beiden Bewohner so in Angst gesetzt worden, daß es sich durch die leicht nachgebenden Wände der Hütte zwängte und eilig davon lief.

Auch Hyänen sind bei Mossamedes häufig. Monteiro sah dort zwei prachtvolle Wolfshunde, welche allnächtlich die Hyänen verjagten, die sich in die Nähe der Ansiedlung wagten. Eines Morgens kamen sie jedoch nicht wieder, und als man ausging, sie zu suchen, fand man beide blutend und ohnmächtig neben einer riesigen Hyäne, welche sie im Kampf getötet hatten. Trotzdem sie ein breites, mit eisernen Spitzen versehenes Halsband trugen, waren sie doch selbst dabei übel zugerichtet worden und zogen infolgedessen, als sie nach langer Zeit genasen, nie wieder auf Hyänenjagd aus.

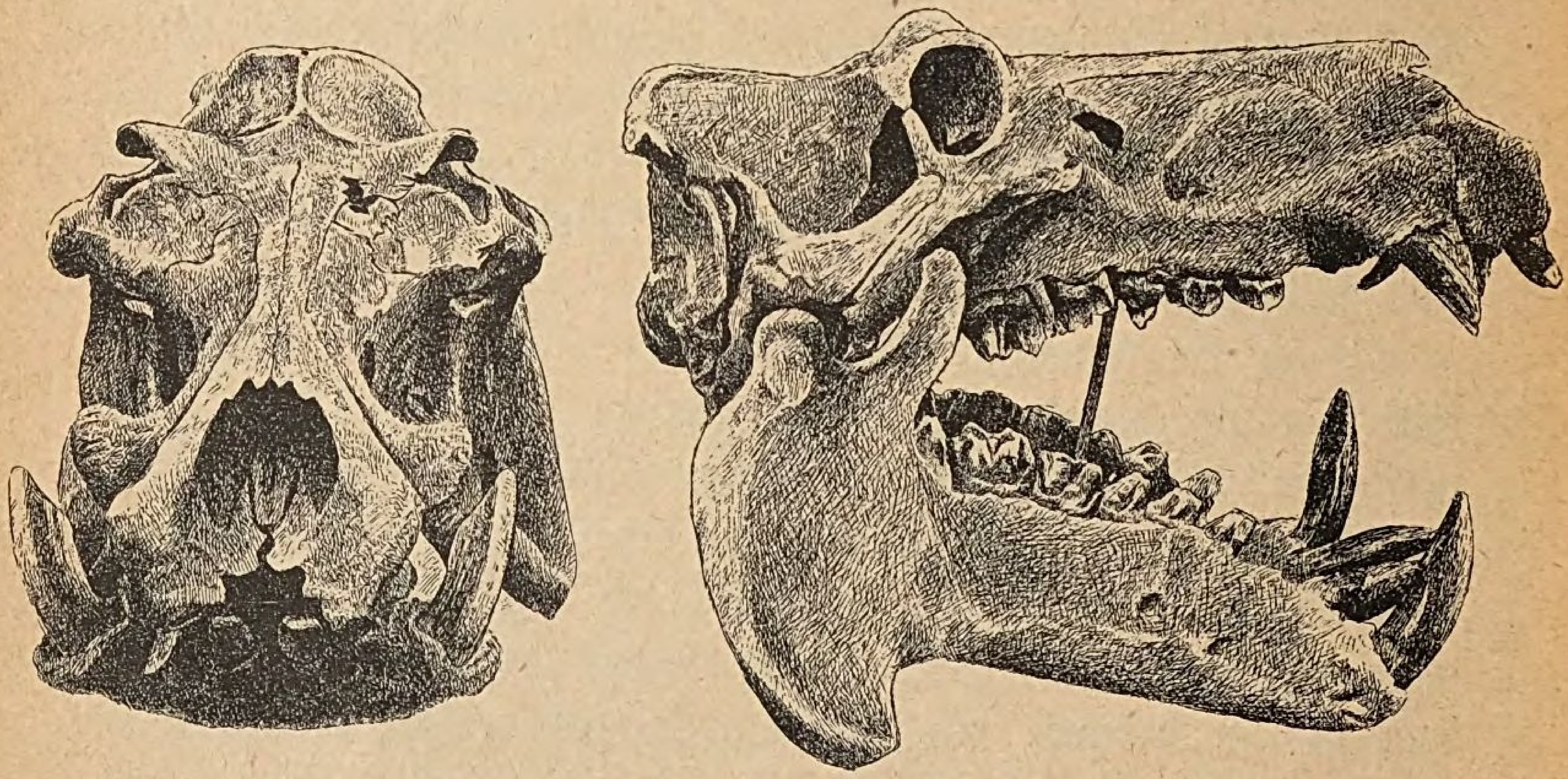
Genett- und Zibethkatzen sind häufig, ebenso der Schakal.

Fledermäuse sind sehr zahlreich, doch erregt nur der fliegende Hund größeres Interesse. Sie fliegen in großen Scharen streichend, gewöhnlich um die Zeit des Sonnenuntergangs. Die von mir geschossenen Exemplare hatten eine Flughautbreite von 64 Centimeter. Der Rumpf von der Nase zur Schwanzspitze maß 16,5 Centimeter. Das Auge ist hellbraun, ebenso das Fell, das jedoch zu beiden Seiten beim Ansatz der schwarzen Flughaut einen weißen Längsstreifen zeigt. Der etwas dunkler gefärbte Kopf hatte von der Nasenspitze bis zum Hinterhauptshöcker eine Länge von 6 Centimeter und zwischen den Ohr-

ansätzen eine Breite von 3,3 Centimeter. Die Maße müssen, wenn nicht alles Leben erloschen ist, höchst vorsichtig genommen werden, da die Tiere sehr scharfe spitze Zähne besitzen und ihr Gebiß sehr gut zu brauchen verstehen. Der Kopf hat, wie schon ihr Name zeigt, eine ungemeine Ähnlichkeit mit dem eines Hundes.

Was endlich die letzte Ordnung, die wir in diesem Kapitel

Fig. 26.



Flußpferd=Schädel. (Am linken resp. rechten Auge ist das Kugelloch sichtbar.

berücksichtigen, die Vierhänder oder Affen betrifft, so ist Westafrika damit reich gesegnet. Von Halbaffen kommt wohl nur einer und noch dazu ziemlich selten vor, doch gebe ich zu, daß er vielleicht wegen seiner mehr nächtlichen Lebensweise weniger leicht gefangen wird. Von den anderen Affen sind die Meerkatzen sehr artenreich, der Pavian wird nach Süden häufiger, während Chimpanse und Gorilla ihr Hauptgebiet im Norden haben, letzterer sogar wahrscheinlich schon vor dem Kongo die südlichste Grenze seines Vorkommens erreicht hat.

Von den Pavianen erzählt Monteiro, daß sie in der felsigen dürren Küstengegend von Benguela sehr häufig seien und in Trupps von 12—20 angetroffen werden. Wenn sie fressen,

haben sie immer zwei oder mehr Wachen auf erhöhten Felsvorsprüngen ausgestellt, welche beim Nahen der geringsten Gefahr einen Warnruf ausstoßen, worauf die ganze Gesellschaft die Flucht ergreift und die Jungen sich auf dem Rücken der Mutteraffen forttragen lassen. Die Eingeborenen behaupten, daß Wachen, welche ihre Pflicht nicht erfüllen, von den andern grausam bestraft werden, und portugiesische Händler wollen diese Sitte gleichfalls beobachtet haben.

Von Chimpansen erbeuteten wir ein Exemplar, dessen Rumpf 80 Centimeter, die Beinlänge 60 Centimeter maß; er würde also aufrechtstehend eine Höhe von circa 140 Centimeter gehabt haben. Der Gorilla ist seltener, als dieser, und selbst da, wo er vorkommt, schwierig anzutreffen.

Der Berufenste, über Gorillajagden zu sprechen, ist zweifellos der Baron Hugo von Koppenfels, welcher sie fast zu seiner Lebensaufgabe machte, aber leider dabei seine Gesundheit einbüßte und am 28. Januar 1884 in einem Hospitale zu Berlin verstarb. Er suchte den Gorilla namentlich im Ogowegebiet auf und setzte die Grenzen seiner Verbreitung vom 1° n. Br. bis zum 6° s. Br. „Er lebt", so schrieb er, „bis auf die alten hypochondrischen Gorillamänner, im engeren Familienkreise und treibt sich des großen Verbrauchs an Nahrung wegen nomadisierend herum, indem er da nächtigt, wo er sich kurz vor der Dunkelheit gerade befindet; er baut also jeden Abend ein neues Nest und errichtet dies auf gesunden, schlankgewachsenen, nicht viel über 0,30 m starken Bäumen in einer Höhe von 5—6 m. Dasselbe ist storchartig in der ersten Abzweigung stärkerer Äste aus grünen Reisern angelegt. Die Jungen und, wenn dieselben noch der Wärme bedürfen, auch die Mutter pflegen darauf der nächtlichen Ruhe, wogegen der Vater zusammengekauert am Fuße des Stammes, mit dem Rücken daran gelehnt, die Nacht verbringt und so die Seinigen vor dem Überfall des Leoparden schützt. — Sofern er unbehelligt bleibt, greift der Gorilla den Menschen nicht an, meidet vielmehr dessen Begegnung. Wird er jedoch überrascht,

so richtet er sich auf, stößt aus tiefer Brust ein nicht wiederzugebendes, kurzgebrochenes, bald rollendes, bald grunzendes Gebrüll aus und bearbeitet mit seinen Riesenfäusten die gigantische Brust, wobei unter Zähnefletschen und einem unsäglich boshaften Ausdrucke des Gesichts sich seine Haare auf Kopf und Nacken vibrierend sträuben.

Die gesamte Muskulatur des überaus massigen Körpers ist bis auf die bei allen Affen fehlenden Waden zur Unförmlichkeit ausgebildet, und ich würde, seine zwar unbeholfen erscheinende, in der That aber große Gewandheit mit in Anschlag bringend, auf ihn gegen einen starken Bären wetten." — Ein erwachsenes Tier taxiert er auf 200 Kilo, die Länge auf 1,90 m die Breite auf 1 m. Nach seinen Beobachtungen lebt der Gorilla von Vegetabilien, während er daraus, daß gefangene Tiere eine besondere Vorliebe für animalische Kost zeigen, schließt, daß sie auch in der Wildnis Fleisch und Eier nicht verschmähen.

Damit stimmen meine Beobachtungen völlig überein. Als ich am Kuilu den Magen eines ca. 1,30 m großen Gorilla untersuchte, fand ich denselben mit Pflanzenresten angefüllt, dagegen nahm das von mir glücklich nach Europa gebrachte junge Tier gleichfalls gern animalische Kost, und wenn man aus Analogie zu schließen berechtigt ist, so kann man daraus, daß Meerkatzen sich besonders gern mit Fangen von Spinnen und Heuschrecken abgeben, Chimpansen Vögel und Ratten mit Vorliebe fressen, annehmen, daß alle Affen auch Fleischfresser sind.

Meinen Gorilla erhielt ich am 2. Oktober 1875 von dem Portugiesen Laurentini Antonio dos Santos in Ponte Negra zum Geschenk und schenkte ihn meinerseits bei der Rückkehr der Expedition Ende Juni 1876 der Afrikanischen Gesellschaft, die mich hinaus gesandt hatte. Von dem Berliner Aquarium erhielt dieselbe 20000 Mark als Kaufpreis, ein Beweis, welchen Wert man diesem Menschen-Affen allseitig beilegte, der so lange vergebens von der gelehrten Welt erstrebt worden war. Leider lebte er hier nur bis zum 13. November 1877, obgleich alles

geschehen war, dem Tier einen für die Verhältnisse möglichst gesunden Aufenthalt zu schaffen.

In dieser ganzen Zeit wurde wenigstens klar, daß frühere Anschauungen von der Unzähmbarkeit des jungen Gorilla irrig waren, da man sich kein anhänglicheres, ruhigeres und leichter erziehbares Tier denken kann, als gerade ihn.

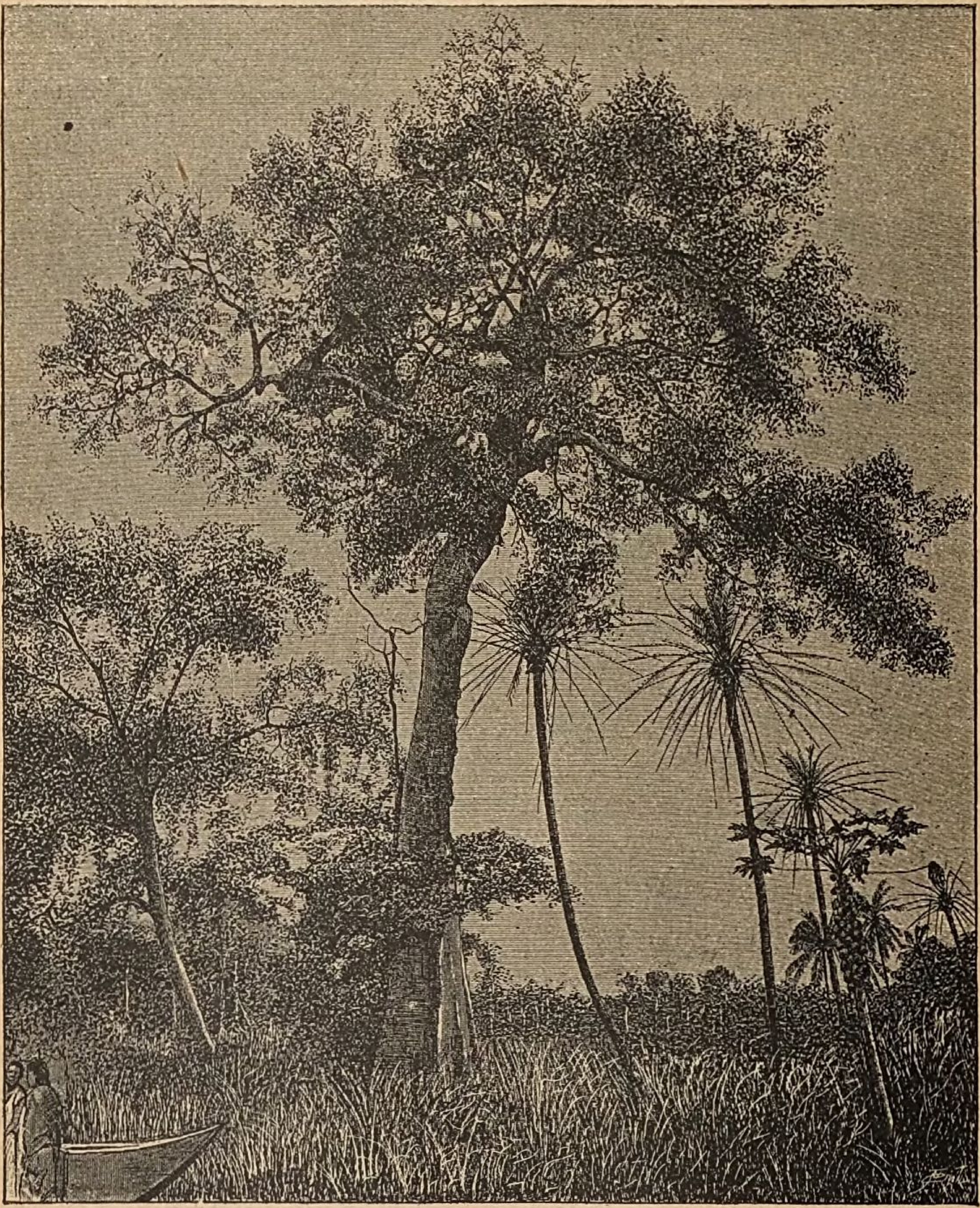
Bis zu dem Jahre 1883 gelang es trotz aller Anstrengungen nicht, ein anderes lebenskräftiges Tier zu erhalten, bis Anfang Januar mit Dr. Pechuel-Lösche ein gleichfalls vom Kuilu stammendes Exemplar in Liverpool eintraf und wieder vom Berliner Aquarium erworben wurde. Trotzdem die Ernährung eine äußerst schwierige war, gelang es doch, das Tier über ein Jahr lang bei reiner Milchnahrung am Leben zu erhalten. Das Gewicht stieg in dieser Zeit von 4 auf 7½ Kilo, und außerdem bereicherte sich sein Gebiß um nicht weniger als 8 Zähne. Als er eintraf, besaß er 8 Schneidezähne und je 2 Backzähne unten, je 1 Backzahn oben. Im Februar traten die unteren Hundszähne, im März und April die 2. oberen Backzähne und im Mai die oberen Hundszähne ein, so daß wie beim Menschen die Milchzähne, 20 an der Zahl, vollständig waren. Am 15. Januar 1884 begann nach kürzerer Pause, als dies gewöhnlich beim Menschen der Fall ist, die 2. Zahnperiode, indem die 3. Backzähne und zwar zunächst unten durchbrachen; doch ging er infolge der neuen an ihn herantretenden schwächenden Einflüsse dabei allmählich ein. Das Alter dürfte sich danach etwa auf 3—4 Jahr berechnen lassen.

Da eine ähnliche Beobachtung bisher noch nirgends gemacht worden ist, so erschien sie wichtig genug, aufgeführt zu werden.

Zu den dunklen Punkten und offenen Fragen Afrikas gehörte unstreitig auch die Gorillafrage, welche durch die ermöglichte mehrfache Beobachtung sowohl, als durch die darauf basierten einschlägigen Arbeiten (Dr. R. Hartmann. Leipzig, Veit & Komp. 1880) nunmehr auch als erledigt angesehen werden kann.

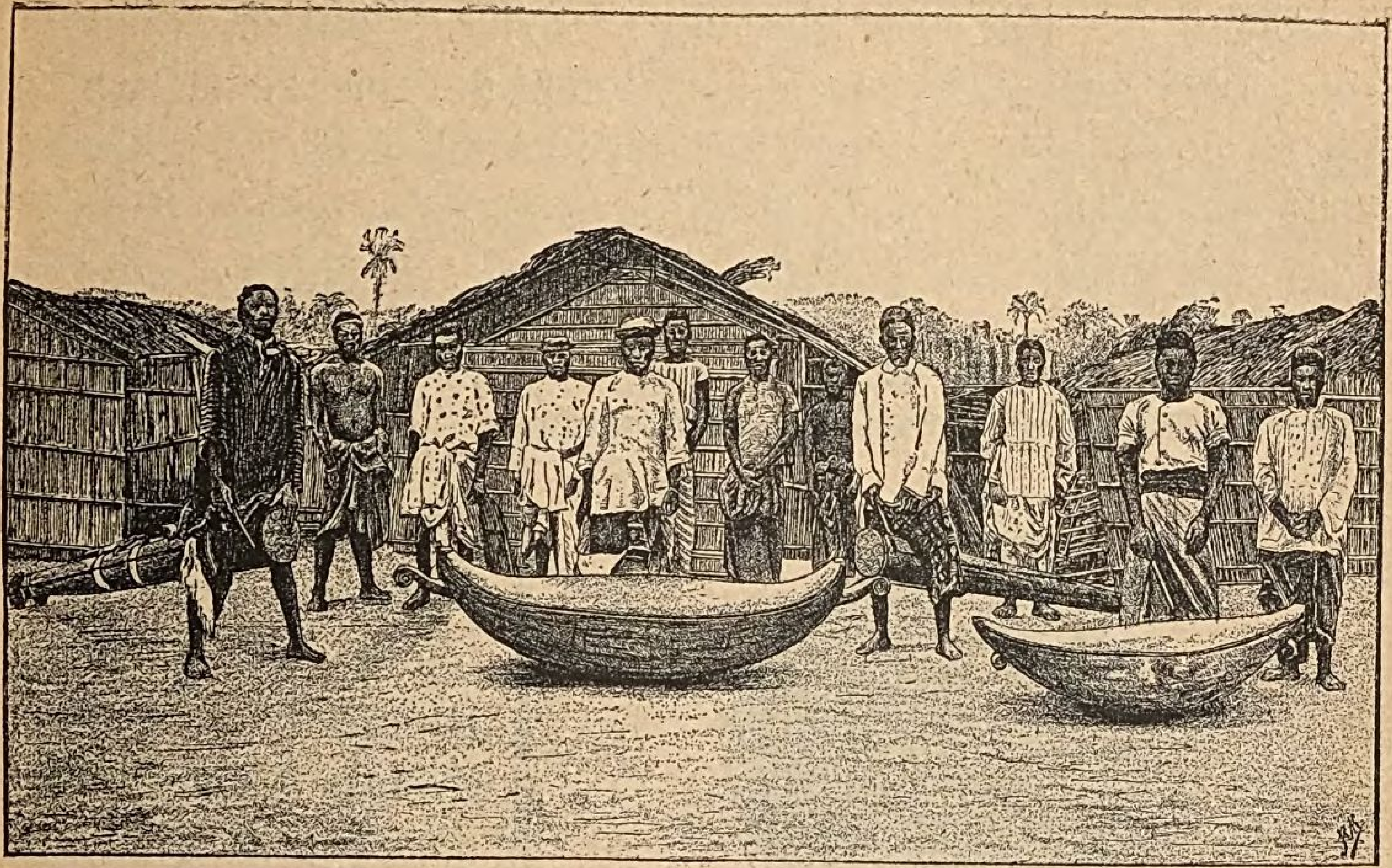
Von Haustieren ist das Schaf, die Ziege, das Schwein und der Hund zu nennen, von S. Paulo de Loando ab nach Süden auch der Esel und das Rind.

Fig. 27.



a. b. c.
a. Wollbaum. Eriodendron anfractuosum.
b. Junge Ölpalme. Elais guineensis. Von den Weberfinken zum Nestbau geplündert.
c. Melonenbaum. Caria papaya.

Fig. 28.



Tanz- und Kriegstrommeln.

Kapitel III.

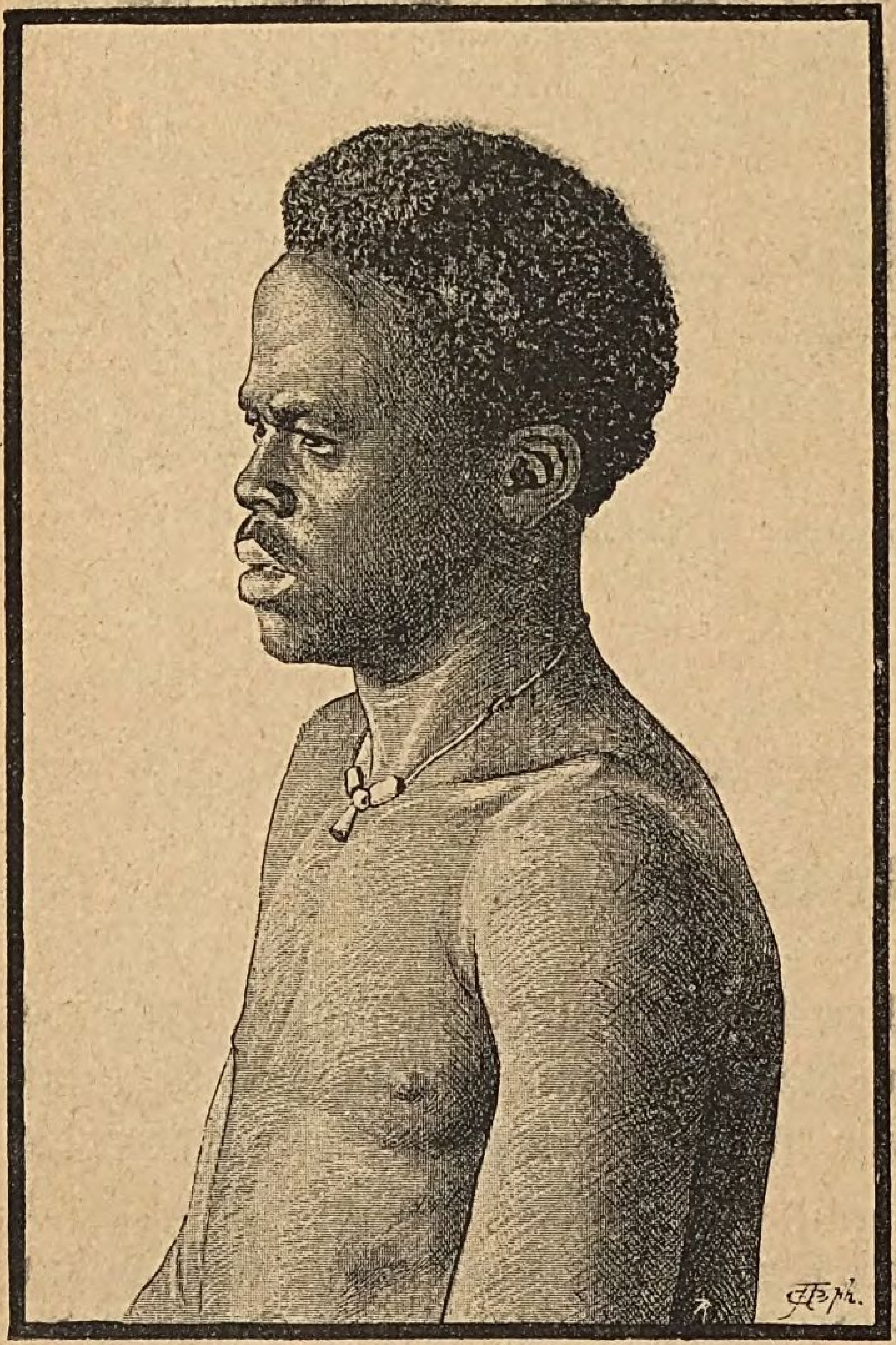
Bewohner.

Wenn wir die Völker, welche jetzt die Küstenstriche unseres Gebietes bewohnen, betrachten, so können wir uns der Thatsache nicht verschließen, daß wir nirgends mehr den reinen Typus der einstigen Urbevölkerung antreffen, sondern daß wir es hier mit dem Vermischungsresultate verschiedener Stämme zu thun haben.

Einmal nämlich hat dauernd ein Abfluß und Drängen der Bewohner des Hinterlandes nach der Küste, welche in frühester Zeit wegen des Fischreichtums allein, später auch wegen der aus Europa kommenden Artikel stets eine bedeutende Anziehung auf jene ausübte, stattgefunden. Zweitens kann die Zeit des Sklavenhandels, welche Individuen aller Stämme des Innern dorthin führte, nicht ganz ohne Einfluß auf die Gegenden,

in welchen sich jene mehr oder minder lange aufhielten, geblieben sein. Darf man auch dies Moment nicht als einen umwälzenden Faktor in Betracht ziehen, da von den durchziehenden Tausenden gewiß nur wenige Prozente, welche vermöge eines schönen Körperbaues die Sinne der mächtigen schwarzen Machthaber reizten, hängen geblieben sein mögen, so ist doch die Einfügung fremden Blutes unter die Küstenbewohner, und zwar infolge der günstigen Zuchtwahl zu ihrem eigenen Vorteil, nicht ganz von der Hand zu weisen. Endlich aber haben, ähnlich wie in Europa, auch in Afrika Völkerbewegungen stattgefunden, welche die ursprüngliche Verteilung der Wohnsitze völlig verändert und das ganze Land ein Jahrhundert lang in Aufregung gehalten haben. Dieselben fallen nach den auf uns gekommenen Nachrichten in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und werden von den tüchtigsten Autoren (S. R. Hartmann, Nigritier. I Abschnitt S. 483) als unleugbare Thatsache behandelt. Neuerdings hat A. Merensky die afrikanische Völkerwanderung in einer trefflichen Arbeit (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. S. 67), in folgender Weise beleuchtet.

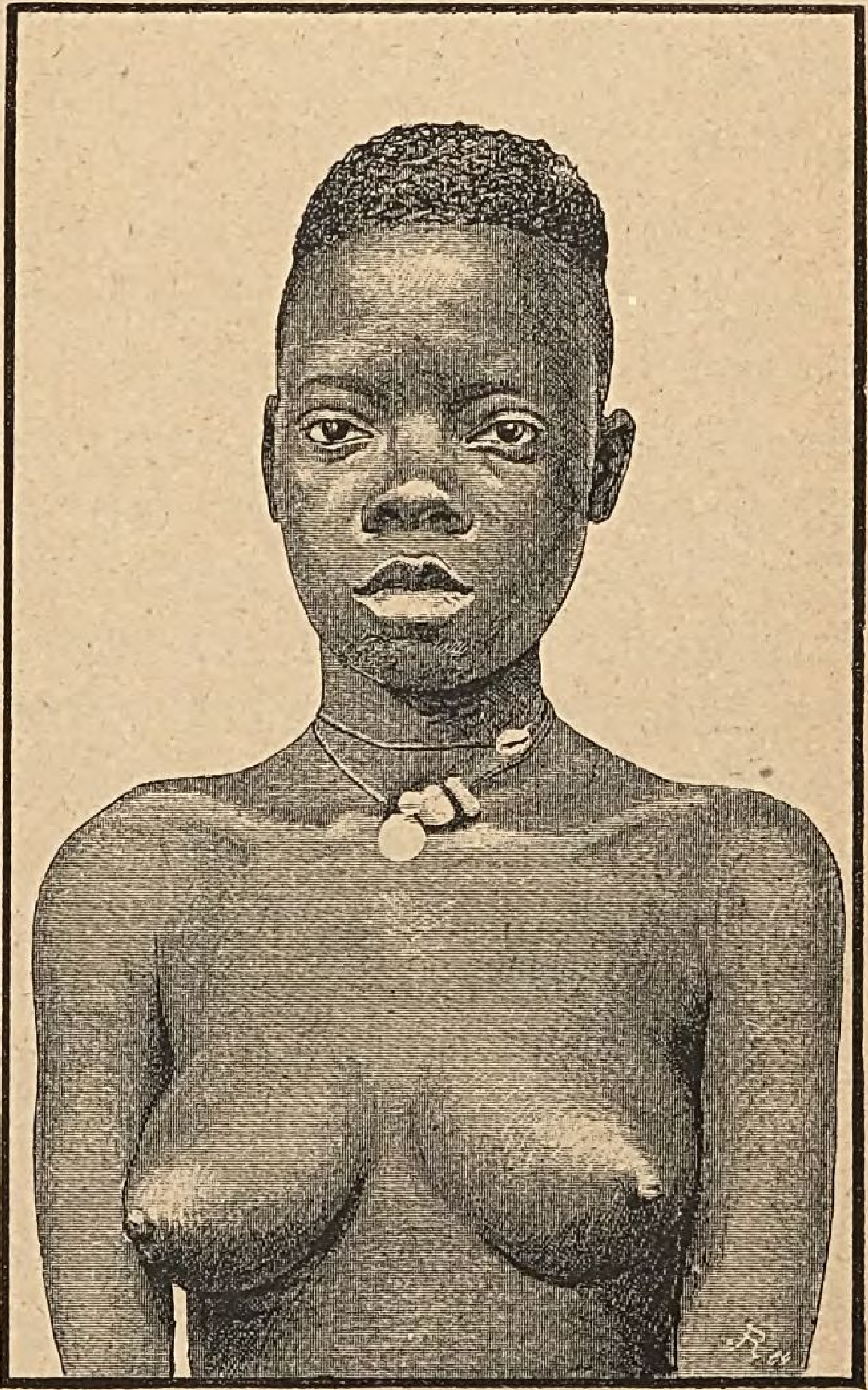
Fig. 29.



Cabinda-Neger.

„Während die ersten Europäer sich kurz nach der Entdeckung des Landes am Kongo aufhielten, kam die Schreckenskunde, daß das Volk des Mundequetes, welches an den Seeen lebte, aus denen der Fluß seinen Ursprung nahm, im Aufruhr sei und das Reich bedrohe. Sogleich ließ sich der König vom Kongolande mit den Vornehmsten seines Hofes taufen, und hunderttausend seiner Unterthanen folgten seinem Beispiel. Sehr wahrscheinlich hielten die Eingeborenen bei dieser Gelegenheit die Taufe für eine neue Weihe, sich stark und unüberwindlich zu machen, zogen unter dem Panier des Kreuzes gegen den Feind, schlugen ihn und kehrten siegreich heim. Die Niederlage muß eine entscheidende gewesen sein, denn nun sandte der Mani-Kongo, der König, Eingeborene mit den Portugiesen in das Innere, um dieses zu erforschen, was auch gelang, denn die Europäer drangen damals wirklich bis zum oberen Kongo vor. Das Volk der Mundequetes muß sehr mächtig gewesen sein und ist wahrscheinlich dasselbe, das unter dem Namen der Wazimba bald nach dieser Zeit Tod und Verwüstung weit umher verbreitete.

Fig. 30.



Negerin der Loango-Küste.

Die Kongovölker nannten diese vom Innern aus auf sie eindringenden Horden Shaggas (Giagias, Jaggas.) Man hat

lange Zeit vergeblich versucht, diesen Namen mit Namen von anderen afrikanischen Völkern in Einklang zu bringen. Der Name Shaggas bedeutet aber im südafrikanischen Sprachstamme der Bantuvölker, zu denen die Bewohner der Kongoländer gehören, weiter nichts als „Truppen“, „Soldaten“, „junge Mannschaft“. Diese Shaggas der Wazimba fielen aufs neue unter ihrem König Zimbo im Jahre 1542 in das Kongoland ein und verwüsteten es vier Jahre lang, ehe sie mit Hilfe der Portugiesen zurückgeschlagen werden konnten.

Diese Wazimba sollen die Zähne spitzgefeilt, ihre Toten einbalsamiert, überlebende Weiber aber mit dem Manne begraben haben. Auch wird von Kinderopfern berichtet, und die Söhne ihrer Feinde nahmen sie in ihre Heere auf, während sie die Erschlagenen verzehrten. Wenn wir uns die Frage stellen, wo die Wazimba geblieben sind, oder welches andere Volk mit ihnen zu identifizieren ist, so scheint die Annahme, daß sie identisch mit den Galla sind, die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Zunächst treten die Galla vor der geschilderten Völkerbewegung nirgends in der Geschichte auf; weder abessinische noch arabische Berichte aus früheren Zeiten wissen etwas von diesem Volke. Weiter berichtet die Tradition der Galla selbst, daß sie vor etwa 300 Jahren in ihre jetzigen Sitze eingewandert seien. Die Wellen der großen Völkerbewegung, welche im 16. Jahrhundert in Afrika stattgefunden hat, haben auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorfahren der Kaffer-, Betschuanen- und Basutho-Stämme nach Südafrika verschlagen, indem sie durch die Wazimba aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, als Flüchtlinge in ihre jetzige Heimat einwanderten.

Es sind Anzeichen vorhanden, daß die kriegerischen Bewegungen den Völkern des dunkeln Weltteils viel Schaden und Unsegen bereiteten, daß dort viel mehr Wohlstand, Sicherheit für Leben und Eigentum und mehr Kultur vorhanden war, als wir jetzt ahnen. Auch hatten die Europäer, ehe diese Kriege das Land

in seiner ganzen Ausdehnung unsicher und unzugänglich machten, Zugang zum Innern Afrikas."

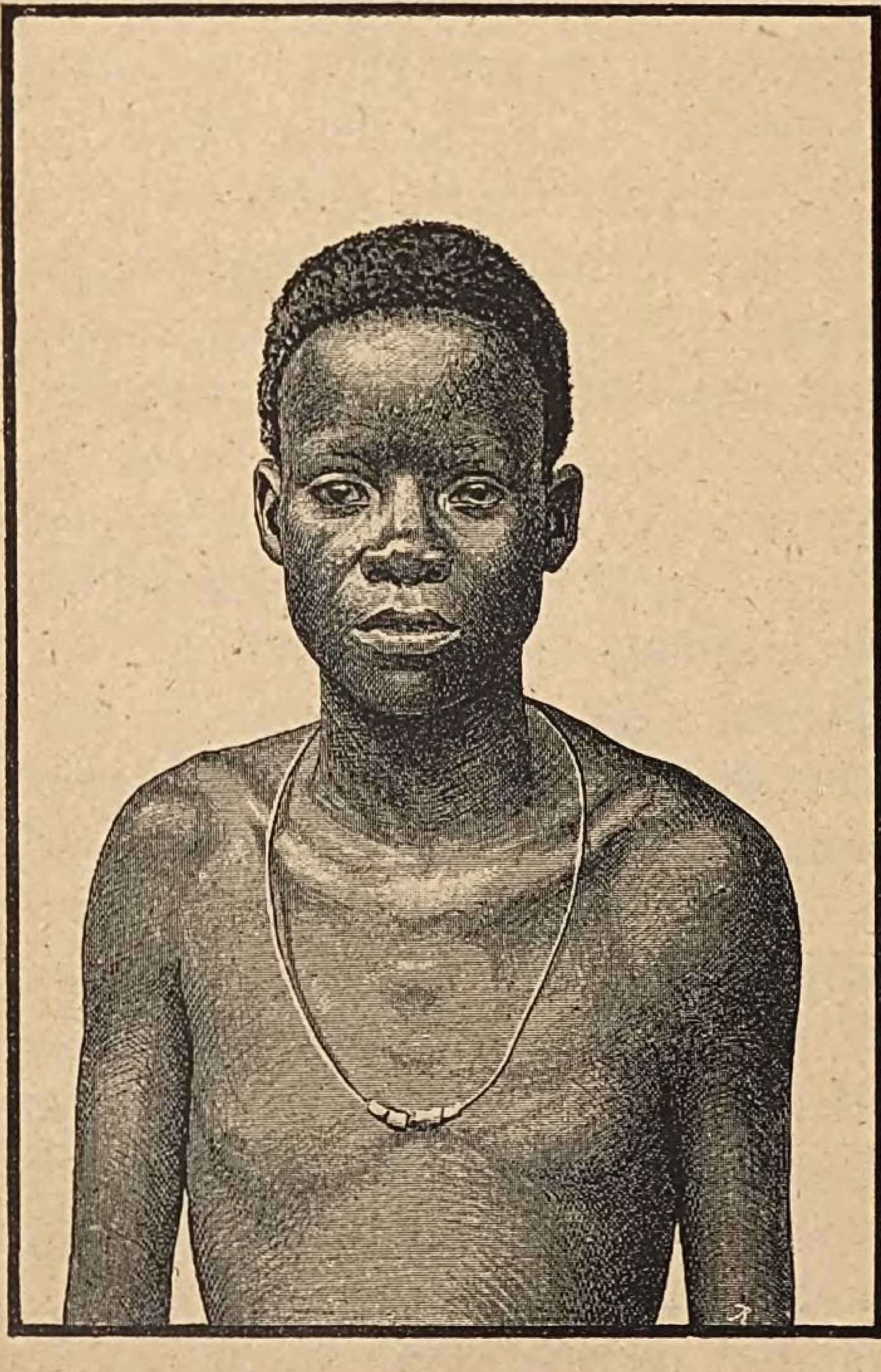
Alle Stämme unseres Gebietes gehören zur Westgruppe des großen Kreises der Bantuvölker, welche ihren Namen deshalb erhielten, weil sie sämtlich für Mensch die Wurzel ntu mit der Vorsilbe ba, das den Begriff der Mehrheit einschließt, oder auch aba gebrauchen. Die Sprache der Gesamtbevölkerung zerfällt in verschiedene Mundarten, von denen man nach Bleek und Müller zwei große Abteilungen, die Bundasprache im Süden und das Kongo im Norden, unterscheidet. Jede von diesen bietet gewissermaßen viele verschiedene Dialekte, welche soweit auseinander gehen können, daß sich Neger, deren Wohnsitze einige Breitengrade voneinander entfernt liegen, nicht mehr verstehen. So haben wir bei den Ovambo und angrenzenden Stämmen das Sindonga, bis zum 10° s. Br. das Nano oder Benguala und weiter nördlich das Kuangola. Die zweite Abteilung gliedert sich wieder in das eigentliche Kongo und Mpongwe. Der Organismus aller dieser Sprachen ist weich und wohlklingend. Die Worte sind mehrsilbig, eine besondere Eigentümlichkeit bietet die Bildung des Plurals durch vorgesetzte Silben. —

Die jetzigen Insassen unseres Gebiets sind durchweg wohlgeformte kräftige Gestalten, welche die mittlere Höhe von 165 cm meist überschreiten und eine in den verschiedenen Schattierungen des Braun wechselnde Hautfarbe, die nie bis zum wirklichen Schwarz geht, zeigen. Ihre Gesichtszüge sind natürlich nicht europäisch, bieten aber durchaus nichts abschreckendes.

Bei der Beurteilung einer fremden Rasse ist das nächste Erfordernis, daß man sich nicht durch Vergleiche mit der eigenen beeinflussen läßt. Es ist fast unmöglich, daß ein Reisender, der sich nur kurze Zeit in fernen Zonen aufhält, ein objektives Urteil zu fällen vermag; seine ganze meist nur durch das Studium plastischer Kunstwerke gewonnene Anschauung vom menschlichen Körper ist so von Vorurteilen befangen, daß er zunächst die Ideale vergessen muß, bevor er als ruhiger Beobachter unter

nicht mehr fremd erscheinenden Verhältnissen den richtigen Maßstab für dieselben findet. Wie wäre es sonst möglich, daß über dieselbe Rasse bei räumlich nicht weit getrennten Gebieten der Eine nicht Worte finden kann, in die er seinen Abscheu gegen die Bewohner genügend kleidet, so daß Zerrbilder traurigster Art entstanden, welche der Jugend ein völlig falsches Bild vom Neger gaben, während der Andere sogar Anmut, Lieblichkeit und Formenschönheit bei ihnen preist.

Fig. 31.

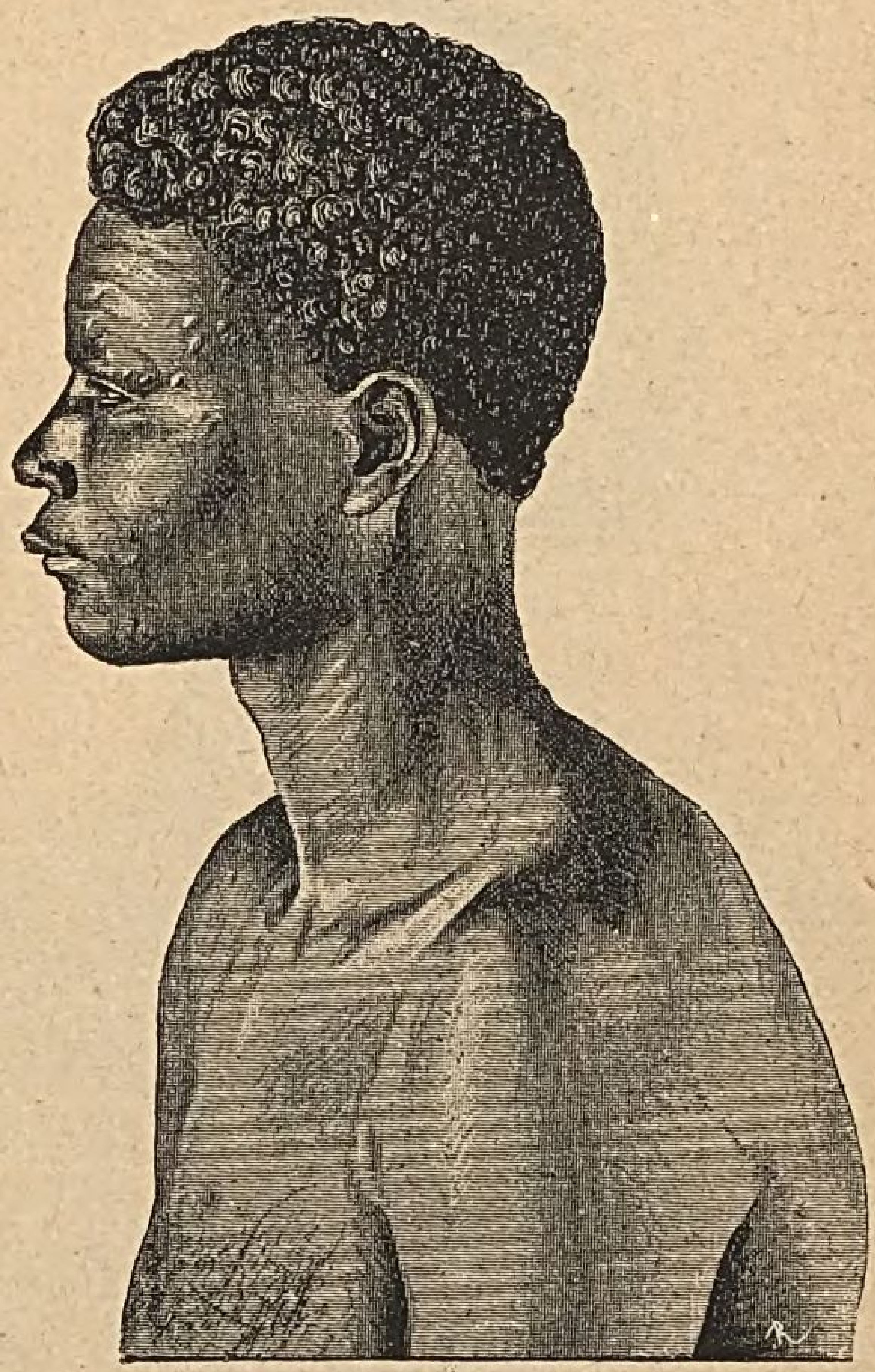


Neger der Loango-Küste.

Der Neger der Westküste läßt sich nach meinen Untersuchungen und nach Vergleichen mit den Ergebnissen anderer Autoren ungefähr in folgendem Bilde erkennen. Zunächst ist die Schädelform die der Langköpfe, wobei der Längsdurchmesser von der Stirn bis zum Hinterhauptshöcker gar nicht länger zu sein braucht, als bei uns, und es meist auch nicht ist. Er erscheint nur so, weil der Breitendurchmesser von einer Schläfengegend zur anderen geringer ist, als bei uns, so daß wir eigentlich noch richtiger für sie den Ausdruck Schmalköpfe brauchen würden. Dadurch, daß die Stirn etwas nach hinten flieht und die Scheitelbeine sich nach

der Mittellängsnaht des Schädels zuspitzen, tritt diese Schmalheit noch mehr hervor. Im Gesicht geben die eigentümlich geformten Jochbeine die charakteristischen sogenannten vorstehenden Backenknochen ab. Der Grund hiervon liegt darin, daß diese Knochen vorn nicht wie bei uns eine gewölbte Fläche, sondern eine schräge Ebene bilden, deren unterster Rand scharf nach außen heraustritt, anstatt sich nach innen umzubiegen.

Fig. 32.



Neger der Loango-Küste.

Die Augenhöhlen des Schädels sind weniger rundlich, als beim Europäer, mehr länglich vierseitig, wodurch der obere Rand gerade nach außen streicht, statt sich in schönem Bogen nach abwärts zu senken.

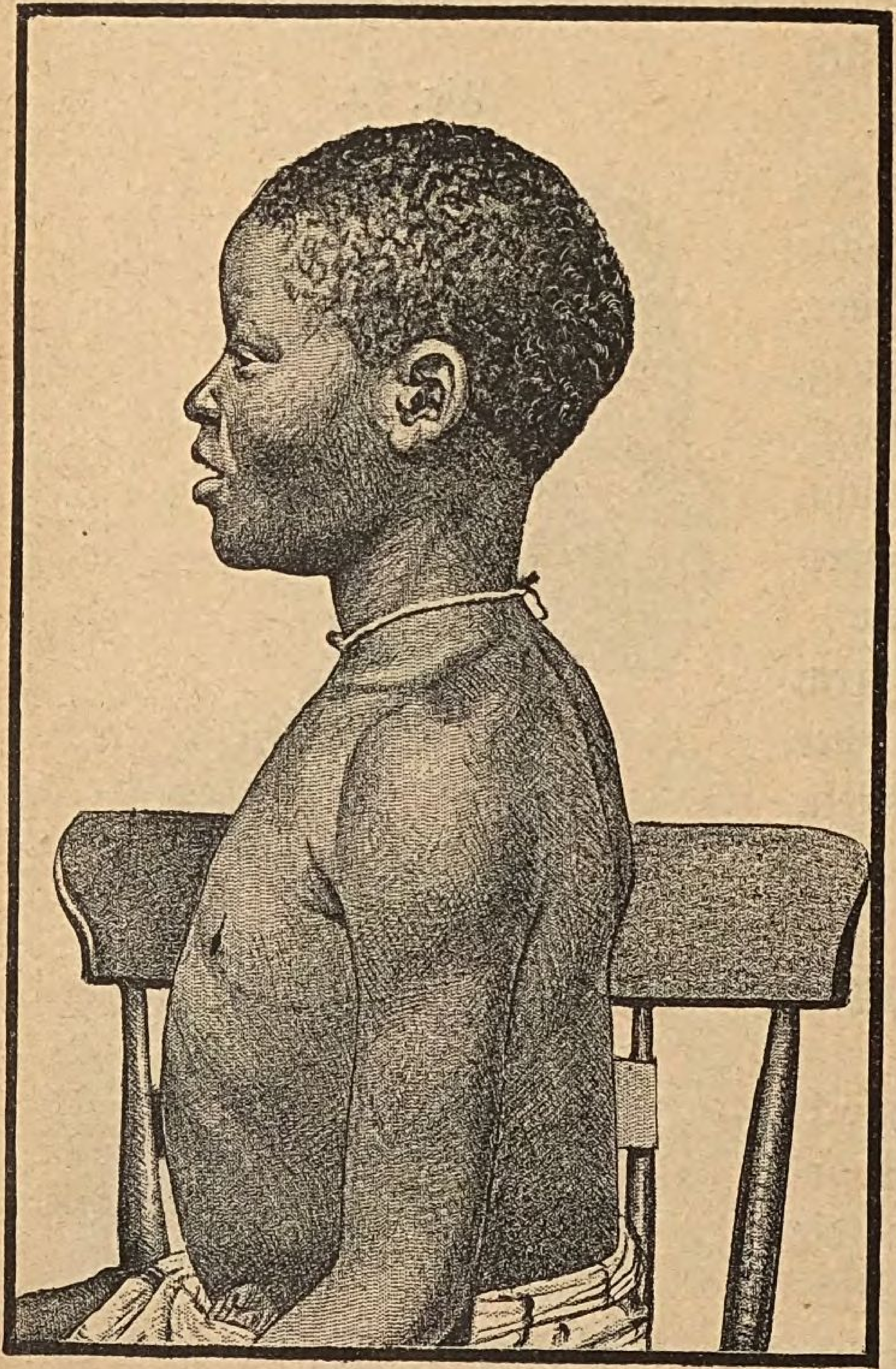
Die Nase ist an ihrem Ansatz breit und in der Mitte sattelförmig vertieft. Sie ist im Vergleich zur unserigen zweifellos unschön, steht dem Negergesicht aber ganz gut.

Das neben der Schädelform am meisten hervorstechende Zeichen für die Negerrasse ist das Vorspringen des Zahnfortsatzes vom Oberkiefer. Dieser zeigt einen schmalen, lang gezogenen Bogen, wodurch seine Vorderansicht nicht die wohlthuende breite Fläche des Gesichts aufbaut, welche unsere Rasse kennzeichnet.

Der Gesichtswinkel, welcher etwas verschieden gemessen wird, aber annähernd eine richtige Vorstellung giebt, wenn man den einen Schenkel von der Nasenmitte, an der Verbindung mit der

Oberlippe, bis zur Ohröffnung, den anderen zum Nasenursprung oder zur Stirn gehen läßt, ist bei ihnen beträchtlich spitzer, als bei uns, wo er gemeinhin die Form eines rechten aufweist. Dadurch, daß beim Neger dann die Zähne schräg nach vorn eingepflanzt sind, wird das Hervorspringen des Kiefers noch ersichtlicher.

Fig. 33.



Negerjunge aus Loango.

Die Lippen sind dick und fleischig, die Ohren klein und zierlich. Das Gesicht als Ganzes betrachtet, erscheint markiert und plump, ihm fehlen die feinen Linien, die wir so gern bewundern; dennoch kann der Negerkopf, namentlich bei jungen Individuen, anziehend sein, ja nach einiger Gewöhnung möchte man nichts davon wegnehmen und nichts hinzuthun, aus Furcht, den Charakterkopf zu verlieren.

Ein großer Schmuck desselben ist das schöne Braun der Augen, mit denen wir fälschlich den Charakter eines sanften Dulders zu verbinden pflegen, und das dichte krause Wollhaar. Dasselbe wird verschieden getragen. Bei den Aschira an unserer Nordgrenze trägt man es lang,

oft in wunderbar künstlichen Frisuren. Ebenso fand ich es auch in Novo Redondo wieder lang in viele kleine Zöpfe geflochten, und Tams erzählt dasselbe aus Benguela, Galton von den Owambo, während es in Loango überall kurz gehalten wird. Von den Ovakuengama im Ovambolande erzählt Hahn: „Einige Frauen tragen das Haar ganz in europäischer Weise indem sie es scheiteln und mit ganz feinen aus Haar gedrehten Schnürchen von drei und mehr Fuß verlängern. Gerade auf der Mitte des Kopfes haben sie eine kleine Krone und von da aus den Rücken hinabhängend einen langen Zopf. Sie schämen sich offenbar ihres wolligen Haars und suchen es zu verstecken, wie die Hottentotten, oder künstlich zu verlängern". Die Vakumbi am Cunene scheren sich das Haupthaar bis auf ein kleines Zöpfchen in der Mitte ab, das ihnen ein etwas chinesisches Aussehen giebt. — Je länger das Haar ist, um so leichter nimmt es eine fahle braune Farbe an, je kürzer, um so schwärzer erscheint es. Auffällig ist vielfach das büschelförmige Wachstum, wodurch die Kopfhaut nicht gleichmäßig bedeckt ist, sondern dichtgedrängte Haarinseln durch freie

Fig. 34.



Negerjunge aus Loango.

Zwischenräume voneinander getrennt erscheinen. Diese Anordnung läßt sich auf vielen Photographieen genau verfolgen, während auf anderen das Haar wie ein kurzer dicker Filz mit scharfen Grenzen dem Kopf aufgelegt zu sein scheint. Das Rasieren des Haares wird in den verschiedensten Gegenden geübt, wobei die künstlichsten Figuren, gleich Teppichbeeten, herausgearbeitet oder verschieden große Teile glatt abrasiert werden.

Kahlheit des Kopfes dürfte kaum beobachtet werden, ich habe nur bei zwei Personen verhältnismäßig dünnes Haar bemerkt, eine völlige Platte gar nicht. An der ganzen Küste sieht man weißes, selbst graues Kopfhaar so selten, daß man sich genau eines solchen Falles erinnert. Ich habe sicher in drei Jahren nicht mehr als allerhöchstens ein Dutzend Grauköpfe gesehen, während Wißmann erzählt, auf seiner Reise, allerdings nur bei den Tschilunda, auf Dörfer getroffen zu sein, die nur von alten Negern bewohnt wurden. Das war zweifellos ein menschlicher Stamm, der die alten Leute nur austrieb, da man viel eher in Afrika daran gewöhnt ist, sie als unnütz totgeschlagen und allenfalls noch verzehrt werden zu sehen, wenn sie nicht schon vorher durch irgend ein Gottesgericht den Giftbecher zu trinken gezwungen wurden.

Bartwuchs kommt zwar in geringerem Maße, als bei uns vor, doch ist eine Spur von Schnurrbart fast bei allen Männern zu finden und erreicht in nicht seltenen Fällen, ebenso wie der Kinn- und Backenbart, eine Länge von 5—6 cm.

Die Zähne sind von vorzüglicher Qualität und von untadelhafter Reinheit, was im Gegensatz zu der schwarzen Hautfarbe noch schärfer hervortritt. Es geschieht aber auch unbewußt alles, was zur Erhaltung der Zähne beitragen muß. Denn einmal wird das Zerbeißen der Maniokknollen besser, als jede Nahrung zivilisierter Völker, den Ansatz von Salzen an jene verhindern, und zweitens sorgt das unmittelbare Reinigen derselben nach jedem Genuß von Speise zu jeder Zeit dafür, daß ein Zersetzen

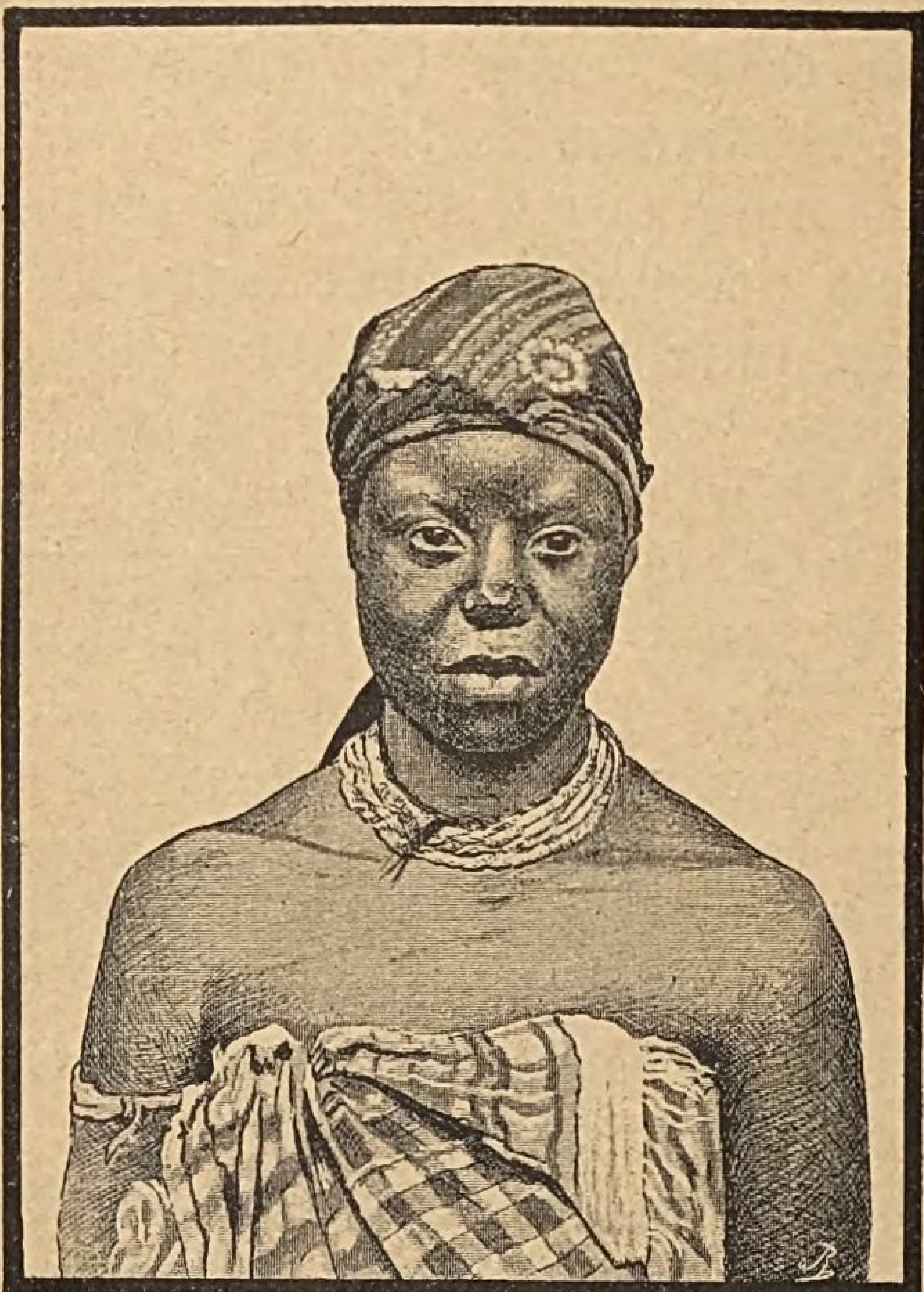
zurückbleibender Reste im Munde unmöglich ist, somit das Stocken oder Krankwerden der Zähne verhütet wird.

Fast allgemein herrscht die Sitte des absichtlichen Zuspitzens der Schneidezähne zur Zeit der Geschlechtsreife. Man hat früher vielfach geglaubt, daß hierzu ein Ausfeilen geübt werde, doch ist dies nicht der Fall, da die Neger die Feile nicht kannten und auch jetzt kaum kennen; es werden vielmehr die betreffenden Zahnstücke durch Aufsetzen eines scharfen Eisens und kurze Hammerschläge auf dasselbe abgesprengt. Meist sind die oberen Schneidezähne betroffen und zwar in der Weise, daß zwischen den mittleren Schneidezähnen eine gleichschenklig dreieckige Lücke mit der Basis nach unten entsteht, während vom äußeren Schneidezahn die äußere untere Ecke schräg fortgesprengt wird, so daß das rechte und linke Paar sich mit seinen übrig gebliebenen Spitzen berührt. — Derselbe Brauch wird von den Aschira und aus Benguela, von den Songo im Innern (Pogge) sowie von den Ovambo berichtet. Bei letzteren soll noch ein Ausbrechen der vier unteren Schneidezähne hinzukommen. Wenn nun übrigens die Zuspitzung der Schneidezähne als eine durchgehende Sitte angesehen werden muß, so herrscht doch bezüglich der Wahl dafür und auch der Art des Zuspitzens eine ziemliche Freiheit. Es scheint, als ob dabei häufig mehr persönlicher Geschmack, als Stammeszwang in Betracht käme. —

Ähnlich scheint es sich auch mit dem Tätowieren zu verhalten. Zwar erzählt Tams: „Die Sitte des Tätowierens herrscht unter den Bewohnern der Stadt Benguela allgemein, sowie gleichfalls unter allen Stämmen des Innern, die mit diesem Küstenpunkt Verbindung haben. Häufig sieht man einen Benguelenser nur mit einem feingeschnitzten Kreise, oder einem kleinen Stern auf jeder Wange, oder mitten vor der Stirn; dagegen aber wieder Einzelne, welche außer dieser Zeichnung fast an allen Teilen des Körpers verschiedene Figuren zeigen. Von Benguela bis zur nördlichen Grenze von Loanda glaube ich nicht, daß ein Neger existiert, der frei von solchen Narben wäre. Jeder Stamm

hat seine bestimmte Weise im Tätowieren, und jeder Einzelne unter ihnen trägt mit der allgemeinen Figur seines Stammes gewissermassen das Wappen desselben in seinen Körper eingeschnitzt. In der Regel befindet sich die charakteristische Figur auf dem Rücken, an den beiden Schulterblättern, und erst, nachdem eine Karawane vorüber gezogen ist, kann der Wappenkundige ihre Heimat angeben."

Fig. 35.



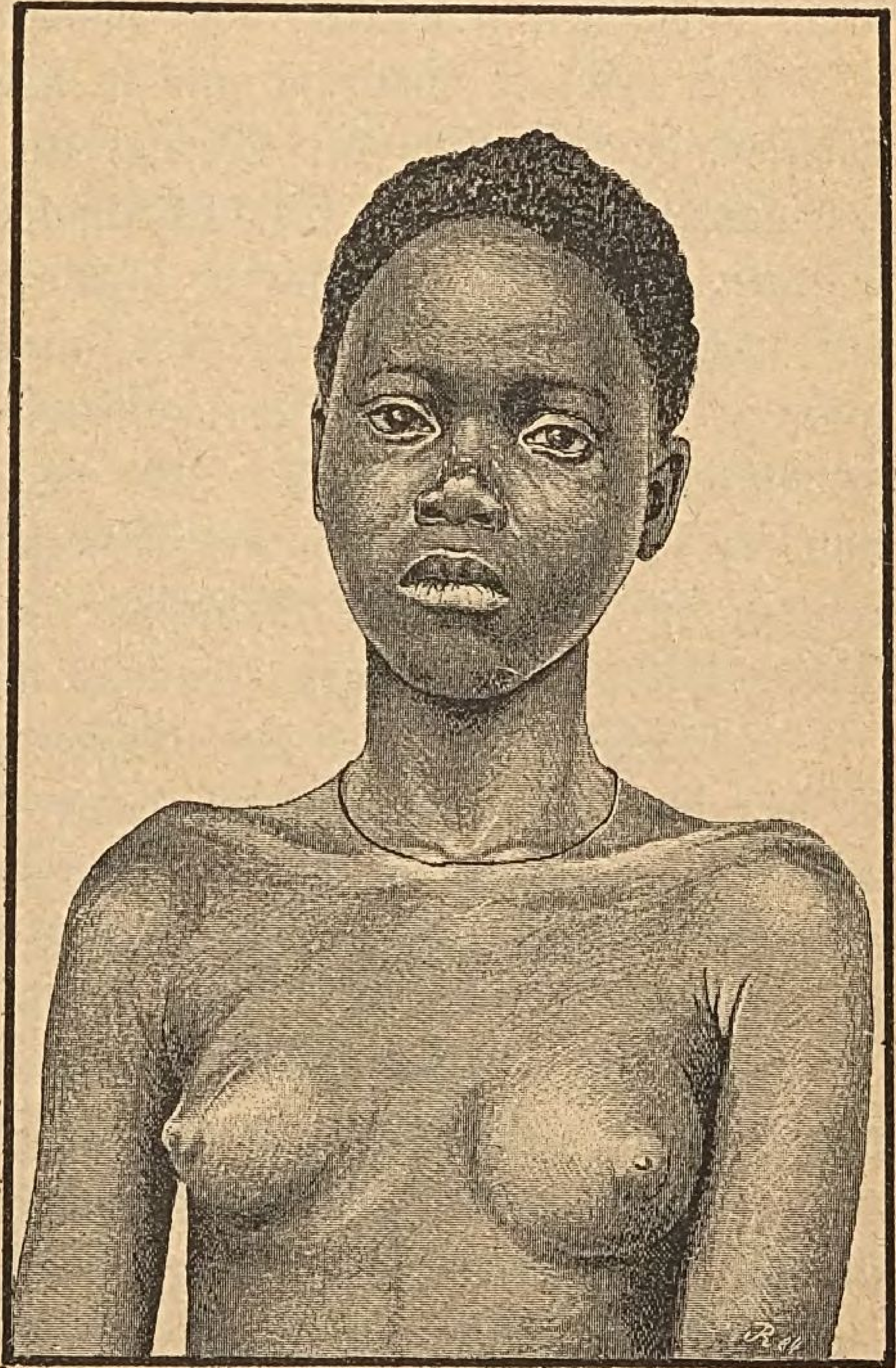
Sklavin aus Benguela.

Ich habe ähnliches zu beobachten nicht Gelegenheit gehabt. Zwar sah ich auch fast an jedem Neger unregelmäßige Hautnarben, doch rührten sie von der ungemein verbreiteten Unsitte des Schröpfens mit Tierhörnern her, das gegen jegliche Krankheit in Anwendung kommt. Dagegen sah ich nicht selten außerordentlich künstliche Figuren auf Brust und Leib von Negerinnen tätowiert, die zu dieser schmerzlichen Prozedur durch keinen anderen Beweggrund als durch Eitelkeit getrieben worden waren. Gleiches berichtet Lenz von den Aduma, indem er sagt: (Skizz. aus W. A. S. 280) „Tätowierungen, oder richtiger vernarbte Einschnitte, die zu allerhand Figuren gruppiert sind, sieht man besonders bei Frauen sehr häufig, gewöhnlich auf der Brust, aber auch am Arm, Rücken und den Schenkeln".

Als Stammeszeichen sah ich es selten. Sehr charakteristisch

war der Brauch der Bantetsche an der nördlichen Grenze unseres Gebietes im Innern. Man hat hier das eigentümlich gefurchte Gesicht des Pavians nachgeahmt, indem man zu beiden Seiten von den Schläfen bis zum Mundwinkel dicht nebeneinander parallele feine Schnitte nach abwärts führte, die dann Narben hinterließen. Die Operation muß sehr frühzeitig ausgeführt werden, da ich das Zeichen schon bei einem etwa siebenjährigen Knaben fand. —

Fig. 36.



Negerin aus Cabinda.

Man hat mehrfach behauptet, daß die Längenverhältnisse der Gliedmaßen beim Neger andere seien, als beim Europäer; namentlich sollten die oberen länger sein, so daß der ausgestreckte Mittelfinger der am Körper liegenden Hand die Kniescheibe erreichte oder sogar überragte. Ich habe, abgesehen davon, daß eine übermäßige Länge niemals auffällt, bei keiner einzigen meiner zahlreichen, nach Hunderten zählenden Photographieen ein solches Verhältnis feststellen können, sondern den Finger bei ihnen, wie bei uns, nur bis etwa zur Mitte des Oberschenkels reichen sehen.

Die Hände und Füße sind durchgängig klein und zierlich. Plattfuß fällt nicht auf, ist auch unwahrscheinlich, da die Neger

sonst ihre ausgedehnten Märsche mit schweren Lasten gewiß nicht würden ausführen können. Da die Füße von Jugend auf geübt werden, so ist auch nicht ersichtlich, wodurch die Erschlaffung des Bänderapparats derselben bedingt werden sollte.

Auffallend ist im allgemeinen die geringe Beckenbreite der Frauen, so daß man beide Geschlechter, von hinten betrachtet, kaum unterscheiden würde; doch kommen auch Ausnahmen vor.

Die weibliche Brust ist nur in seltenen Fällen wirklich schön gebildet, da sich schon bei Eintritt der Reife die Neigung zum Heruntersinken verrät. Die halbkugliche Form ist sehr selten, dagegen scheint das Wachstum in die Länge zu überwiegen, so daß mehr eine Kegelform entsteht, durch welche die Senkung begünstigt wird. Die Brustwarze sowie der umgebende Hof ist gewöhnlich stark entwickelt. Jede nach unseren Begriffen vorhandene Schönheit schwindet überraschend schnell, in wenigen Jahren ist die elastische Straffheit der Jugend der verwelkten Schlaffheit des vorzeitigen Genusses gewichen.

Der Leib tritt bei beiden Geschlechtern etwas hervor, was bei der im übrigen mehr vorwiegenden Magerkeit noch auffälliger wird. Hieran mag die schwer verdauliche Kost, die wegen ihres geringen Nährwertes auch in großen Mengen eingeführt wird, schuld sein.

Von vielen Reisenden ist der Mangel an Waden bei den Negern als unschön gerügt worden. Je weiter die Einwohner von der Küste entfernt wohnen, um so weniger lassen sich die schlanken Beine leugnen; an einzelnen Küstenstrecken aber, wo die Bewohner sich viel auf dem Meere bewegen, und ebenso auch bei den Arbeitern der europäischen Häuser, welche häufig Waren zu verschiffen haben, bemerkte ich wohlgeformte Waden. Dies mag wohl daher kommen, daß sich beim Gegenstämmen der Füße während der Anstrengung des Ruderns die Muskeln kräftigen.

Die Farbe der Haut ist, wie schon erwähnt, ein tief gesättigtes Braun, das sich in verschiedenen Schattierungen findet, nie ein volles Schwarz. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ein

lichtes Braun für schöner gehalten wird; man findet es meist in den vornehmen Familien. Vielleicht hat es seinen Vorzug deshalb erhalten, vielleicht auch weil die Betreffenden dadurch ihrer Ansicht nach der weißen Haut näher kommen. Viele leugnen letzteres, ich möchte darüber nicht entscheiden, halte es aber doch für möglich, da ihnen wenigstens anfänglich der Europäer als ein höheres Wesen erscheinen mußte, dem ähnlich zu werden wohl als Glück gepriesen werden konnte. Allmählich lernten sie den weißen Mann vielmehr nach seinen Schatten-, als nach seinen Lichtseiten erkennen, und ich würde es ihnen jetzt nicht übelnehmen, wenn sie den meisten dortigen Vorbildern gegenüber in ihrer eigensten Haut zu verbleiben vorzögen. Sehr eigentümlich ist es, daß die Hautfarbe bei demselben Individuum in verschiedenen Tönen wechselt, wie wir ja auch zu Zeiten blaß sind und ein andermal mehr Farbe zeigen können. Der Neger kann bei Erregungen, nach der Mahlzeit, bei größerer Hitze dunkler scheinen, als in der Ruhe, bei kühlerer Tageszeit, nach längerem Fasten oder bei Krankheit. Natürlich hängt dieser Unterschied von dem im ersteren Falle größeren Blutreichtum der kleinsten Hautgefäße ab. Auch psychische Erregungen verraten sich aus demselben Grunde durch ein Dunkelwerden der Haut. Die Schleimhäute des Auges und Mundes haben nicht das schöne Rosa der unsrigen, sondern, so weit sie dem Licht ausgesetzt sind, eine mehr schmutzig graurote Beschaffenheit. Ebenso erscheint der Nagel dunkel, weil die bräunliche Färbung des Nagelbettes durchschimmert.

Die Haut fühlt sich wegen der beträchtlichen Dicke derb und samtartig elastisch an; durch die stetig erzeugte Verdunstungskälte aber auch kühl und leicht fettig. Kommt nun bei der in den Tropen stets reichlichen Hautthätigkeit durch Mangel an Reinlichkeit eine Zersetzung des Sekrets in flüchtige Fettsäuren zu stande, so bildet sich zweifellos der penetrante Negergeruch aus, der von nicht wenigen Reisenden in fürchterlichen Farben ausgemalt worden ist. Sind die Neger jedoch reinlich, wie dies in der Nähe von Wasser regelmäßig in hohem

Maße der Fall ist, so merkt man, wenige Ausnahmsfälle abgerechnet, von einem widerlichen Geruche absolut gar nichts. Daß indes der Negergeruch ein ganz spezifischer und charakteristischer ist, wie eben bei jeder Rasse, soll nicht geleugnet werden, nur ist entschieden zu betonen, daß er sich in allen Fällen, wo der Betreffende die Haut rein hält, nie in unangenehmer Weise bemerkbar macht. Dies hervorzuheben erscheint deshalb nötig, weil die Vorurteile gerade in dieser Beziehung zu den krassesten Anschauungen, die sich den jungen Generationen als unwiderlegbare Thatsachen ins Gedächtnis heften, geführt haben. Wie kann dies auch anders sein, wenn selbst Peschel S. 93 ausruft: „Besonders widerlich sind die stark ammoniakalischen, ranzigen, bockähnlichen Aushauchungen des Negers, die von den Luftströmungen über den Ozean getragen, in früheren Zeiten schon von weitem die Annäherung eines Sklavenschiffs verkündigten."

Dabei ist es höchst wahrscheinlich, daß diese letzte Beobachtung auf Wahrheit beruht, aber man denke an die Verpackung und den furchtbaren Zustand, in welchem sich die übergeführten Sklaven befanden. Da war von Körperpflege so wenig, wie von Wasser die Rede, und wenn man Europäer in gleicher Weise behandelt hätte, würde man sich dem Raum sicherlich auch nicht ohne Not genähert haben.

Ein anderer Punkt, den ich wenigstens vorübergehend berühren möchte, da ich mich an anderer Stelle (Zeitsch. f. Ethn. 1877 S. 175) ausführlich darüber geäußert habe, ist der der frühen Reife der Negermädchen. Ich glaube, daß man den Unterschied der Rassen sehr überschätzt und daß die Zeit für alle Völker dafür nicht soweit auseinander liegt, als man nicht selten annimmt. Bei den einen erfährt man durch öffentliche Feier, was bei den anderen Geheimnis ist; bei den einen schätzt man das Alter, während man es bei den anderen genau kennt. Aus beiden Ursachen können leicht irrige Schlüsse gezogen werden. Ferner schreiten bei vielen Völkern die jungen Generationen frühzeitig zur Ehe, ohne daß man daraus eine frühere oder bei

uns aus dem Gegenteil eine später eintretende Reife anzunehmen berechtigt ist. —

Da wir einmal bei der Jugend angelangt sind, müssen wir noch einen Augenblick bei den Neugeborenen verweilen, denn es gewährt einen seltsamen Anblick, sie den unseren so ähnlich zu sehen, während die Erwachsenen doch absolute Gegensätze bilden. Die Kinder zeigen, wenn sie das Licht der Welt erblicken, auf dem ganzen Körper ein ins Bräunliche spielendes Rosa; nur an einzelnen Stellen, z. B. Brustwarzen und Nabel, ist bereits schwarzes Pigment abgelagert; Oberlippe, Ohrmuschel, Stirn und Rücken sind etwas dunkler, als die übrigen Teile. Die Umwandlung in den Neger vollzieht sich unter Mitwirkung des Sonnenlichts in vier bis sechs Wochen. In dem von mir beobachteten Falle zeigten die Augen schon bei der Geburt eine braune Iris, während sie nach Darwin (Ursprung des Menschen II 278), wie bei uns, blau seien und erst später die braune Färbung annehmen sollen.

Die Neger wachsen heran, ohne uns über ihr Alter irgendwelche Aufschlüsse geben zu können. Wir sind auf Schätzung desselben angewiesen und verfallen deshalb leicht in Irrtümer.

Wenn die bisherige Beschreibung auf alle Neger der Westküste vom Ogowe bis zum Damaralande mit geringen Unterschieden zutrifft, so hört man doch gelegentlich von anderen Stämmen sprechen, auf welche sie nicht im mindesten passen würde. Es sind dies die sogenannten Pygmäen oder Zwerge, welche hier Babongo, im Osten Doquo und Akka, im Centrum Batua heißen.

Wer die Erforschung Afrikas mit lebendigem Interesse verfolgt hat, kann sich nicht verhehlen, daß bezüglich der Pygmäen bei den Wenigsten der besser Unterrichteten große Klarheit herrscht, daß die Ansichten der ferner Stehenden aber auf vollkommen falscher Grundlage beruhen, so daß es fast geboten erscheint, dieser Frage eingehend näher zu treten.

Mit dem Begriff eines Zwerges verbinden wir unwill-

kürlich den Gedanken an ein Naturspiel, an eine Hemmungsbildung, wie wir sie in seltenen Fällen bei uns vorkommen sehen. Diese unglücklichen Individuen, bei denen das Wachstum in die Höhe in frühester Jugendzeit aus einer krankhaften Ursache aufhörte, erwecken in phantasiereichen Köpfen die Vorstellung, daß jenes fabelhafte Völkchen der Pygmäei (πυγμή) von Ellen-Höhe, welches Homer (Ilias III 5) an den Ufern des Okeanos wohnen und von Kranichen bekriegt werden läßt, doch eines reellen Hintergrundes nicht entbehre. — Die Idee des Unnatürlichen halte ich für so fest mit dem Ausdruck Zwerge oder Pygmäen verbunden, daß ich es beinahe für unmöglich halte, eine richtige Vorstellung von den in Frage kommenden Völkern Afrikas zu erhalten, sobald wir sie Zwergvölker nennen. —

Wollen wir diese Bezeichnung aber durch eine andere ersetzen, so müssen wir zunächst die Ansichten der Reisenden selbst näher ausführen. Lenz erzählt in seinen „Skizzen aus West-Afrika" bei seiner Reise nach dem Okandaland (S. 106): „Wir hatten das Gebiet der Apinschi erreicht, als uns ein Chef dieses Volkes aufmerksam machte, daß sich in der Nähe seit einiger Zeit eine Abongoniederlassung befände. An dem völlig versteckten Ort, auf welchem sich dieselben eingerichtet hatten, beobachtete ich zum erstenmal den Rundbau der Hütten, welche höchstens vier Fuß hoch waren und nur aus einer Anzahl dünner, quer übereinander gebogener, mit beiden Enden in die Erde gesteckter Stangen bestanden. Dieses halb kugelförmige Gerüst wurde in sehr geschickter Weise mit Baumblättern überdeckt. Eine kleine Öffnung diente als Eingang, und innen fand sich außer dem Feuer nur eine Schlafstelle von Blättern."

„Nicht alle Mitglieder der Familie wohnten in solchen Hütten, manche lagen unter einfachen Schutzdächern aus Baumblättern. Die Kleidung bestand aus einem kleinen Stück Mattenzeug oder einem aus breitgeschlagener Baumrinde verfertigten Schurz; Mädchen und Knaben gingen völlig nackt. Von Hausgeräten fand sich fast nichts; als Waffen benutzten sie in der Regel

Speere, Bogen und vergiftete Pfeile, verstehen aber vorzüglich damit umzugehen und sind als tüchtige Jäger bekannt. Man erzählte mir von höchst sonderbaren lächerlichen Tänzen, welche sie aufführen, wie auch schon Du Chaillu mittheilt. Bei ihnen herrscht Polygamie, und Verbindungen der allernächsten Verwandten, von Bruder und Schwester, Vater und Tochter dürften bei den oft nur 15—20 Köpfe zählenden Gemeinden nicht selten sein, vielleicht der wichtigste Umstand, der zu der körperlichen Degeneration der Leute Veranlassung gegeben hat. Da es vorkommt, daß andere Neger ein Abongoweib nehmen, so findet man hin und wieder einen Abongo von etwas größeren Dimensionen und vollerem Körperbau, der dann kein Vollblut-Abongo ist. — Diese aber sind von schwächlichem Körperbau, haben dünne ziemlich lange Gliedmaßen, einen stumpfsinnigen Gesichtsausdruck, ein unruhiges scheues Auge, sehr langgezogene Schädel und ziemlich stark vorstehende Kiefer, kleine zierliche Hände und Füße, eine lichtschokoladenfarbene Hautfarbe, kurzes wolliges Hauptthaar und eine Durchschnittshöhe von 132—142 cm, die Frauen bedeutend weniger. Wenn einzelne Abongo die Höhe von 150—152 cm erreichen, so kann man wohl annehmen, daß sie aus einer Kreuzung mit den umwohnenden Negern hervorgegangen sind. Ich fand die Abongo im Gebiete der verschiedensten seßhaften Ogowestämme, doch erstrecken sie sich in nördlicher Richtung nicht über den Ogowe hinaus, wohl aber weit nach Süden zu in die Kongoländer. Sie haben eine eigene Sprache, bedienen sich aber nebenher meist der Sprache desjenigen Volkes, zwischen welchem sie wohnen".

„Was die Verbreitung der sogenannten Zwergvölker betrifft, so scheinen mir die Abongo, die Dongo am Setteflüß, die Bakke-Bakke an der Loangoküste nur Teile eines ursprünglich großen Negervolkes zu sein, welches vielleicht die wahren Autochthonen des äquatorialen Afrika bildete. In ähnlicher Weise verhalten sich die Buschmänner in Südafrika. Man sollte mit

dem Worte Zwerg vorsichtiger sein, denn neben den Abongo existieren noch verschiedene Nationen, deren Durchschnittsgröße sich als ebenso klein, ja noch kleiner herausgestellt hat; mit demselben Recht müßte man dann nicht nur die Buschmänner, sondern auch die Lappen und Eskimos als Zwergvölker bezeichnen."

Professor Dr. R. Hartmann schildert ein südlich von Abessinien und südöstlich von Sennaar lebendes kleines Jägervolk, die Doquo folgendermaßen: (Nigritier S. 496) „Sie hausen in dichten Wäldern, gehen nackt und bauen sehr einfache, mit Fellen und großen Blättern gedeckte Hütten von runder kugelförmiger Gestalt. Sie führen nach Behauptung einiger nur hölzerne Lanzen, nach anderen auch Bogen und Pfeile, welche sie mit Euphorbiensaft vergiften.

Sie wechseln als herumschweifende Jäger öfter ihre Wohnplätze, sollen 4—4½ Fuß hoch werden, sehr hager von graubrauner oder dunkelbrauner Farbe, mit ganz kurzem, starkgekräuseltem Haar und sehr widerlichen, denen „alter Affen" ähnelnden Zügen sein. Man erkennt, daß aus obiger Beschreibung manches auf die Buschmänner paßt. Es wäre die Annahme möglich, daß sie Reste eines alten weit verbreiteten Volkes wären, zu denen auch die Babongo und Akka gehören". —

Von den Akka erzählt Schweinfurth (The heart of Africa II p. 124 ff.) ungefähr in folgender Weise: Sie bewohnen weite Gebiete südlich von den Monbuttu und erreichen eine Höhe von 150 cm (4 Fuß 10"). Sie sind jedenfalls ein Zweig der Reihe von Zwergvölkern, die, alle Merkmale einer Urbevölkerung an sich tragend, sich vom Äquator durch ganz Südafrika erstrecken.

Es würde ein großer Irrtum sein, sie als Zwerge im Sinne der alten Mythen oder als Lusus naturae zu beschreiben. Sie unterscheiden sich von den umwohnenden Völkern kaum anders, als durch ihre Größe und eine etwas hellere Farbe. Mich erinnerten ihre Bewegungen immer an Abbildungen, welche Reisende von den Buschmännern Südafrikas gaben (a. o. O.

S. 130.) Die Kiefer nennt er schnauzenartig vorspringend, das Kinn dagegen sei wenig hervorragend.

Nach dem ihn später begleitenden Akka schildert er sie im allgemeinen wie folgt: „Ein verhältnismäßig großer Kopf, auf einem schwächlichen und dünnen Halse balancierend, auffällige Abweichungen in der Schulterpartie von der gewöhnlichen Konfiguration, welche anderen Negervölkern eigen, ein auffälliges Überwiegen der Länge des Oberkörpers in Verbindung mit langen Armen, ein nach oben zu plötzlich und flach verengter Brustkorb, dessen unterer Umfang sich übermäßig erweitert, um einem Hängebauche als Halt zu dienen."

Dem letzteren Merkmal entsprechend zeigen alle Akka eine außerordentlich starke Ausschweifung der hinteren Körperkontur, welche vielleicht durch große Beweglichkeit der Lendenwirbel bedingt wird. Von allen Gliedern sind die Hände am besten geformt. Auch sie sind ein geschicktes Jägervolk. Es kann kaum ein Zweifel walten, daß alle diese Völker gleich den Buschmännern von Südafrika als Überreste einer erlöschenden Urbevölkerung anzusehen sind (a. o. O. S. 139).

Wir würden nun noch auf die Stämme, welche von Stanley Watwa und von Wißmann Batua genannt werden, einzugehen haben. Nach Stanley (Band II S. 240) war der am Kongo erhaschte Watwa 1,382 m hoch, maß 76 cm rund um die Brust und 61 cm um die Mitte. Sein Kopf war groß, mit etwas spärlichem krausem Bart im Gesicht, die Haut von hellschokoladenartiger Farbe. Er war ganz ungemein säbelbeinig und dünnschenklig. Seine Waffen bestanden in einem kurzen Bogen und kleinen Schilfpfeilen mit vergifteten Spitzen. — Beide Reisende schildern dieselben in ähnlicher Weise als kleine häßliche, zerstreut in Wäldern lebende Menschen, als in äußerster Dürftigkeit wandernde Jägerstämme; und beide, besonders Wißmann, geben der Vermutung Raum, daß es Reste einer einstigen Urbevölkerung sein möchten.

Wenn wir nun von fast allen Reisenden hören, daß ihnen

sofort beim Anblick solcher Individuen die Ähnlichkeit mit den Buschmännern aufgefallen sei, so liegt uns zunächst ob, diese nach ihrem vorzüglichen Gewährsmann Professor Dr. Fritsch (die Eingeborenen Südafrikas S. 385 ff.) näher zu betrachten. Was zunächst den Namen betrifft, so erscheint es ihm am einleuchtendsten, daß die Bezeichnung „Buschmänner" einen Volksstamm anzeigt, der sich in buschigen Gegenden verbirgt. Eigentümlich in höchstem Maße ist es, daß er (a. o. O. S. 394) erzählt, im Kafir hießen sie Ba-tua, wobei wir natürlich sofort an die gleichnamigen von Stanley und Wißmann getroffenen Stämme denken müssen. Nach ihm reduzieren sich die Buschmänner in der Kolonie auf einzelne Individuen oder Familien; in dem Griqua-, Namaqua- und Be-chuanalande bis hinauf zum See Ngami finden sich hier und da kleine wandernde Trupps. Nördlich von der Kalakariwüste treten sie wieder verhältnismäßig zahlreicher als integrierender Bestandteil der Bevölkerung vom Ova-herero- und Owamboland auf, immer noch in allen wesentlichen Zügen physisch wie psychisch unverkennbar derselbe Stamm. Da man, meint er, soweit überhaupt Forscher in diesen Gegenden vorgedrungen seien, noch überall Buschmänner oder wenigstens verwandte Stämme angetroffen habe, so sei die nördlichste Grenze dieses Volks zur Zeit überhaupt nicht festzustellen; es sei nicht unmöglich, daß die Verfolgung des Fadens viel weiter nördlich führe, als man im Augenblicke anzunehmen geneigt sei.

Der Buschmann besitzt einen unbezähmbaren Hang zur Freiheit und ist ein vorzüglicher Jäger. Er überragt weit an Schärfe der Sinnesorgane, an Schlauheit und Geschicklichkeit in allem, was die Jagd anlangt, sämtliche übrigen Südafrikaner. Ihre Waffen sind Bogen und vergiftete Pfeile. Ihre Kleidung besteht beim Manne in einem kleinen dreieckigen Schurz, welcher zwischen den Beinen durchgezogen und hinten an einem Gürtel befestigt wird. Die Tracht der Frau zeigt für die Lenden meist auch nur einen kleinen mit schmierigen Franzen versehenen Lederschurz,

um den oberen Teil des Körpers mitunter ein Fell, welches zugleich als Tragetuch für die Kinder dient. Zum Schlafen gewährt ihm meist ein dichter Busch Schutz; er entfernt die überflüssigen Äste, verflechtet nach der Wetterseite zu die übrigen, zieht sie herunter und verstopft die Zwischenräume mit Reisig. Da der Buschmann vermöge seiner Natur und der größeren Fertigkeit im Zusammenrollen nicht viel Platz gebraucht, so findet er durch Auseinanderbiegen der Äste wohl auch Raum mitten in dem Busch. Solche durch Niederlegen und Verflechten der inneren Äste hergestellte Lagerplätze sehen großen Vogelnestern ähnlich, und gerade diese Buschwohnungen sollen dem Stamme den Namen eingetragen haben.

Wenn sie nicht in Felsenhöhlungen wohnen, so bauen sie wohl Reisighütten, indem sie stärkere Stöcke in einem Durchmesser von etwa zwei Metern in die Erde stoßen, sie oben vereinigen und rings herum mit Gestrüpp verkleiden, bis auf eine kleine Lücke, welche den Eingang bildet. Wir sehen auch die regelmäßig halbkugelige Form, doch verrät immer die Unvollkommenheit und Liederlichkeit der Ausführung, welchen geringen Wert sie auf die Wohnsitze legen. — Sie sprechen außer ihrer eigenen Sprache gewöhnlich auch die der benachbarten Stämme, indem sie sich noch durch eine außerordentlich lebhafte Geberdensprache verständlich zu machen verstehen.

Ihre ganze Lebensweise verbietet eine straffere staatliche Organisation, doch ist ihr Familienleben sehr ausgeprägt. Polygamie ist gestattet, doch finden die verwandtschaftlichen Grade dabei sorgfältige Beachtung.

Die Buschmänner zeichnen sich durch geringe Körpergröße aus. Die durchschnittliche Größe von 6 erwachsenen Männern aus verschiedenen Gegenden ergab nur 144,4 cm, ein nicht völlig erwachsener Knabe hatte 109,5 cm, drei erwachsene Buschmann-Hottentotten 140,2 cm und die Frauen stehen dahinter nicht zurück, sondern überragen nicht selten die männlichen Individuen.

Noch auffallender, als durch seine geringe Größe, ist das Volk durch die entsetzliche Magerkeit und Dürre der Gliedmaßen. Ihre Haut ist runzlig und zeigt die Farbe Nr. 7 seiner Tafel, d. h. ein wirkliches Schokoladenbraun. Übrigens haben sie trotz aller Unreinlichkeit die auffallende Hautausdünstung der Bantuvölker nicht. Die Körperfläche ist außerordentlich wenig behaart und erscheint zum größten Teil ganz kahl; Bart wird gewöhnlich nur als ein rudimentärer, unregelmäßiger Schnurrbart beobachtet, der nie auch nur einige Länge erreicht. Mitunter finden sich vereinzelte krause Stoppeln am Kinn, doch wurde von Fritsch nie ein richtiger Backenbart an den Buschmännern gesehen. Auch das Kopfhaar steht an Stärke hinter dem anderer Stämme zurück und ist noch enger gerollt, als das der Hottentotten. Der verhältnismäßig große Kopf balanciert auf einem dünnen Halse, die Schultern treten eckig heraus, die Schulterblätter und Schlüsselbeine ragen wegen der dünnen Muskulatur stark hervor. Das Becken ist stark geneigt, so daß die unteren Extremitäten leicht nach hinten gerückt erscheinen. Die Lendenwirbel sind stark beweglich, so daß dem Buschmann das merkwürdige Zusammenrollen des Körpers in unbegreiflich kleine Räumlichkeiten möglich wird. Hände und Füße sind im Vergleich zur Körpergröße klein, doch etwas breit. Die bei allen Bantuvölkern übliche Sitte der Operation, welche auch von den Juden bei den Knaben ausgeführt wird, kommt bei den Buschmännern nicht vor. Als besonders bemerkenswert können noch die unverhältnismäßig großen Ohren gelten.

In einer Anmerkung sagt Fritsch schließlich, daß die Beschreibungen Schweinfurths von den Akka und die mitgebrachten Porträts ihn so lebhaft an die Buschmänner erinnerten, daß er gegründete Hoffnung habe, es sei in den Akka ein neuer Rest von den Ureinwohnern des südafrikanischen Kontinents gefunden.

Wenn man nun alle diese Angaben der verschiedenen Reisenden miteinander vergleicht und findet, wie sich jedem ein=

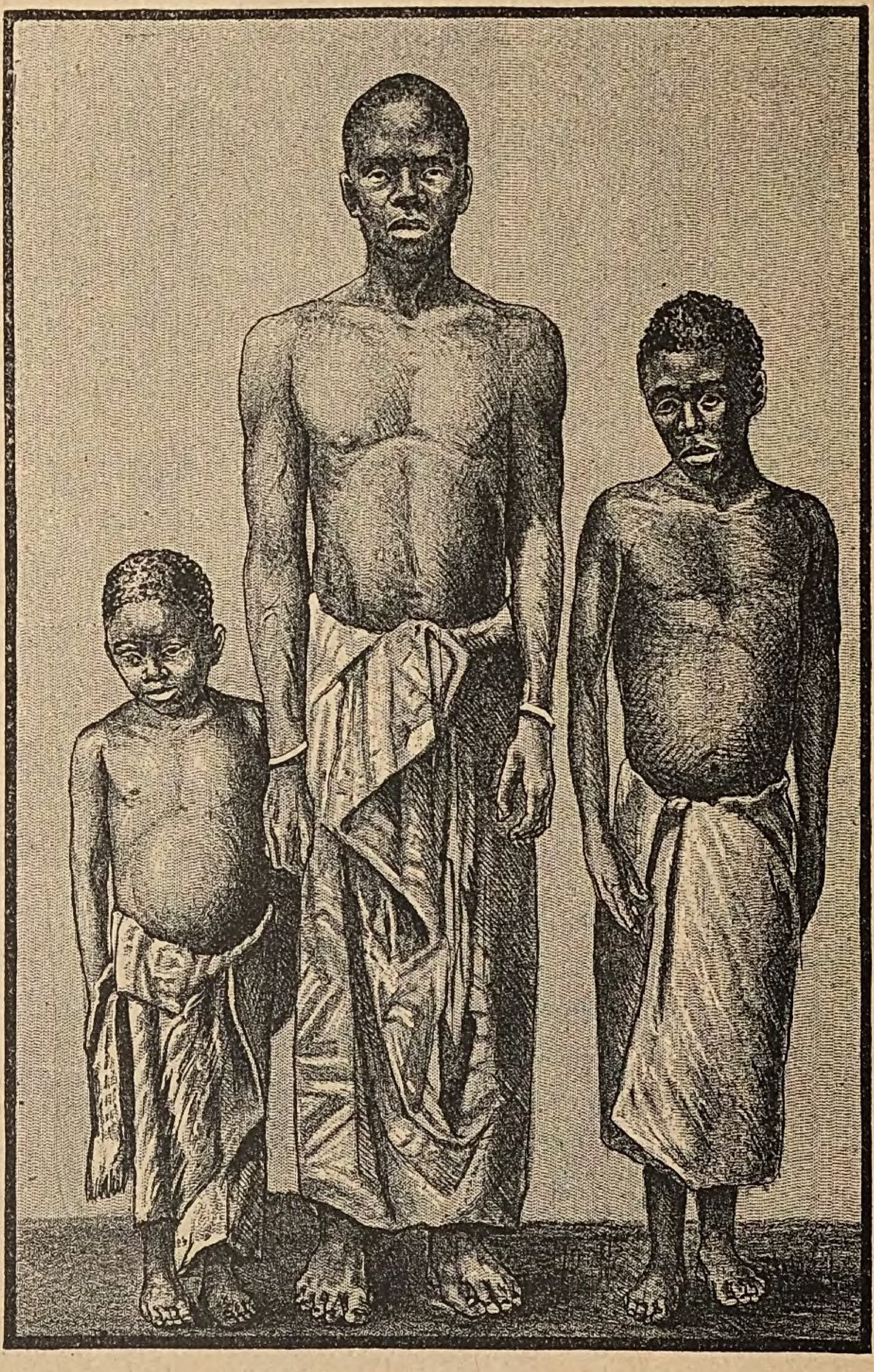
zelnen die Vermutung der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit dieser zerstreuten Stämme unwillkürlich aufdrängt, so erscheint es meiner Ansicht nach nicht mehr gewagt, diese Idee Aller in den Satz zu kleiden: die bisher unter dem Namen der Zwerg- oder Pygmäenvölker beschriebenen Stämme der Obongo, Doquo, Akka, Batua ꝛc. sind mit den Buschmännern identisch und als Ureinwohner Innerafrikas von den Monbuttuländern ab südlich aufzufassen, von wo sie allmählich bis zum Kap heruntergedrängt wurden, bei dieser Wanderung aber an verschiedenen Punkten, vielleicht durch Angriffe zersprengt, einzelne Reste zurückließen.

Mir hat sich diese Überzeugung bei der Durchsicht meiner in Westafrika aufgenommenen Photographieen als unabweisbar aufgedrängt. Unter den mehrfachen mir als Obongo vorgestellten Leuten sind wenigstens zwei, ein Erwachsener und ein Knabe (s. Fig. 37), an deren Echtheit nicht zu zweifeln ist. Die Maße bei dem ersteren waren: Aufrechte Höhe 136,5 — Brustumfang 72,5 — Längsdurchmesser des Kopfes 17,4 — Breitendurchmesser 14,0 cm; bei dem letzteren in derselben Reihenfolge: 102,5 — 55,5 — 17,4 — 14,5 cm. Der von Lenz gegebenen Beschreibung, die vollkommen auf diese Individuen paßt, kann ich noch hinzufügen, daß der geringe Bartwuchs bei dem älteren, der Mangel oben erwähnter Operation und die großen Augen bei beiden in die Augen fallen.

Ich habe, so lange ich von Zwergvölkern reden hörte, sagen müssen: giebt es diese wirklich, so sind meine Typen keine Obongo; jetzt muß ich den Satz umkehren und sagen: wohl sind es Obongo, aber diese sind kein Zwergvolk, wenn man diesen Namen nicht eben für die Buschmänner auch mißbräuchlich einführen will.

Gegen diese Bezeichnung sprechen sich außer mir, wie aus Vorhergehendem erhellt, noch Schweinfurth und Lenz bestimmt aus, Hartmann und Fritsch indirekt, weil sie dieselben für verwandt mit den Buschmännern halten. Wenn aber Augenzeugen diese Bezeichnung für unzutreffend halten, so kann das starre Fest-

Fig. 37.



Cabinda-Neger und 2 Obongo.

halten am Zwergbegriff sogar gegen den Willen des zitierten Reisenden (s. Hellwald 31. Lief. S. 132) uns nicht hindern, nach einer den Thatsachen entsprechenden Bezeichnung zu suchen.

Vergegenwärtigen wir uns nun, wie von den Obongo herab bis zu den Buschmännern diese Volksreste als mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnete Jägerstämme von ca. 132 bis 144 cm Höhe, häßlichem Äußern mit dünnen mageren Gliedern, kleinen Händen, geringem Haarwuchs, schokoladenfarbiger Hautfarbe, mit eigener Sprache; als Leute, welche entweder in gar keinen oder in sehr niedrigen runden Hütten wohnen, immer gleichmäßig geschildert werden; so wird man am besten thun, den von der Völkerkunde bereits angenommenen Namen der Buschmänner Südafrikas auch für die zu ihnen gehörenden bis zum Äquator hinauf zerstreut vorkommenden Stämme zu gebrauchen.

Wir würden dann damit schließen, daß wir sagen: die Buschmänner, welche am Ogowe Obongo, bei den Mombuttu Akka, am Kongo Batua, in Abessinien Doquo heißen, gehören mit den Buschmännern Südafrikas zu einer großen Völkerfamilie, die einst sehr zahlreich, allmählich dem Andringen stärkerer Stämme weichen mußte und wahrscheinlich dem Untergange entgegengeht.

Gehen wir nun auf das geistige Leben des Negers über, so ist sein Charakter der eines unerzogenen Menschen und setzt sich aus den entgegengesetzten Eigenschaften zusammen; man würde ihn auch mit einem Kinde vergleichen können, wenn er nicht oft in hohem Grade zu fürchten wäre. Von fast allen Tugenden, welche wir vorzüglich beim Manne erwarten: Tapferkeit, Zuverlässigkeit, Ehrenhaftigkeit, Arbeitsamkeit, Ausdauer, Ruhe und Sicherheit hat er etwas, und doch scheint das Resultat ein Zerrbild des uns vorschwebenden Ideals zu sein. Man kann sich darüber auch nicht wundern, da diese Eigenschaften in voller Reinheit nur in einer langen, durch Staat und Familie repräsentierten Schule erworben, durch feststehende, richtig gehandhabte Gesetze anerzogen werden können. Dabei will ich

jedem, welcher von seiner Tugendhaftigkeit erfüllt und davon überzeugt ist, daß sie schon bei der Geburt als höheres Vermächtnis in ihm lag, zugeben, daß er den Keim davon in sich schloß, doch wird er ebensowenig leugnen, daß eben dieser Keim ohne die Schule dauernd geschlummert oder, in andere Verhältnisse verpflanzt, sich anders entwickelt haben würde.

Die Neger sind in unserem Sinne nicht tapfer, es fehlt ihnen der moralische Mut, vielleicht auch das, was wir Drill nennen. Sehen wir sie aber z. B. furchtlos mit beiden Händen eine Riesenschlange packen, durch die wogende Brandung des Meeres dringen, mit unzureichenden Waffen wilde oder mächtig große Tiere angreifen, im Flusse dem Krokodil trotzen, so können wir sie unmöglich feige nennen. Sie benehmen sich in Gefahren, mit denen sie vertraut sind, häufig vorzüglich. Wenn sie uns mit ihren Steinschloßgewehren in den Kriegen in der Nähe der Küste mit Recht ein Lächeln der Geringschätzung abnötigen, — denn es giebt nichts Komischeres, als einen Neger mit abgewandtem Gesicht seine zum Bersten vollgeladene Flinte abfeuern zu sehen, — so verstehen sie in Gegenden, wo diese noch nicht in genügender Zahl eingeführt sind, doch sehr gut Mann gegen Mann zu fechten, um möglichst viele Gefangene machen zu können. Sind sie mit dem Gewehr durch richtig geleiteten Unterricht vertraut, so kann man sich kaum bessere Begleiter wünschen. Stanley hat auf seinem weltberühmten Zuge sich gewiß nicht über Feigheit seiner Leute beklagen können, ebensowenig Pogge und Wißmann. Manches legen wir vielleicht für Feigheit aus, was nur ein Ausfluß ihres Aberglaubens, ihrer Furcht vor Wunderbarem und Unverstandenem ist. Ein physischer Mut in den engen Grenzen ihres Verständnisses fehlt ihnen also nicht, und es wird der Zukunft vorbehalten sein, diese Grenzen zu erweitern und sie zu tapferen Menschen zu erziehen. —

Zuverlässig und ehrlich sind sie unter Stammesangehörigen immer, denn die Strafen für den Dieb sind hart; Sklaverei oder

Gottesurteil durch den Trank der Giftrinde drohen in der Ferne. Man muß zugeben, daß sich die Besitzenden einen kräftigen Schutzwall um ihr Eigentum zu bauen verstanden haben. Gegen den Europäer zeigen sie beide Eigenschaften nie. Dem Eindringling gegenüber, der sie selbst betrügt und beeinträchtigt, wo er kann, gilt ihnen einfach das Gesetz der Wiedervergeltung. Ist der Europäer aber gerecht und billig gegen sie, so wird es lange dauern, bis sie ihn zu würdigen verstehen. Zunächst halten sie ihn für thöricht und weichherzig und versuchen ihn umsomehr zu übervorteilen, je leichter es ihnen zu gelingen scheint. Sie zeigen sich dann als vorzügliche Schauspieler, fingieren Zorn und Entrüstung, schmeicheln und drohen, bis sie sich durchschaut sehen und sich dem Unabänderlichen fügen. —

Fig. 38.



Krieger mit Kopfputz aus Ziegenhaar.

Arbeitsam sind die Männer gewiß am allerwenigsten zu nennen. Der Begriff Arbeit ist ihnen überhaupt fremd. Wunderbar wäre es aber, wenn dem nicht so wäre. Eine zwingende Notwendigkeit liegt für keinerlei Thätigkeit vor. Was sie zum Leben brauchen wächst ihnen zu. Der Boden bringt nicht nur für die Ernährung, sondern auch für die nötige Kleidung und die Erlangung beliebter Genußmittel genügend hervor. Am

schlimmsten tritt die Lässigkeit bei den Handwerkern zutage, die sich als Zimmerleute (s. Fig. 51) an der Küste zu verdingen pflegen, um rohe Bretter zu Fußböden zusammenzufügen und die nötigen primitiven Wohnräume zu schaffen; es gehört ein gutes Teil afrikanischer Erfahrung dazu, um dabei die Geduld nicht zu verlieren. Rauchen und plaudern sieht man sie viel, arbeiten auch, aber wie! Zwar wird man allmählich gerechter in seinem Urteil, eine Arbeit, wie wir sie kennen, ist in den Tropen überhaupt undenkbar, dann ist das Werkzeug schlecht und das Holz eisenhart; dennoch aber bleibt ein großer Rest angeborener natürlicher Faulheit übrig. — Kann man ihnen keinen Schaffenstrieb, so kann man ihnen noch weniger Ausdauer zuerkennen, doch geht ihnen eine gewisse Hartnäckigkeit für die Erreichung eines gesteckten Zieles nicht ab. Um eine kleine Quantität von Landesprodukten ein wenig vorteilhafter zu verkaufen, scheut der Neger tagelange Märsche nicht und auch der Spur des Wildes wird er ohne zu ermüden folgen; den Wert der Zeit kennt er nicht, ihm ist es gleich, wie viele Stunden er einem nichtssagenden Zweck widmet.

Ruhe und Sicherheit sind der Ausdruck eines durch reiche Erfahrung gereiften Mannes. Beides wird dem Neger abgehen, sobald es sich um Dinge handelt, die über den Kreis seines gewöhnlichen Lebens hinausgehen. Erstaunlich aber ist es, mit welcher Besonnenheit die Führer die häufigen Verhandlungen, welche fast durchgehend Palaver genannt und wegen geringfügiger Ursachen eingeleitet werden, zu leiten verstehen. Die Würde, mit welcher sie dasitzen, reden und sich bewegen, ist manchmal beneidenswert. Der gewöhnliche Neger dagegen läßt sich vom Moment hinreißen, springt von einem Extrem ins andere, ist ebensoschnell zornig wie ausgelassen heiter, schwatzt und lärmt, tanzt und springt, ohne sich um die Gegenwart oder Zukunft ein graues Haar wachsen zu lassen. Sorgen kennt er nicht, er lebt von der Hand in den Mund und freut sich gern seines ungebundenen Daseins.

Man kann ihm Gutmütigkeit, gastfreundlichen Sinn und Liebe zu den nächsten Angehörigen nicht absprechen, doch sind dies mehr zufällige Eigentümlichkeiten eines Individuums, als bestimmte dem Stamme anhaftende Tugenden, wie wir sie z. B. bei den alten Germanen gerühmt finden. Ich würde bei keinem Neger darauf zu bauen wagen, sondern mich überall vor Hinterlist und Falschheit in acht nehmen. Darum ist auch der Verkehr mit ihnen und das Reisen unter ihnen so schwer. Heute kann ein Reisender ohne Schwierigkeiten ein Gebiet passiert haben und mit Freundlichkeit, Zutrauen und bereitwilligem Entgegenkommen empfangen worden sein, während er es morgen, ohne daß ihm der geringste Fehler zur Last gelegt werden kann, verschlossen findet und sich vergebens bemüht, die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden.

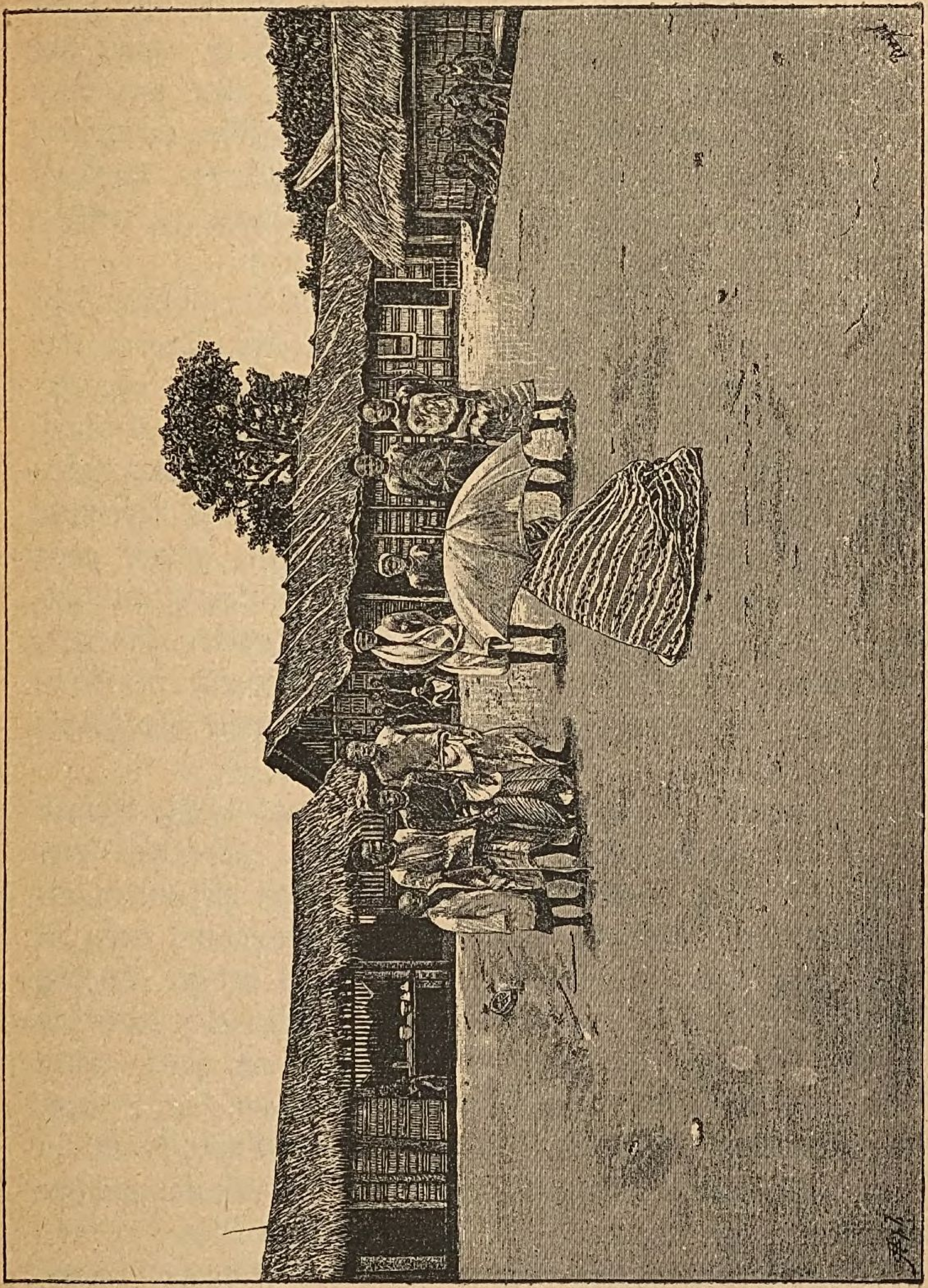
Ob den Negern Grausamkeit zum Vorwurf gemacht werden kann, läßt sich schwer entscheiden. Die Vergiftung unschuldiger Opfer, die andererseits auch verbrannt, lebendig begraben und vielfach verzehrt werden, scheint eine andere Annahme auszuschließen; dennoch ist zu bedenken, daß sie in den Vorurteilen ihrer religiösen und rechtlichen Anschauungen befangen solche Grausamkeiten üben, ohne eines besseren schon belehrt worden zu sein. Auch unsere Kinder sind wehrlosen Tieren gegenüber grausam, bis sie älter und vernünftiger geworden vor ihren früheren Vergnügungen schaudern lernen.

Die Rache wird dem Neger gleichfalls als Naturgesetz von Kindheit an gelehrt und bei jeder Gelegenheit geübt. Gewöhnlich haftet aber für den Einzelnen die weitere Familie, ja das ganze Dorf. Kann man des Missethäters nicht selbst habhaft werden, so fängt man Personen seiner Gemeinschaft und behält sie so lange, bis das Bußquantum abgetragen ist. Diese bequeme Art, sich schadlos zu halten, haben auch die Europäer an der Küste angenommen, was die Neger durchaus natürlich finden und willig die in endlosen Palavern festgesetzten Mengen an Produkten und Vieh für Auslösungen liefern.

Von nicht wenigen Reisenden ist den Negern Habsucht zum Vorwurf gemacht worden, weil sie eigentlich nie zufriedengestellt werden und den Begriff Dankbarkeit nicht kennen. Giebt man einem Neger ein Geschenk, so wird er nicht nur nicht danken, sondern verlangend nach einem zweiten blicken. Will man ihn befriedigen und giebt auch dies, so werden seine Wünsche größer, seine Bitten ungestümer, kurz, je mehr man giebt, um so unverschämter wird er. Diese Habsucht ist aber nur ein Zeichen seiner Unerzogenheit, denn auch bei uns lernt jedes Individuum nur allmählich, mit wenigem zufrieden zu sein, und Manchem wird das Danksagen unendlich schwer. Fühlt sich der Neger einem unbeugsamen, mit den Verhältnissen vertrauten Europäer gegenüber, so wird er bald bescheiden und fügt sich willig in die allgemeine Sitte, nach der ein jedes Geschenk eine Gegengabe von gleichem Werte erfordert. Zunächst erscheint es unserem Begriffe höchst wunderbar, wenn ein kleiner Machthaber mit würdevollen Mienen dem weißen Manne ein Geschenk, mag es nun ein Bananenstengel, ein Huhn oder eine Ziege sein, bringt und seinen Dank zwar hinnimmt, aber ruhig wartet und wartet, bis die entsprechende Gegenlieferung angeboten wird, oder aber ebenso ruhig sein Geschenk wieder mitnimmt, wenn diese ihm zu gering erscheint. Allmählich gewöhnt man sich an diese überall herrschende Sitte und rechnet mit ihr als einem wichtigen Faktor.

Werfen wir noch einen Blick auf die Eigenschaften, welche die Frauen nach unseren Begriffen auszeichnen, so wird weibliche Tugend, Schamhaftigkeit, Liebe, Treue, Edelmut von den Negerinnen beträchtlich anders aufgefaßt, als bei uns! So ist es für uns gewiß völlig unverständlich, daß Jungfrauen, welche durch einen rätselhaften Vorgang der Natur sich plötzlich ihres dereinstigen Berufes bewußt werden, ihr Geheimnis der ganzen Männerwelt verkündet sehen, und doch ist es dort Sitte, die Betreffenden nicht nur im Dorfe durch Gesang und Tanz zu feiern, sondern sie auch unter Begleitung der Jugend beiderlei Geschlechts den Europäern vorzuführen. Eine solche Prozession

Fig. 39.



Vorstellung einer Jungfrau an der Loango-Küste.

giebt sich schon von weitem durch ihren ausgelassenen Jubel kund und führt die völlig Vermummte in die Mitte des Hofes, wo sie auf einer Kiste unter einem Schirm Platz nimmt und von ihren Gespielen in höchst deutlicher Weise ihre Aussichten für die Zukunft besingen hört. Für ein Glas Rum entschleiert sie gern ihr Gesicht und bietet dann höchstens den Ausdruck des befriedigten Stolzes, nun zu den Erwachsenen zu rechnen, niemals aber den der Scham.

Wo Vielweiberei herrscht und die Tracht den größten Teil des Körpers frei läßt, muß die Anschauung über Tugend und Scham eben weitere Grenzen haben; in diesen Grenzen aber besteht sie auch dort, und Ehebruch wird durch schwere Entschädigungen gesühnt. Von Liebe der Geschlechter zu einander haben einzelne Reisende interessante Einzelnheiten erzählt, ich habe nicht Gelegenheit gehabt darüber Studien zu machen, glaube aber, daß da, wo der Befriedigung so niedrige Schranken gesetzt sind, wenige Motive zu Romanen werden geliefert werden. Ich habe beide Teile immer nur den praktischen Gesichtspunkt ins Auge fassen sehen und von Gefühlsreichtum mich nicht überzeugen können.

Im allgemeinen wird man dem Neger eine leichte Auffassung und aufgeweckten Geist zugestehen müssen. Sprachen lernt er mit großer Schnelligkeit, es giebt nicht wenige, die sich in drei Sprachen mit ihren Herrn zu verständigen vermögen, wenn sie in drei verschiedenen Häusern kurze Zeit gedient haben. In den Missionsstationen lernen die Kinder ohne Schwierigkeit lesen und schreiben und zeigen sich äußerst anstellig, wenn sie in einem Handwerk unterwiesen werden. Dies kann um so weniger wunder nehmen, als sie einen nicht unbeträchtlichen Kunstsinn bei ihren Elfenbeinschnitzereien, die sie mit den unzulänglichsten Instrumenten ausführen, an den Tag legen. —

Was die Kleidung betrifft, so ist sie natürlich im Innern, wo sie noch aus selbst gefertigten Geweben besteht, und an der Küste, wo die importierten Baumwollenzeuge Eingang gefunden haben,

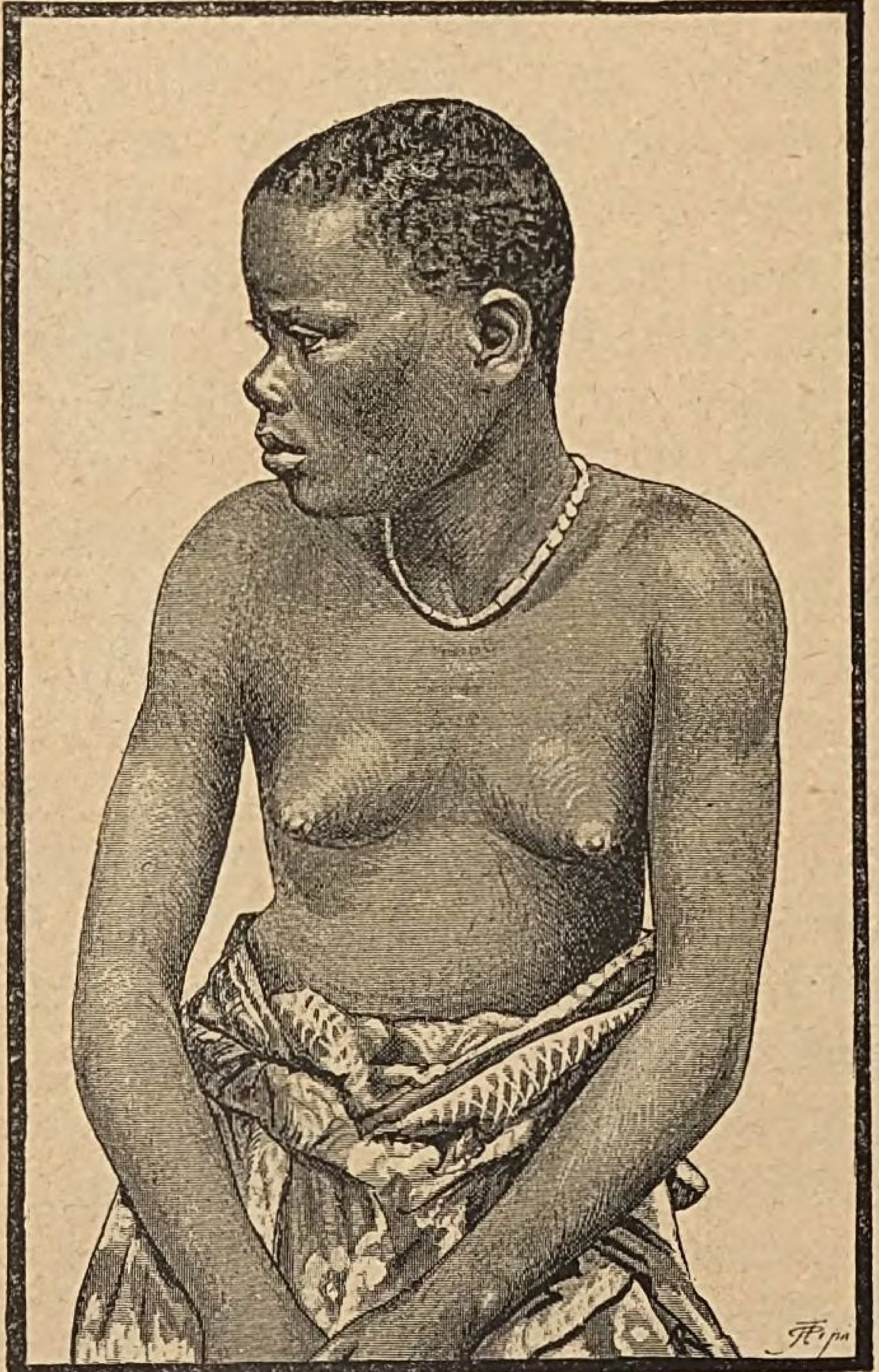
grundverschieden. Um eine Anschauung über erstere zu haben, hören wir zunächst Lenz, wenn er im nördlichsten Teil unseres Gebiets von den Aduma erzählt: (Skizzen aus W.-A. S. 280) „Die Kleidung der Aduma und der nahe mit ihnen verwandten Oschebo ähnelt bei den Männern der Okandetracht, d. h. sie besteht aus einem Schurz von dem gelben Mattenzeug, das hier überall verfertigt wird. Die Frauen dagegen kleiden sich nach der Sitte der Akelle und Fan mit zwei schmalen Streifen desselben Zeuges, wobei Hüften und Schenkel völlig unbedeckt bleiben. Messingschmuck ist sehr beliebt und wird in Form von Spangen um Arme und Beine getragen; große blaue Perlen werden zu langen Schnüren vereinigt und gürtelartig um den Leib gebunden; am auffälligsten aber ist die überaus häßliche Sitte der Frauen, drei bis vier Zoll lange, ziemlich dicke Holzpflöcke durch die Ohrläppchen zu stecken. Es entsteht dadurch natürlich ein tiefer Einschnitt und die Ohrläppchen hängen weit herab, was durchaus keinen vorteilhaften Eindruck hervorbringt."

Unter den Schmuckgegenständen der Männer sind die Leopardenzähne zu erwähnen. Die großen Eckzähne dieses dort sehr häufigen Raubtiers werden an der Wurzel durchbohrt, auf Schnüre gezogen und dann um den Hals gehängt. Bei den benachbarten Awanschifrauen fand Lenz einen höchst sonderbaren Schmuck. Die Beine derselben waren vom Knöchel bis zum Knie mit blankgeputzten glänzenden Messingschienen umgeben. Während man sonst nur Messingringe trägt, waren diese hier in hohe, das ganze Bein umgebende Schienen ausgedehnt worden, die man noch dadurch verziert hatte, daß reihenweise angeordnete kleine Löcher in das Messingblech gestochen waren.

Die Neger der Küste tragen das gelbe, seidenartig glänzende, aus der innern Haut der Wedelblättchen einer Weinpalme gefertigte feine Bastzeug nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten; im gewöhnlichen Leben ist es durch die eingeführten englischen Baumwollenzeuge vollständig verdrängt worden. Die Tracht besteht bei diesen aus einem ziemlich langen, faltenreichen

Schurz, der um die Hüften geht und durch einen seitlich geschürzten Knoten eine malerische Drapierung erhält. Man pflegt meist so viel Zeug für den Schurz zu verwenden, daß er nachts zur Einwickelung des ganzen Körpers dienen kann. Nicht selten wird außerdem noch ein größeres togaähnliches Stück um die Schulter geworfen, und erwachsene Mädchen und Frauen pflegen wohl die Busen mit einem kurzen Tuch zu verhüllen, welches durch eine in der Höhe der Achselhöhle angebrachte Schnur festgehalten wird (s. Fig. 41.) Diese fest angezogene, tief in das Fleisch einschneidende Schnur wird dauernd, auch ohne daß jenes Tuch benutzt wird, getragen; gerade so, wie bei kleinen Mädchen eine solche um die Hüften oft die einzige Bekleidung ist.

Fig. 40.



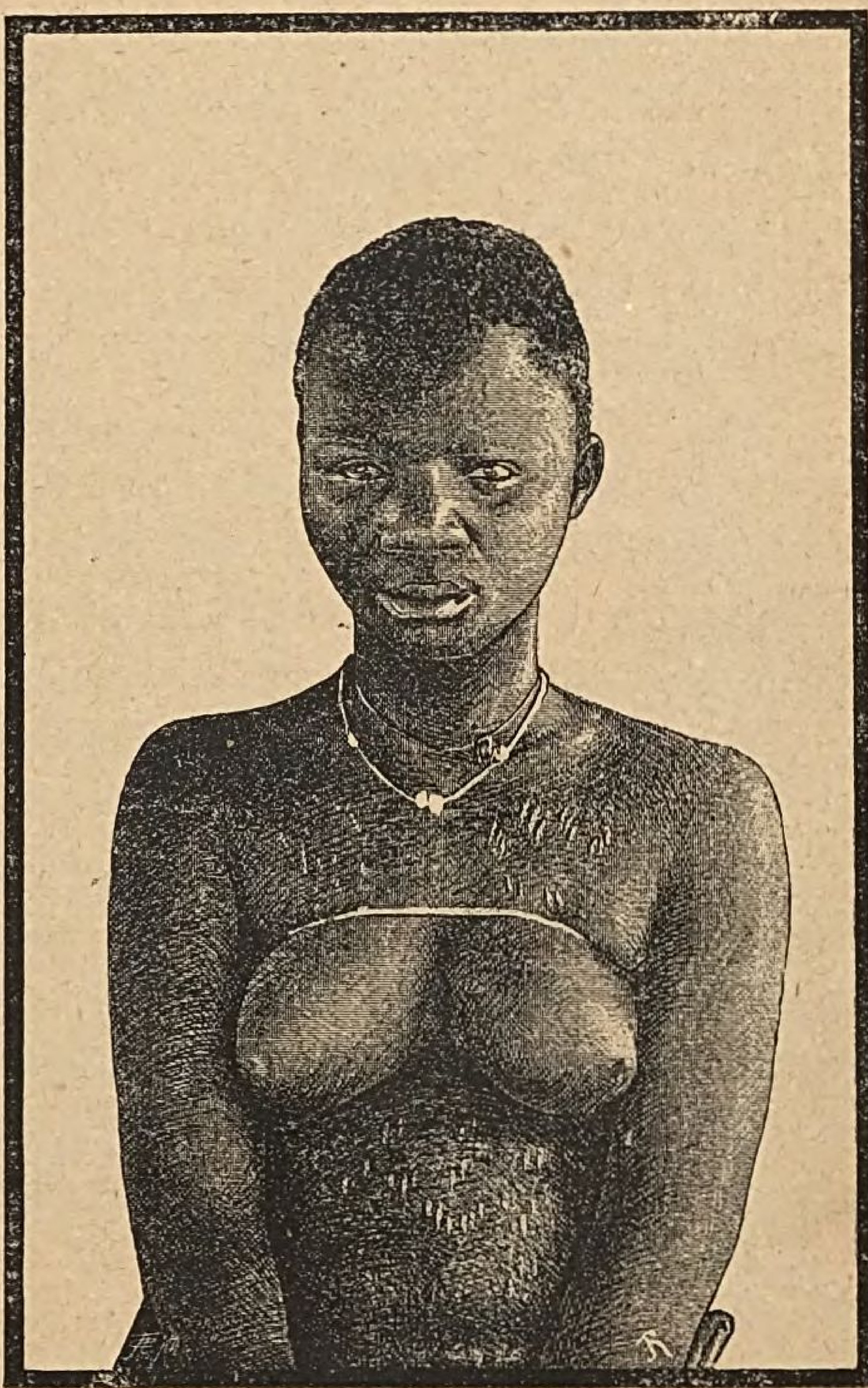
Negerin mit Korallenschmuck.

Das nach dem Schurz verbreitetste Kleidungsstück ist die Kopfbedeckung, welche zwar auch aus den vielfach eingeführten rotwollenen Kappen, häufiger noch aber aus sehr kunstvoll mittelst Ananasfaser gefertigten, den früheren Zipfelmützen ähnlichen, Geweben besteht (s. Fig. 77.) Diese wegen ihrer erhabenen Zeichnungen hoch geschätzten Arbeiten dürfen jedoch nicht beliebig getragen werden, sondern sind ein Vorrecht der höheren Stände. Jeder ange=

sehenere Neger trägt über dem Schurz ein kleines Tierfell, das gewöhnlich von der Zibeth- und Genettkatze geliefert wird, und einen oberhalb desselben befestigten Gürtel, welcher in der Regel dazu dient, ein Messer zu halten.

Trotz des großen europäischen Einflusses auf die Tracht der Küstenbewohner haben sie sich doch nicht dazu verstehen können, Schuhwerk anzunehmen. Die Füße sind südlich bis nach Benguela unbekleidet, die glückliche Beschaffenheit ihrer Fußsohlen und des sandigen weichen Bodens gestatten es ihnen, diesen Luxus zu entbehren, obgleich es manchmal wunderbar ist, wie sie über die scharfen niedrigen Halmenreste abgebrannter Grasflächen fortzukommen vermögen. Ich erinnere mich nur einmal einen Stiefel an einem Fuß eines in Novo Redondo wachestehenden portugiesischen Soldaten gesehen zu haben. Da derselbe in fürchterlichem Zustande war und mehr von den Zehen frei ließ, als er bedeckte, so sah der andere bloße Fuß entschieden bedeutend besser aus. —

Fig. 41.



Negerin mit einschneidender Brustschnur.

Weiter südlich wird von zwei Reisenden eine Fußbekleidung erwähnt. Monteiro (Angola and the River Congo

II. 185) beobachtete, daß die Mundombe in Benguela aus Häuten roh gearbeitete Sandalen trugen, und Andersson (l. c. S. 288, Taf. 5) bildet ein Ovambo-Paar ab, von welchem der Mann gleichfalls Sandalen trägt. Bei den Herero jenseits unseres Gebietes ist dagegen die Sitte der Fußbekleidung schon ganz allgemein. —

Ein sehr beliebtes Stück, das fast zur Kleidung gerechnet werden kann, ist ein aus Pflanzenfasern gewebter kleiner Sack, der seitlich am oberen Ende zwei Löcher hat, durch welche der Arm gesteckt wird, so daß jener unter der Achsel herabhängt. Da stecken sie alles hinein, was ihnen auf ihren vielen Wegen unentbehrlich scheint, in erster Linie also die Schnupftabaksdose.

Ganz besonders beliebt ist der Schmuck, wozu echte Korallen, die mit Kennerschaft von falschen unterschieden werden, in großem Ansehen stehen. Sie haben die Form eines in der Längsachse durchbohrten Cylinders und werden gern auf ein Elefanten-schwanzhaar aufgezogen und um den Hals getragen. Daß der rote einfache Schmuck sich auf der dunkelbraunen Haut vorzüglich ausnimmt, ist leicht einzusehen. Kleine runde Glasperlen sind nur in einzelnen Gegenden in Gebrauch, mehr schon große Porzellanperlen und röhrenförmige falsche Korallen. Um die Knöchel und Handgelenke werden mit Vorliebe große Messing-, Kupfer- und Eisenringe gelegt, manchmal in solcher Menge, daß sie für den Träger eine Last sein müssen, die umsomehr empfunden wird, als sie nicht abgenommen werden kann.

Auch an der Küste herrscht die Sitte des Ohrlochstechens mittelst scharfer spitzer Holzstückchen, die dann längere Zeit, um das Zuheilen zu verhindern, in den Ohrläppchen getragen werden. Auf diese und andere Mißhandlungen muß wohl die Erscheinung zurückgeführt werden, daß sich nicht selten an einem oder auch an beiden Ohren Fettgeschwülste bilden, welche von Wallnuß- bis Kindskopfgröße an kurzen Stielen herunterhängen.

In Loanda ist die Tracht (s. Fig. 42) vermöge der vorgeschrittenen Kultur verschwenderischer. Um die Hüften wird gewöhnlich

ein blaues Untertuch getragen und darüber um den ganzen Körper ein großes schwarzes Tuch malerisch so drapiert, daß auch der Kopf verhüllt ist und nur das Gesicht frei bleibt. Dasselbe erzählt Tams von Benguela. Die einschneidende Schnur oberhalb der Brust fehlt nirgends. Auch die Männer gehen weiter verhüllt und zeigen einen geringeren Teil des Körpers entblößt. Tierfelle, oberhalb des Schurzes getragen, werden im Süden häufiger. In Benguela sah Tams neben den Fellen von Zibethkatzen auch solche von Affen verwendet, ja sogar Leoparden- und Löwenfelle wurden gesehen, welche der Besitzer lang auf der Erde nachschleppte.

Fig. 42.



Tracht in Loanda.

Der Schmuck ist, wie überall, auch hier beliebt, doch fangen besonders Perlen an bevorzugt zu werden. In Novo Redondo trugen die Negerinnen unglaublich viele Schnüre von farbigen kleinen Glasperlen um den Hals, welche diesen entweder dicht umgaben, oder weit auf die Brust herunterhingen. Einzelne Frauen, die von Stämmen aus dem Innern heruntergekommen waren, trugen einen Schmuck, wie ich ihn nirgends weiter gesehen habe. Sie hatten ein Stück Messingdraht durch die Nasenscheidewand gezogen und ließen die beiden Enden spiralförmig

zusammengedreht auf der Oberlippe aufstiegen. Auch in Benguela spielen Perlen eine große Rolle, indes werden die früher erwähnten Messing- und Eisenringe in beiden Provinzen nicht vernachlässigt.

In Novo Redondo fertigte man aus einer faustgroßen Landmuschel mittelst eines kleinen scharfen Stückchen Eisens lauter kleine 5-Pfennigstück-große Scheiben an, welche in der Mitte durchbohrt und auf Schnüre gezogen wurden. Diese werden dann, ähnlich wie Garnpuppen, zu mehreren zusammengedreht und nach Mossamedes verhandelt, wo sie um Hals und Leib getragen werden.

Je weiter wir nach Süden kommen, um so mehr treten als ursprüngliche Tracht der Eingeborenen statt der Bastzeuge Felle auf, die sich aber hier mehr in Gebrauch erhalten haben, als jene im Norden. Von den Quilengue ($14^1/_2{}^0$ s. Br.) erzählt Valdez, daß die gewöhnliche Tracht der Männer sehr einfach sei und aus zwei Schaffellen bestehe, von denen das eine vorn, das andere hinten von einem Gürtel herunterhänge. Die Kleidung der Frauen sei der der Männer ähnlich, nur wären die Felle breiter und um den Leib trügen sie eine große Menge von Perlen. Auch bei den Ovakuengama im Ovambolande ist die Tracht ähnlich, doch tragen die Männer hinten ein spitz zulaufendes hutartiges Ding von steifem Leder verfertigt, welches sie mit Riemen an dem sehr breiten Leibgurt befestigen. Dies giebt, sagt Hahn, den so schön gewachsenen Männern ein widerwärtiges, tierisch aussehendes Anhängsel. Die Vornehmen tragen darüber noch eine sehr schön gearbeitete, glänzend schwarze, pferdeschweifartige Quaste von feinen Riemchen. Vorn hängt ebenfalls an jeder Seite des Schurzes eine solche Quaste herab. Die Riemchen sind meist schwarz und sehr weich, da sie von Tiermagen gemacht werden, sehen auch sehr gut aus. Die Weiber tragen einen kurzen Fellrock und darüber einen zweiten von Perlen. —

„Angesehene Leute tragen eine Art Medaille aus einer dicken

weißen Muschel von der Größe eines Thalers und etwa 3 bis 4 Mal so dick, welche einen Wert von 1—5 Ochsen hat. Aus der Größe und der Zahl dieses Schmuckes kann man auf den Rang derer, die ihn tragen, schließen. Ein anderer kostbarer Schmuck ist aus einer perlmutterartigen Muschel gemacht und von bläulicher, violetter Farbe. In Größe und Form von Westenknöpfen werden sie aneinander gereiht und nehmen sich sehr nett aus. — Dies scheint mir der Schmuck zu sein, den ich in Novo Redondo für die südlich gelegenen Gebiete anfertigen sah.

Was die Waffen betrifft, so haben die aus Europa eingeführten Steinschloßgewehre an der Küste und ziemlich weit ins Land hinein Speer und Bogen auf immer verdrängt. Bis jetzt gilt noch überall das Gesetz, keinem Neger andere als Steinschloßgewehre zu verkaufen, und der Selbsterhaltungstrieb wird vielleicht auch ferner noch einige Zeit den Sieg über die Geldgier davontragen; doch wird es schließlich die Bevölkerung, welche den Unterschied der Bewaffnung bereits sehr gut erkannt hat, durchzusetzen wissen, daß andere Gewehre in den Handel kommen. Das Pulver, das ihnen bis jetzt geliefert wird, ist gleichfalls von möglichst schlechter, ungemein grobkörniger Beschaffenheit. Wäre dies nicht der Fall, so könnten die Neger unmöglich die Gewohnheit beibehalten, die Gewehre fast bis zur Mündung voll zu laden, um dem Geschoß einige Kraft zu geben. Dennoch giebt es einige vorzügliche Jäger, welche ihre Waffe sehr sicher handhaben und mit einer außerordentlichen Sorgfalt behandeln.

Außerdem brauchen die Küstenneger noch verschiedene lange Messer, welche sie meist in einer Lederscheide am Gürtel tragen. Die verdrängten Waffen sind Speer, Pfeil und Bogen, sowie an einigen Orten kleine Keulen. Bei den Mbamba am Ogowe fand Lenz sehr lange, gut gearbeitete Schilde, die aus einer gespaltenen Liane geflochten waren. Mir wurde in Novo Redondo von einer Karawane, die Waren und Sklaven brachte, erzählt, die Keule diene dazu, das angeschossene Wild völlig tot zu

schlagen. Wer übrigens nach den bei anderen Völkern gebräuchlichen Keulen einen Schluß auf die hier üblichen ziehen wollte, würde seine Erwartungen bezüglich der Größe sehr getäuscht sehen. Sie sind nie länger, als einige 60 cm und bis auf den Endknollen selten dicker als 3 cm im Durchmesser; selbst das Ende hat gewöhnlich nur doppelte Stärke. Da diese Waffen aber immer aus sehr schwerem Holz gemacht sind, so werden sie bei der leichten Handhabung doppelt gefährlich. In einzelnen Fällen ist das kolbenförmige Ende mit herausspringenden Ecken versehen und der Stiel mit Schnitzereien verziert. Diese Keule und mehrere Pfeile halten die Jäger beim Schießen in der linken Hand. Die Lanzen sind von ca. Mannslänge, die Spitzen haben verschiedene Form, sind breit oder schmal, und zeigen gewöhnlich eine sogenannte Blutrinne. Sie werden von eingeborenen Schmieden an verschiedenen Orten selbst fabriziert und haben entweder eine Höhlung am unteren Ende zur Aufnahme des Schaftes oder eine Spitze, welche in diesen hineingetrieben wird. In beiden Fällen wird noch durch umschnürte Lederriemchen die Festigkeit der Verbindung erhöht. Die Lanzenschafte von Daumenstärke sind entweder ganz aus Eisen oder aus Holz von hellerer oder rötlich dunkelbrauner Färbung.

Die Bogen gleichen einem Kreisabschnitt von ca. 150 bis 170 cm Länge und sind aus einem ebenso festen als elastischen Holz verfertigt, das von verschiedenen Bäumen genommen werden soll. Sie sehen aus, als ob sie von poliertem Mahagoniholz wären. Die Sehnen werden entweder aus Stricken von Affenbrotbaumfaser oder aus zusammengedrehten feinen Lederstreifen, vielleicht auch Darmsaiten gemacht und sind dann von ungemeiner Festigkeit. Es gehört übrigens eine große Übung und bedeutende Kraft dazu, die Bogen so anzuspannen, daß der entsendete Pfeil eine tötliche Kraft entwickelt. Wenn man bedenkt, daß noch jetzt in vielen Teilen Innerafrikas die kolossalen Dickhäuter und selbst die Raubtiere nur mit Lanze und Bogen gejagt werden, so läßt sich von Feigheit der Neger um so

Fig. 43.



Negerinnen aus dem Innern Angolas, Maismehl stampfend.

weniger reden, als der Kampf gewöhnlich in großer Nähe des erstrebten Opfers geführt wird.

Die Pfeilspitzen sind fast immer aus Eisen, nur selten sieht man vergiftete Holzspitzen. Beide sind in den Schaft eingelassen und werden durch Umschnürungen festgehalten. Die eisernen Spitzen variieren in ihrer Form und Länge, sowie namentlich in der Zahl der angebrachten Widerhaken in der allermannigfachsten Weise. Am unteren Ende sind entweder vier fingerlange Federkiele, deren

Fahne auf einer Seite ganz, auf der anderen bis auf einen ganz schmalen bogenförmigen Saum abgeschnitten ist, dicht auf den Stock befestigt, oder es stehen beliebig viele solcher dünner Kiele mit ihrem unteren Ende von demselben ab, während nur das obere durch Fäden gehalten wird.

Außerdem braucht man noch Beile von der Form unseres Schlächterbeils, aber kleiner, die nach oben eine Spitze zeigen, welche in den Stiel eingelassen wird. Wenn damit, wie mir versichert wurde, auch Hinrichtungen ausgeführt werden, so gehört wahrscheinlich ein mehrmaliges Schlagen dazu, ehe der Kopf vom Rumpfe fällt. Auch 60 cm lange, 5—7 cm breite zweischneidige Messer sind besonders im Kriege bei den Stämmen des Innern im Gebrauch. Sie befinden sich dann in einer hölzernen oder ledernen Scheide und hängen für gewöhnlich an einer über die Schulter getragenen Schnur herab.

Die übrigen Geräte der Neger sind die denkbar einfachsten. Eine große Rolle spielen gebrannte Thongefäße verschiedener Form und Größe von rotbrauner Farbe. Sie ermangeln fast nie einer mehr oder weniger kunstvollen Verzierung. — In Holz- und Elfenbeinschnitzereien sind sie recht geübt; und wo Kopfschemel, um beim Ruhen den Kopf darauf zu legen und eine vielleicht kunstvolle Haarfrisur zu schonen, im Gebrauch sind, findet man sie auch gewöhnlich verziert. Im allgemeinen werden Sitzgeräte und Tische aber nirgends benutzt. In den meisten Fällen behelfen sie sich mit Dingen, die ihnen von der Natur geboten werden. So dient der getrocknete und ausgehöhlte Flaschenkürbis den verschiedensten Zwecken. Er ist in großen Exemplaren Wasser- und Palmweinflasche oder Maisbehälter, in kleinen kann er als Tabaksdose, Pfeffer- oder Salzbüchse dienen, wird aber in Wirklichkeit eigentlich zu allem benutzt, was sich denken läßt.

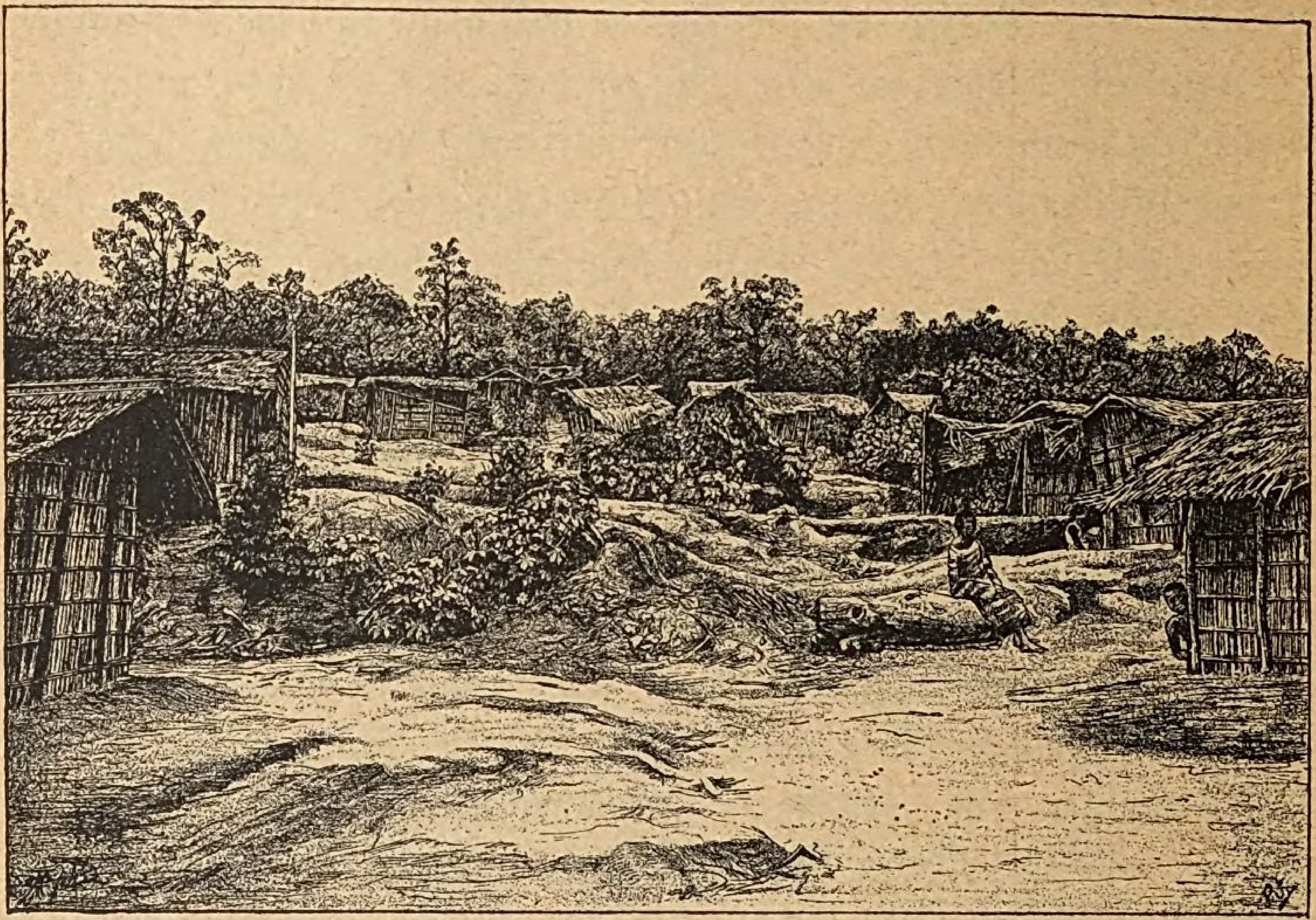
In einzelnen Fällen tritt die Affenbrotbaumfrucht für jene sogenannte Kalebasse ein. Ich erinnere mich noch, wie mir bei einer schwierigen photographischen Aufnahme am Kongo auf

meinen in Verzweiflung aus dem Dunkelzelt herausgerufenen Wunsch nach Wasser, da die Platte noch abgespült werden mußte, wenn sie nicht verderben sollte, eine solche riesige bis oben angefüllte Frucht hineingereicht wurde, und ich dann in meinem beengten Raum nicht wußte, wo und wie ich sie aufstellen sollte, da sie eben unten rund war. Als die Platte dennoch gelungen zum Vorschein kam, behielt ich zum Dank die wunderbare Flasche im Gedächtnis.

Ein ferneres sehr verbreitetes Gefäß ist der längliche aus Wedeln der Ölpalme geflochtene Korb, welcher ca. $1^1/_2$ m lang so hergestellt wird, daß man 4—6 Blätter parallel legt, die Fiederblättchen untereinander verflechtet und das eine Ende schließt, das andere aber offen läßt. An letzterem werden sogar die Blättchen in einiger Entfernung vom Ende abgeschnitten, damit man mit der Hand besser an die Rippen (s. Fig. 5) fassen kann, denn alle diese Körbe werden auf dem Kopfe getragen und vermögen unendlich viel zu fassen. Neben Maniok, Mais, Eiern, Bananen, Hühnern ꝛc. wird man stets auch die Rumflasche irgendwo herausragen sehen. Abweichend von der allgemein üblichen Art ist nach Güßfeldt die Art, wie die Bayakamänner ihre Lasten fortschaffen. Die ähnlich, wie oben geschildert, geflochtenen Körbe werden dort niemals auf dem Kopfe, sondern stets auf dem Rücken getragen. Zu diesem Zweck ist jeder mit 3 breiten aus Bast gefertigten Tragriemen versehen, von denen 2 für die Schultern und der dritte für den Kopf bestimmt sind. Der Korb überragt den Träger etwa um Kopfeslänge. In Angola und Mossamedes werden auch Bienenkorb ähnlich geflochtene Körbe auf dem Rücken getragen, dennoch aber hält man die Last eigentlich mit dem Kopf, da ein Band von der Stirn nach hinten um den Boden des Korbes geht, und den Hauptteil des Gewichtes zu tragen hat.

Brauchen die Neger, wie wir sehen, auch nicht viel, sind sie eigentlich fast ohne Bedürfnis, so werden sie doch eins ungern missen, das ist der kleine Pfeifenkopf von Thon, welcher aus einem wallnußgroßen Kopf und einer rechtwinklig angefügten kurzen Röhre besteht, in welche das Mundstück von Holz eingefügt wird. —

Fig. 44.



Negerdorf bei Landana.

Kapitel IV.

Wohnungen und Gebräuche.

Die Hütten der Eingeborenen richten sich nach dem Material, welches jedesmal an Ort und Stelle am leichtesten und reichlichsten zu beschaffen ist. Überall ist Einfachheit und denkbar möglichste Beschränkung des Raums das erste Gesetz des kunstlosen Machwerks. Der Neger betrachtet das weite freie Land, Busch und Wald als Haus und den Himmel als Dach, gleichviel ob er sich in heiterem Blau, in Sternenklarheit oder in dunkelem Grau über ihm wölbt. Sein Anzug verdirbt auch in Gewitterströmen nicht, schnell trocknet er wieder in der lauen

Luft seiner schönen Heimat, welche auch im übrigen niemand zwingt, Schutz vor Unbilden des Klimas zu suchen.

So finden wir denn die Hütten niedrig, kaum so hoch, daß Erwachsene aufrecht darin stehen können. An der einen Seite ist ein kleiner Ausschnitt, gerade groß genug, um einen Menschen gebückt hindurch schlüpfen zu lassen, während am Dach ein auf einem Rahmen ruhendes viereckiges Stück hoch gestützt werden kann, um den Rauch hinaus und etwas Licht hinein zu lassen.

Das Baumaterial besteht vom Ogowe bis hinab nach Angola aus den getrockneten Schaften eines Sumpfgrases (Cyperus Papyrus), aus den Blattrippen der Ölpalme und den Fiederblättern derselben. Aus den Schaften werden die Wände in der Weise hergestellt, daß man sie zwei- bis vierfach senkrecht über- und aneinander reiht, dann gespaltene Rindenteile der Blattrippen in gleichen Zwischenräumen von beiden Seiten horizontal dagegen legt und sie mittelst spitzer Holzstäbchen und Lianen fest miteinander verbindet. Ist eine solche Wand oben und unten gerade abgeschnitten, so sieht sie sehr sauber und hübsch aus, bietet gegen Wind, Regen und Sonne Schutz und ist doch luftig genug, um allen Ansprüchen von Ventilation zu genügen.

Wunderbar erscheint es, daß solche Wände schwer Feuer fangen, da die glatten Schafte, ähnlich wie beim spanischen Rohr, der Flamme keinen Halt bieten. Absichtlicher Anlegung oder größerer Glut, welche länger einzuwirken Zeit hat, vermögen sie natürlich keinen Widerstand zu leisten. Im allgemeinen hört man außerordentlich selten von Zufällen durch Feuer, was bei der Unvorsichtigkeit, mit welcher die Neger damit umgehen, gewiß wunderbar ist.

Vier $1\frac{1}{2}$—2 Meter lange Wände werden gegen vier als Eckpfeiler dienende, in die Erde gegrabene Stangen gelehnt und bilden den Hüttenraum, welchen ein giebelförmiges Dach deckt. Dies besteht aus einem Gerüst von gespaltenen Blattrippen der Ölpalme über welchem Blattfiedern schichtförmig in derselben Art befestigt werden, wie dies mit dem Stroh bei unseren Scheunen-

dächern geschieht. Das Dach ist gewöhnlich länger, als die eigentliche Hütte, so daß an der Thürseite ein auf Stangen ruhender Vorsprung entsteht, welcher dem Besitzer ein schattiges Plätzchen verschafft, das mehr als die Hütte selbst benutzt wird.

Meist erhebt sich der ganze Bau auf einem ca. 50 cm hohen, festgetretenen Lehmplateau, und betrachtet man ein aus solchem Hüttenkomplex bestehendes Dorf mit seinen Bananen- und

Fig 45.



Typus einer Negerhütte aus Schaften von Cyperus papyrus.

Maniokpflanzungen, seinen Ölpalmen, Affenbrotbäumen oder anderen Charakterpflanzen, so wird man fast immer einen angenehmen Eindruck erhalten. Die Wohnungen der Dorfobersten und Mächtigen bestehen aus mehreren verschieden großen, verschiedenen Zwecken dienenden Hütten, welche durch einen aus gleichem Material, wie die Wände derselben, bestehenden Zaun umfriedigt sind. Im Dorfe findet man außerdem noch eine

überdachte mehr oder weniger große, an den Seiten offene Beratungshalle und ab und zu besondere, religiösen Gebräuchen dienende Hütten. Die Form ist vom Ogowe bis nach Angola fast durchgehends viereckig.

Je mehr man sich dem felsigen Boden Angolas und Benguelas nähert, um so mehr verschwindet die elegante knappe saubere Hütte aus Grasschaften. In Novo Redondo fand ich die Hütten nur aus den Blattwedeln der Öl- oder auch der Kokospalme gemacht. Einzelne waren bereits rund, die meisten aber noch viereckig. Die Wedel waren mit dem Stammende in die Erde gesteckt und in gleicher Höhe eingeknickt, um dann mit dem oberen Teil nach einem in der Mitte stehenden Pfahl zusammengezogen und an ihm befestigt zu werden, wodurch die Hütte ein mehr zeltartiges Aussehen gewann. Die ineinandergreifenden Fiederblätter waren verflochten und mit Lehm beworfen, während mit den Wurzeln ausgerissene lange Grashalme das Dach deckten und den Regen abwehren sollten. Solche Dörfer machten einen verwahrlosten unangenehmen Eindruck.

Im Innern der Hütten findet man eine Lagerstätte, welche in günstigem Falle aus einem Gertengeflecht besteht, das auf 6 in die Erde gerammten und ca. 20 cm über den Boden ragenden Gabelästen ruht und mit einer Matte bedeckt ist. In seltenen Fällen sieht man ein Kopfpolster oder ein kleines Holzgestell für den Kopf darauf; gewöhnlich braucht der Neger kein solches, da er auf seinem Arm ruht. Meist verachtet er jedes künstliche Lager und nimmt mit dem Erdboden vorlieb. Weiter nach dem Süden, wo die Jagd ergiebiger ist, werden häufiger Tierfelle statt der Matten benutzt.

Tams (die portug. Besitzungen in Süd-West-Afrika S. 126) fand am Bengofluß, der nördlich von Loanda herabkommt, Negerhütten, welche unseren Pfahlbauten ähnlich waren; denn sie waren wegen des wasserreichen Bodens auf Pfählen erbaut und nur durch Kanoes zugänglich. Er glaubt, daß sie bloß in der regenlosen Zeit einen Fleck trockenen Landes in der nächsten

Umgebung haben konnten, woraus der, welcher afrikanische Verhältnisse kennt, einen Schluß auf die Luft und die Gesundheits-

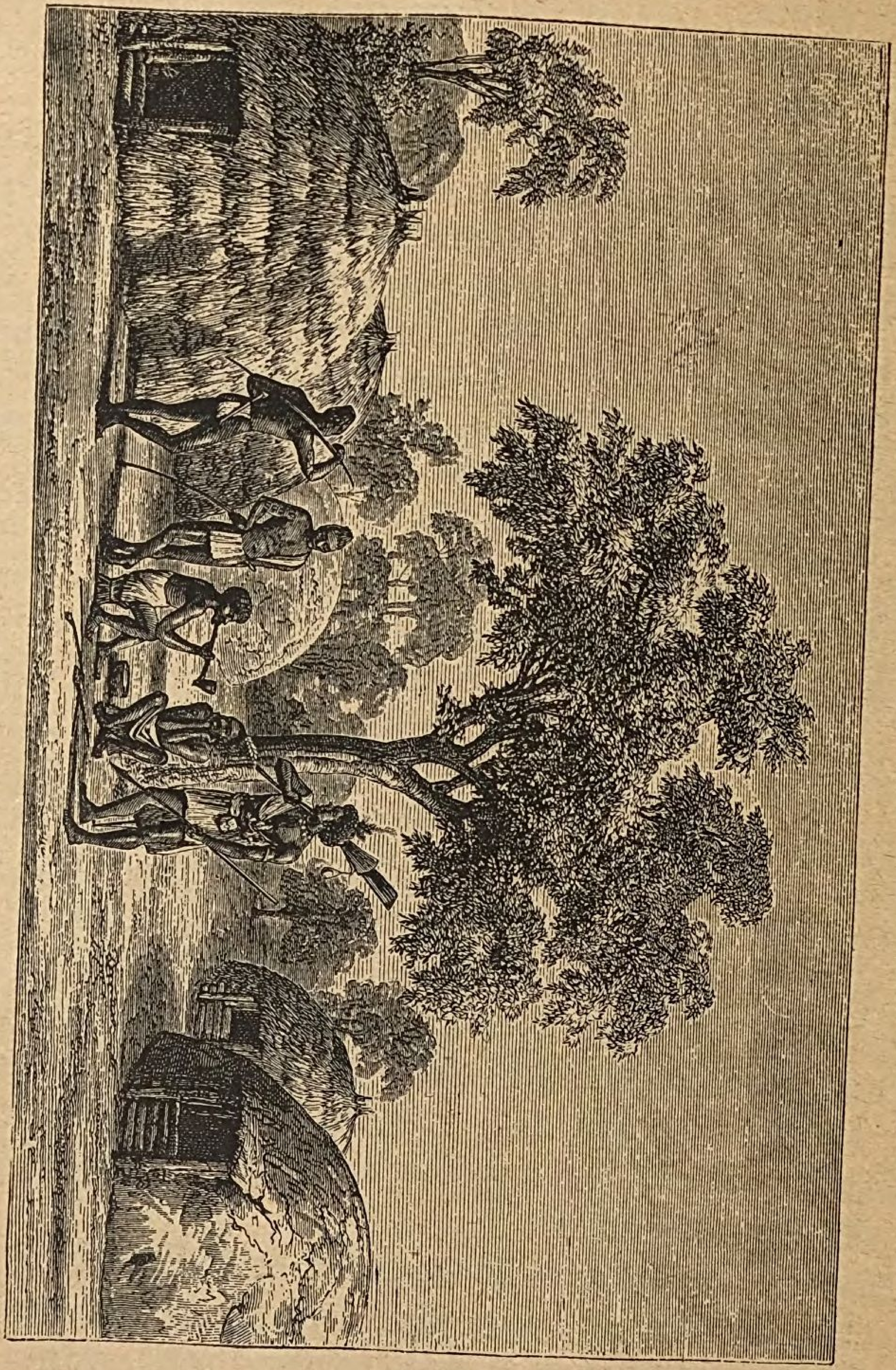


Fig. 46.

Runde Hütten der Mundombe. (Monteiro II. 185.)

verhältnisse daselbst ziehen kann. Vollkommene Pfahlhütten sind übrigens für Afrika nichts neues, denn Cameron fand solche mit Giebeldächern auf dem neuentdeckten Mohryasee in Urua, welche

uns R. Hartmann in „Die Völker Afrikas“ (Internationale wissenschaftliche Bibliothek 38. Bd. S. 103) in einer wohlgelungenen Abbildung vorführt.

Südlich vom Cunene bei den Owambo trafen Andersson und Francis Galton (Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika, S. 127) kreisrunde Häuser. Der untere Teil bestand aus Pfählen, die etwa 1 m aus dem Boden herausragten und mit Stricken untereinander verbunden waren. Mit den darüber befindlichen Schindeldächern sahen sie Bienenkörben nicht unähnlich und waren mit weißem Lehm beworfen, worunter wir jedenfalls Gips zu verstehen haben, der dort in reichlicher Menge vorkommt. Diese Wohnungen werden mit $2^1/_2$ m hohen Umzäunungen aus starken Pfählen umgeben, während die einzelnen Abteilungen der Behausung, die Wohnungen der Sklaven, die Viehställe, Vergnügungsplätze durch ähnliche Wände abgeteilt sind, so daß das Haus des Königs Nangoro ein vollkommenes Labyrinth darstellte, aus welchem man sich schwer oder gar nicht herausfinden konnte.

Pogge fand bei den Songo-Negern auf seiner Reise zum Muata Jamvo Bienenkorb-ähnliche ca. 2 m hohe Hütten, deren Gerüst aus Bambusstäben oder ziemlich langen, dünnen und biegsamen Bäumen dargestellt war, welche gebogen und mit beiden Enden in die Erde gesteckt wurden. Außen waren sie ringsherum mit parallelen Lagen von ähnlichen Stäben umwunden, und schließlich war das ganze Gerüst von trockenen Gräsern derartig bedeckt, daß das Dach selbst noch die Erde erreichte. Hinein führte ein über meterhoher Eingang, welcher durch eine daneben stehende Thür aus Rohr und Stroh verschlossen werden konnte. Aus ähnlichen Hütten bestand auch die Residenz des Muata Jamvo Mussumba, welche nach dem Tode jedes Königs neu angelegt wird. Auch hier spielten hohe geflochtene Zäune eine Rolle bei der Trennung der königlichen Hütten, die außerdem noch mit meterhohen Türmchen aus Stroh verziert waren. (s. Fig. 46.)

Ähnliche Hütten fand Monteiro bei den Mundombe in

Benguela, und auch die weiter im Innern wohnenden Stämme, z. B. die Kalunda, errichten backofenförmige Bauten. Noch weiter hinein fand Holub bei den Marutse Mabunda komplizierte Hütten mit mehreren konzentrisch gelegenen Räumen; doch liegt das Gebiet zu weit außer unserem Bereich, um näher darauf einzugehen. Jedenfalls wird aus dem Gesagten klar, daß, während im nördlichen Teil bis Novo Redondo der viereckige Bau die Regel war, wir von da ab südlich mehr und mehr die runde Form antreffen und gleichzeitig nicht mehr Schaftwände, sondern anfangs fachwerkartige Lehmwände, später bei den Owambo feste Pallisadenbauten finden.

Werfen wir noch einen Blick auf die europäischen Wohnungen, die längs der ganzen Küste zerstreut liegen, so richtet sich ihr Bau nach den Mitteln ihrer Besitzer. Wir finden da entweder solche, die dem Material der Gegend entsprechen, in welcher sie liegen, kunstlose Grasschaft- oder Bambusstabwände mit Blätterdach, oder Holz- und im südlichen Teil sogar Steinhäuser. Neuerdings bringt man auch eiserne mit allem Komfort versehene Häuser hinüber, doch fragt es sich, ob nicht die früheren primitiven Wände aus Grasschaften wegen der größeren Luftigkeit gesunder waren. Alle Wohnungen haben das Gemeinsame, daß sie einen freundlichen einladenden Anblick gewähren und von meist gastfreien, liebenswürdigen Händlern bewohnt sind. Hier und da weckt ein Taubenhaus und ein Hühnerstall Erinnerungen an heimische Landhäuser, doch rufen die allenthalben sich frei bewegenden Papageien und Affen unsere Phantasie schnell in das fremde Gebiet zurück.

Die Beförderung der Europäer geschicht vom Ogowe abwärts bis nach Angola in der Hängematte (Tipoja). Diese besteht aus einem festen länglich viereckigen Stück Zeug, an dessen oberem und unterem Ende Stricke angebracht sind, welche gewöhnlich an einer langen dicken Blattrippe der Weinpalme befestigt werden. Diese Tragstangen sind leicht und von ganz außerordentlicher Haltbarkeit, so daß sie bedeutende Lasten zu

Fig. 47.



Beförderung in der „tipoja“ Hängematte

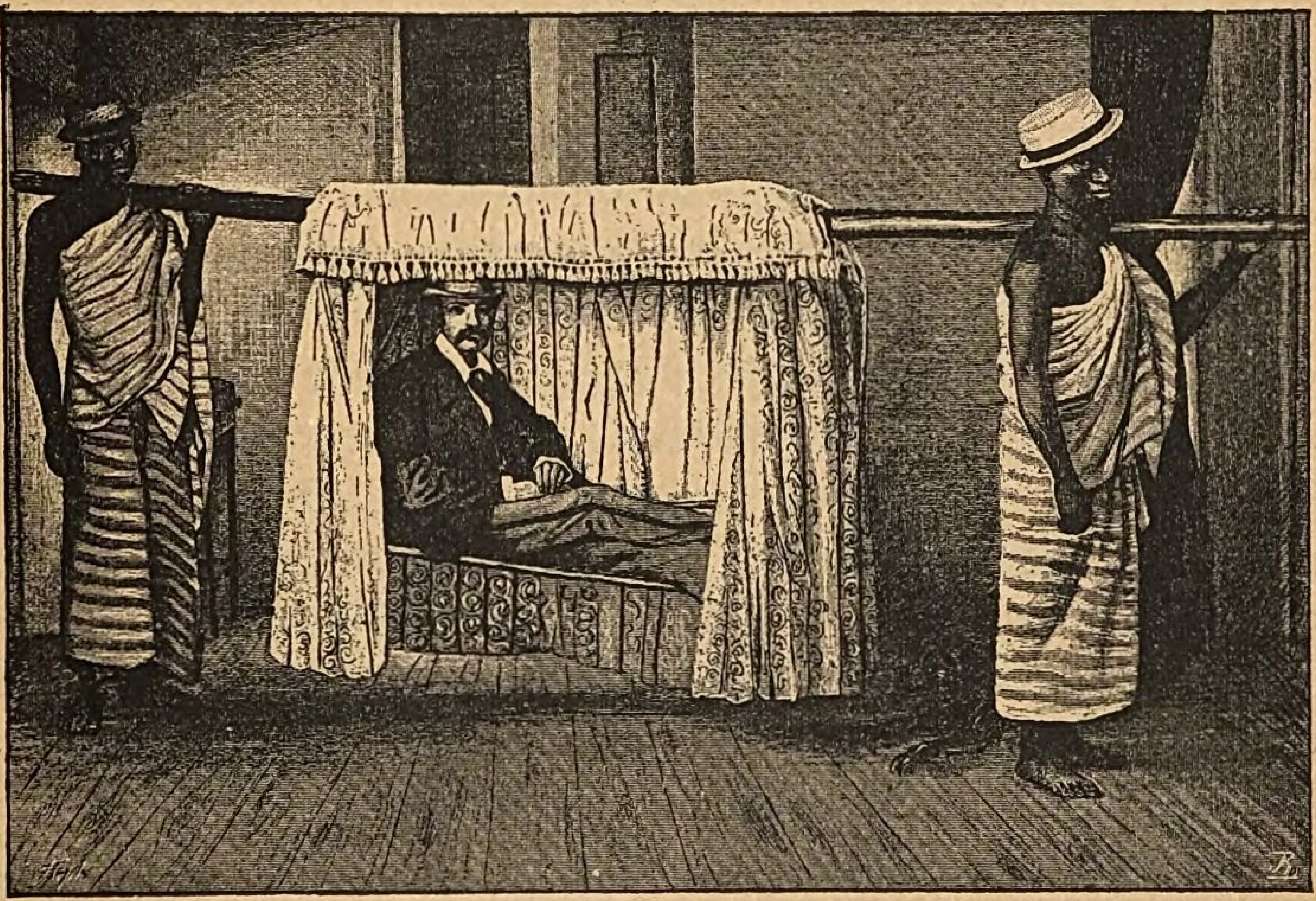
tragen imstande sind. Bei der Benutzung (s. Fig. 47.) werden die Enden derselben von zwei Negern auf die Schulter oder auf den Kopf genommen, indem vorher ein kleines rundes Polster aus irgendwelchem weichen Material untergeschoben wird. Der Weiße legt sich hinein, zwei oder vier Reserveträger, je nach der Länge der beabsichtigten Reise, gehen nebenher, andere Neger nehmen die Koffer, Büchsflinte oder Handelsprodukte an sich, und fort geht es in schnellem Trabe unter Pfeifen, Johlen und Schreien der gesamten Begleitung. Man bewegt sich auf diese Weise ebenso bequem als rasch ohne anzuhalten vorwärts, denn das Wechseln geht im Lauf vor sich und das Tipojatragen scheint eine den Negern angeborene Fertigkeit zu sein. Gegen den Sonnenschein legt man ein Stück Zeug, das von beiden Seiten über die Tipoja fällt, über die Stange. Die Sicherheit geübter Träger ist so groß, daß man sich ohne Unruhe über Flußläufe tragen läßt, welche so tief sind, daß das Wasser den Leuten bis an die Schultern reicht. Es kommt ganz ungemein selten vor, daß ein Träger die Stange vom Kopf oder von der Schulter abrutschen läßt, so daß der Beförderte recht unsanft den Boden berührt; ein Zufall, der schließlich von geringer Bedeutung ist, aber den Ungeschickten auf lange Zeit dem Spott und Hohn seiner Gefährten aussetzt. —

Angesehene Schwarze, Häuptlinge und Könige lassen sich von ihren Untergebenen gleichfalls tragen und bedienen sich entweder auch der Tipoja, oder aber sitzen in einem ovalen Korbe, dessen Boden ganz flach und dessen Ränder niedrig sind. Dann sind durch Schleifen an den Längsseiten zwei Stangen gesteckt, welche von vier Negern auf den Schultern getragen werden. Der Gebieter sitzt nun hoch erhaben, wie auf einem Thron, doch muß die Fortbewegung, wenn die Träger nicht sehr geübt sind, wenig angenehm sein. Pogge giebt in der Beschreibung seiner Reise zum Muata Jamvo ein Bild, das uns sehr hübsch einen so reisenden Häuptling vorführt.

In Angola bedient man sich einer anderen Trage (Machila),

welche fester und schwerer ist, als die Tipoja und einer kleinen getragenen Kutsche ähnlich sieht. An vier Stangen hängt ein breites Sitzbrett, das eine Rücklehne und eine Fußstütze, sowie Armlehnen hat, bis fast auf den Boden. An den Seiten und dem Dach sind Gardinen, welche ganz zugezogen und den innen Sitzenden vollständig den Blicken Neugieriger entziehen können. — Von Benguela ab wird das Reisen noch bequemer, indem man sich abge-

Fig. 48.



Beförderung in der Machila.

richteter Reitochsen bedienen kann, von denen man auch auf schwierigen Pfaden selten absteigt, während man in den Gebieten, wo nur Hängematten üblich sind, sich doch bei längeren Reisen in das Innere meist wird auf seine Füße verlassen müssen. —

Da die Frage der Fortbewegung sowohl des Reisenden als auch seines bedeutenden Gepäcks von weittragender Bedeutung für die Erforschung des Inneren von der Westküste aus ist, und auf die Eingeborenen des Landes selbst nicht gerechnet werden

kann, weil sie vor den Stämmen des Hinterlandes eine unglaubliche Furcht haben, so versuchte man einmal Neger aus entfernten Gegenden zu benutzen und außerdem Lasttiere hierher überzuführen. Nach den von der Loango-Expedition gemachten Erfahrungen dürften Neger, welche nicht aus Zanzibar genommen und gewissermaßen als ausgebildete Trägerkaste mit den Absichten Reisender seit Jahrzehnten vertraut sind, keinen schnelleren Erfolg versprechen, als die Eingeborenen an Ort und Stelle. Bei jedem Stamm wird man mit der gleichen Furcht, demselben Mißtrauen und derselben Unzuverlässigkeit zu kämpfen haben. Möglich, daß man sich, wie dies bei unseren Leuten aus Novo Redondo der Fall war, nach jahrelanger Mühe und Arbeit einen zuverlässigen Prozentsatz der angeworbenen Masse erzieht, doch wird derselbe in Vergleich zu dem Kosten- und Zeitaufwand zu gering ausfallen, um die Wiederholung des Versuchs raten zu können. Ebensowenig dürfte sich Einführung von Lastvieh empfehlen. Das verschiedene Futter und das andere Klima werden große Gefahren für das Leben desselben bringen. Wenn sich auch unsere Erfahrung auf Ochsen und Ziegen allein beschränkt, welche sämtlich erkrankten und bis auf einen überlebenden der ersteren alle starben, so dürfte für Pferde und Maultiere kaum ein besserer Erfolg vorauszusetzen sein, allenfalls noch für die anspruchslosen, genügsamen Esel. Der Versuch mit Elefanten, welcher bereits an der Ostküste mißglückte, dürfte zu kostspielig sein, um ihn an der Westküste zu wiederholen, zumal da er nach meiner Überzeugung nur das gleiche Resultat haben würde.

Für Reisen, die von der Küste ausgehen sollen, würde man also, wie dies Stanley mit Erfolg gethan hat, nur Menschen als Lastträger brauchen und zu solchen, wenn man mit der allmählichen Erziehung der Eingeborenen dazu keine Zeit verlieren will, entweder Zansibariten oder Kulis in Aussicht nehmen können.

Anders würde sich die Frage stellen, wenn man vom Süden aus jenseits des Randgebirges nach Norden vordringen wollte, da man sich dann keinen Augenblick besinnen würde, seine Reit-

und Zugochsen mitzunehmen; denn einmal ist das Hochplateau im Innern nach den Aussprüchen aller Reisenden überall gleichmäßig vorzüglich gesund, und dann ist die Nahrung auch mit wenigen Ausnahmen überall in guter Beschaffenheit und ausreichender Menge vorhanden. Die Annahme der für jetzt alleinigen Brauchbarkeit fremder Träger kann selbstverständlich nicht für alle Zeiten Giltigkeit haben, denn je mehr Reisen vom Westen aus unternommen und je mehr die Eingeborenen damit vertraut gemacht werden, um so eher wird ihnen das Verständnis dafür kommen, und dann werden sich auch ihre Vorurteile besiegen und sie selbst sich als Träger, so gut wie andere, brauchen lassen.

Wenn wir die Gebräuche der Neger betrachten wollen, so wird dies am besten in der Weise geschehen, daß wir das Leben eines Individuums von der Geburt bis zu seinem Tode vor unseren Augen abspielen lassen und seine Hauptepochen besonders ins Auge fassen. — Wird ein neues Menschenleben erwartet, so werden fast überall die Kinder aus dem Dorf, zum mindesten aus den angrenzenden Hütten fortgeschickt, und die Erwachsenen erheben, wenn es nötig ist, einen betäubenden Lärm, um die Schmerzensäußerungen der Betreffenden zu ersticken. In schweren Fällen erweisen erfahrene Frauen ihre Dienste, wenigstens ist mir nicht bekannt, daß die eingeborenen Ärzte anders als etwa zu Beschwörungen der Fetische außerhalb der Hütte zugezogen würden.

Von einer Sitte des künstlichen Deformierens der Köpfe, welche andere Völker, z. B. die Peruaner übten und die Lang- und Breitköpfe des äußersten Nordwestamerika noch üben, weiß man in Westafrika nichts. Allerdings erzählt Pogge (l. c. S. 242.): „Den Kindern vornehmer Eltern in Mussumba wird nach der Geburt häufig der Kopf zusammengedrückt, so daß der Hinterkopf monströs weit nach hinten steht. Den kleinen Kindern Muata Jamvos war der Kopf derartig breit (?) gedrückt, daß man glauben mochte, die Kinder seien als Mißgeburten zur

Welt gekommen.“ Sollte es aber nicht möglich sein, daß entweder hier eine normale Erscheinung unmittelbar nach der Geburt, oder eine spätere besonders ausgebildete Langköpfigkeit, denn das will Pogge wohl sagen, mit einer künstlichen Deformierung verwechselt wird?

Erblicken Zwillinge das Licht der Welt, so wird dies in einigen Gegenden für ein Unglück gehalten; die Hütte, in der es geschehen ist, wird verbrannt und die Frau gemieden; in anderen Gegenden, z. B. an der Loangoküste nicht. Dagegen ist das Erscheinen einer Mißgeburt überall ein Zeichen von übler Vorbedeutung, wofür eventuell bei entstehenden Seuchen, Hungersnot, Krieg und Überfall die unglückliche Mutter würde zu büßen haben. Jedenfalls wird das Kind vernichtet, und zwar an der Küste in der Weise, daß man dasselbe an einem Stromufer aussetzt, damit es von der Flut dahin mitgenommen werde, von wo es gekommen ist. Übrigens wendet man den Begriff der Mißgeburt auf kleinere Fehler nicht an, da ich Gelegenheit hatte, zwei Neger mit je 6 Fingern und 6 Zehen zu sehen, und ebensowenig fallen Albinos in die Kategorie, da sie nicht selten angetroffen werden und fast jeder Reisende von einem oder mehreren derselben, die er getroffen hat, zu berichten weiß. Vielleicht wird die Lebensrettung der letzteren durch den Umstand bedingt, daß ihr Fehler anfänglich nicht bemerkt wird, weil, wie früher erörtert worden ist, alle Kinder bei der Geburt eine helle rosige Färbung zeigen.

Die Kinder werden längere Zeit, gewöhnlich ein paar Monate, abgeschlossen von der Außenwelt in der Hütte gehalten und dann erst dem versammelten Dorfe und den Verwandten gezeigt, wobei sie unter gewissen Ceremonieen und unter Anwendung von Wasser einen Namen erhalten. Die erste Jugend der Kinder ist eine ungetrübte, da weder sie selbst noch ihre Eltern an Nahrungssorgen leiden und Kinder stets als Vermögenszuwachs der Familie und des Dorfes freudig begrüßt und mit Liebe behandelt werden. Krankheiten drohen ihnen nur in verschwindendem Maße, und so kann es nicht wunder nehmen, daß die Säuglinge stets einen

wohlgenährten, vergnügten, erfreulichen Anblick gewähren. Auch ihr weiteres Wachstum geht ohne strenge Zucht vor sich, da sie ja weder etwas zu lernen noch abgeschliffen zu werden brauchen. Nur wenn sie sich in die Missionsschulen oder in die Häuser der Europäer begeben, lernen sie den Ernst des Lebens etwas kennen; sonst bilden sie eigentlich nichts an sich aus, als eine gewisse

Fig. 49.



Ein Negerpaar.

Fertigkeit der Rede, was daher kommen mag, daß man ihnen nicht wie bei uns das ungefragte Sprechen verbietet. Es ist wirklich auffällig, mit welcher Sicherheit und Gewandtheit Kinder oft eine Sache verfechten, in der ihnen von Anderen ihrer Ansicht nach Unrecht zugefügt worden ist. Bemerkenswert ist, daß die Jugend nirgends Spiele oder Spielzeug kennt, doch ist dies andererseits wieder dadurch erklärlich, daß die Spielzeuge der zivilisierten Völker als Erziehungsmittel von besonders erfinderischen Köpfen

erdacht wurden und daß auch die Spiele im Freien zur Übung der Gewandtheit und Muskelkraft dienen, während bei wilden Völkern ersterer Zweck von selbst fortfällt und letzterer überflüssig ist, da sich hier bei dauerndem Aufenthalte im Freien die Muskeln von selbst stählen.

In einem gewissen Alter wird bei allen Knaben unter verschiedenen Zeremonieen und Festen die Operation ausgeführt, welcher die jüdischen Knaben bei uns noch heute unterworfen werden. Bei Mädchen wird der rätselhafte Vorgang, welcher sie zur herangewachsenen Jungfrau macht, gleichfalls nicht unbemerkt vorübergelassen. Sie werden in besondere Hütten abseits vom Dorfe geführt und müssen dort unter Beobachtung des üblichen Zeremoniells, wobei die Rotfärbung des ganzen Körpers mit Rotholzpulver eine große Rolle spielt, verschieden lange Zeit ausharren. Nach Ablauf derselben wird ihnen der intimere Umgang mit dem anderen Geschlecht nicht verwehrt, und ebenso erscheinen sie nun zur zukünftigen Hausfrau geeignet.

Inwieweit beim Neger unser Begriff der persönlichen Neigung, die wir in höchster Potenz Liebe nennen, zur Geltung kommt, läßt sich wohl kaum feststellen. Daß dieselbe in ausgebildeter Form vorhanden sein kann, wird man umsoweniger leugnen können, als ja selbst beim Tier eine Bevorzugung des Individuums und eine Werbung um die Gunst des anderen Geschlechts beobachtet wird. Zu romantischen Auswüchsen kann sie wohl deshalb nicht verwildern, weil der Verkehr ein freierer ist und die Polygamie dieselben gleichfalls hindert. Übrigens aber ist das Mädchen durchaus nicht bloß Ware, die von der Mutter oder dem Onkel, welcher größere Rechte als der Vater besitzt, an den Meistbietenden verkauft wird; sondern sie hat ein bedeutendes Wort mitzureden und entzieht sich bei Meinungsverschiedenheit allen Überredungskünsten durch die Flucht zu dem Mann ihrer Wahl. Hat sie ihm das Essen einmal in seiner Hütte gekocht, so gehört sie ihm.

Im allgemeinen hört man von großen Festen und beson-

deren Förmlichkeiten bei der Eheschließung nicht, nur bei angesehenen Negern werden in einigen Fällen die Betreffenden unter bestimmten Feierlichkeiten durch die Fetischpriester zusammengegeben und erhalten je einen kunstvollen kupfernen oder eisernen Armring, Lembe genannt, welcher sie auf immer aneinander fesselt. Sonst ist das Eheband ein mehr lockeres, das auf gegenseitiges Übereinkommen ebensoschnell gelöst wird, als es geschlossen wurde, besonders wenn die Frau kinderlos bleibt, was nicht nur für ein Unglück, sondern für eine Schande angesehen wird.

Sind auch mehrere Frauen erlaubt, so findet sich doch nur der reichere Neger in der Lage, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen, während der ärmere sich mit einer Ehehälfte begnügt. Da jede Frau ihre eigene Hütte hat und meist noch, um sich zu gewissen Zeiten absondern zu können, eines zweiten Raumes bedarf, so versteht sich, trotz aller Bedürfnislosigkeit an Kleidung und Utensilien, diese Genügsamkeit vollkommen.

Was die Thätigkeit beider Geschlechter betrifft, so ist dieselbe eine durch die Sitte für jedes fest begrenzte. Der Mann besorgt den Hüttenbau, geht auf den Fischfang und die Jagd, zieht in den Krieg, verdingt sich als Träger und geht mit den Landesprodukten auf den großen Handel aus; die Frau dagegen beackert die Felder, sorgt für Kinder und Wirtschaft und steht dem kleinen Handel auf dem Markte vor.

Gehen wir auf die einzelnen Arbeiten näher ein, so können wir gleich auf den Fischfang übergehen, da der Hüttenbau schon behandelt wurde. Das Fischen ist an der Küste wegen der häufig schweren Brandung, und in den Flüssen wegen ihrer reißenden Geschwindigkeit, der darin verborgen liegenden Baumstämme und der Krokodile sehr beschwerlich. Man bedient sich dazu großer und kleiner Netze, der Angeln und geflochtener Körbe. Wo sich in Flußläufen der Einfluß der Flut geltend macht, leitet man das Hochwasser in vorher angelegte kleine Gräben, deren Ausgang man beim Eintritt der Ebbe mit Flechtwerk

verstellt, so daß die hineingelangten Fische auf dem Trockenen zurückbleiben und zur leichten Beute werden. Wenn sie als Köder Maniokwurzeln bis zu ihrem Zerfall in solchen Gräben wässern lassen, so finden sie meist ihre Mühe reichlich belohnt. In einzelnen Gegenden übt man das Betäuben der Fische durch Pulver einer zerstoßenen Palmfrucht. Lenz fand diese Methode am Ogowe vielfach verbreitet und rühmt für kleine Fische und in kleineren Gewässern den Erfolg.

Während der Fang an der Küste wegen der schweren Brandung im allgemeinen unbedeutend ist, kann sich Mossamedes eines ungeheueren Fischreichtums rühmen. Monteiro erzählt (l. c. II 217): als er eines Tages mehr als eine Meile Weges am Strande daselbst gemacht habe, hätte er auf der ganzen Strecke in dem ruhigen Wasser einen etwa fußlangen schmalen Fisch in unzähliger Menge so dicht bei einander gesehen, daß sie sich fast berührten und bis an den Strand mit den Mäulern vorschoben. Wahrscheinlich handelte es sich hier um Heringe, die wir auch an der Loangoküste einmal in großen Schulen ankommen sahen, so daß die Fischer ganze Berge davon am Strande aufhäufen konnten. Außerdem fängt man an der Küste von Mossamedes aber noch einen großen „Cassão" genannten Fisch, aus dessen Leber man Öl gewinnt, und der in so großen Mengen gedörrt wird, daß sich die meisten Händler der Küste zur Ernährung ihrer Leute damit versorgen. Man fängt ihn mit Angeln aus großer Tiefe; in guter Zeit sollen Boote jede Nacht zwischen 100 und 300 davon ans Land bringen.

Die Kanoes, welche an der Küste benutzt werden, sind ebenso wie die Ruder von verschiedener Form. Die gewöhnlichsten bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen mit flachem Boden und vermögen zwischen 10 und 20 Neger aufzunehmen. Natürlich ist die sachgemäße Behauung des Bodens und der Seitenwände von größter Bedeutung. Ich erinnere mich noch mit großem Vergnügen, daß einer unserer Reisegefährten, der auch amerikanische Kanoes gesehen hatte, behauptete, die Neger verständen keine

vernünftigen Fahrzeuge zu bauen, er würde dafür sorgen, daß ein ordentlich behauenes zu unserer Verfügung stände. Da wurde nun bald an einem großen Stamm gearbeitet, bis er eine genügende Öffnung und eine ziemlich runde Außenfläche zeigte. Schwer war die Arbeit insofern nicht, als zu dem Zweck das faserige, sehr weiche Holz des Affenbrotbaumes gewöhnlich verwendet wird. Schließlich sah das Ganze wohl aus wie ein Kanoe, war aber doch keins. Die erste Probefahrt, welche Dr. Güßfeld und ich mit 2 Schwarzen auf den Lagunen hinter der Station unternahmen, lief zwar dadurch, daß wir uns alle auf den Boden kauerten und den Schwerpunkt balancieren halfen, noch gut ab, doch dankten wir Gott, als wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Als ich aber am nächsten Tage mit 2 Schwarzen einen Jagdausflug unternahm, um unsere Sammlungen zu vermehren, und eben einen Vogel geschossen hatte, beugten sich meine Begleiter nach derselben Seite, um zu sehen, wohin er gefallen sei, und in demselben Augenblick schlug das Kanoe um, so daß wir alle drei kopfüber ins Wasser stürzten. Wir entstiegen dem unfreiwilligen Bade unter Rettung der Büchsflinte, die ich nicht aus der Hand gelassen hatte, zwar glücklich, aber in fürchterlichem Zustande und ließen seitdem das Kunstwerk unbenutzt als Wahrzeichen dafür liegen, daß es immer falsch ist, die Erfahrungen der Eingeborenen zu mißachten.

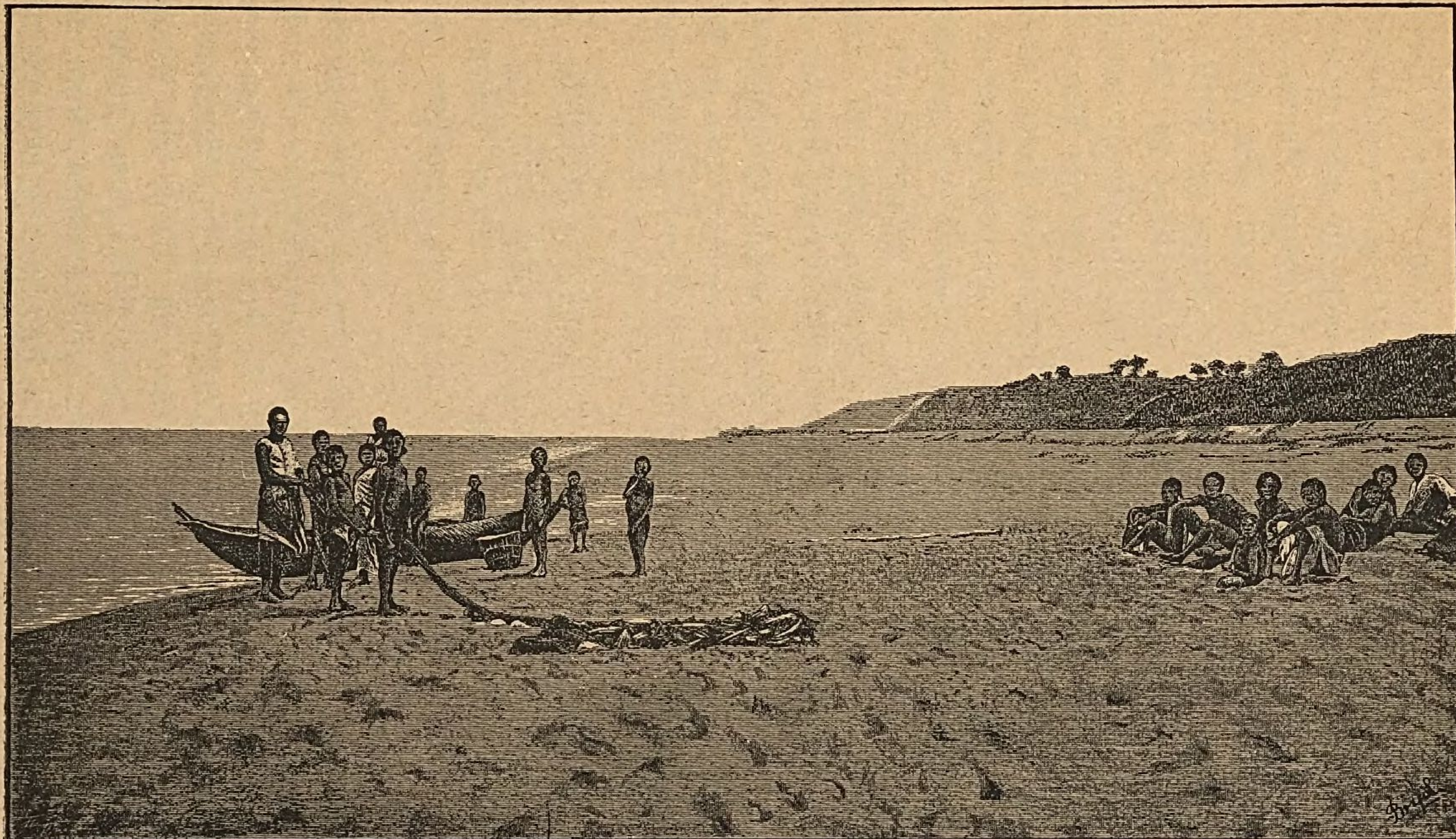
In den guten großen Kanoes können viele Insassen aufrecht stehen und hin- und hergehen, ohne daß ein Schwanken und noch viel weniger ein Kentern zu befürchten wäre. Die Fortbewegung geschieht meist in der Weise, daß die Ruderer beiderseits auf dem Rande des Kanoes sitzen, mit beiden Händen das kurzstielige Ruder fassen, nach vorn in das Wasser einstechen und es mit kurzem Ruck nach hinten werfen. Die Zahl der Würfe in der Minute ist sehr verschieden, je nach der Autorität des beförderten Herrn. Immer wieder erfordert der erlahmende Eifer erneute Anregung, wenn man namentlich stromaufwärts von der Stelle kommen will. Erhält man die Neger bei guter

Laune, so ist unter einem taktförmigen Gesang, der meist den Weißen selbst betrifft und gewöhnlich seine schwachen Seiten behandelt, die Geschwindigkeit der Fortbewegung beträchtlich, vorzüglich wenn durch Jagderfolge der gute Wille verdoppelt wird.

Die Ruder sind am untern Ende herzförmig, oval, halbkreisförmig, wie es eben der Geschmack und die Mode einer Gegend mit sich bringt. Das Durchführen der Kanoes durch die Brandung erfordert meist die Unterstützung Vieler, welche es nach einer überstürzenden Welle, wenn man eine Reihe nicht allzuhoher Wellenberge hintereinander sich nähern sieht, schnell weit hinein ins Wasser schieben und den Ruderern dann ermunternde Zurufe zum Anspannen aller Kräfte zukommen lassen, um gefahrloses Wasser zu erreichen. Häufig genug gelingt dies nicht, man sieht die überstürzende Welle kommen und gleichzeitig alle Insassen das Kanoe kopfüber freiwillig verlassen, um nicht etwa bei dem Zurückstürzen desselben an den Strand von ihm getroffen zu werden.

Eine sehr eigentümliche Form von Kanoes sah ich bei Quizembo und Ambriz. Es sind dies eigentlich zwei mit der einen in mehr gerader Linie behauenen Längsseite aneinander genähte Fahrzeuge, welche somit den Querschnitt einer liegenden drei ◡◡ darbieten. Sie sollen sich für die dortige Brandung vorzüglich bewähren und können gelegentlich, z. B. bei hoher See getrennt werden, um einzeln den Strand zu erreichen. Sie schienen mit großer Leichtigkeit gehandhabt zu werden, und man sah bei jeder Neigung das eingekommene Wasser hinten oder vorn von selbst wieder ausfließen. Oben waren sie ziemlich weit nach der Mitte zu geschlossen, so daß nur eine mäßig große Öffnung beiderseits blieb. Der Ruderer saß auf der sie trennenden Wand und hatte somit jedes Bein in einem besonderen Kanoe. — Noch viel eigentümlicher waren aber die Fahrzeuge in Novo Redondo, wo ein großer Mangel an jeglichem Holz sehr fühlbar ist und die Händler täglich kleine Reisigmengen für Perlen und Rum einzutauschen pflegen. Weit entfernt davon, daß, wie vorhin

Fig. 50.



Beim Fischfang an der „Loango-Küste“

bei Ambriz, das Kanoe sich verdoppelt hätte, war es hier vielmehr halbiert. Von dem Baum Bimba (Herminiera Elaphroxylon) waren gleichstarke rutenartige Zweige so miteinander verflochten, daß sie die Form eines halben breiten Bootes zeigten, das vorn spitz zuging und hinten offen war. Der Boden bestand aus einer doppelten Lage, auf welcher ein Geflecht von Palmblattrippen lag. Dieses Holz ist so leicht wie Kork und schwimmt, während das Wasser hindurch streicht, so vorzüglich, daß es bei der Belastung durch einen erwachsenen Neger kaum merklich in dasselbe taucht. Man bedient sich dieser „Bimba“, wie auch das Fahrzeug heißt, sowohl' auf dem Meere als auf den Flußläufen bis nach Benguela; sehr ähnliche Fahrzeuge aus demselben Material baut man auch am weißen Nil, wo man es Ambadj-Holz nennt. In Bornu werden Flöße aus Kürbisschalen verfertigt, um dem kleineren Verkehr zu dienen. —

Der Bimba-Baum wächst in stagnierendem Sumpfwasser, ist etwa 6 m hoch, mit Dornen besetzt und erreicht $^1/_2$ m im Durchmesser. Seine schönen breiten Blüten sind von glänzend orangegelber Farbe.

Endlich sah Andersson im Ovambolande Rohrflöße, wenn es an Holz fehlte. Die Eingeborenen saßen dann auf einem großen und breiten Bündel Rohr, das mit kurzen Seitenlehnen aus demselben Material versehen war, und vermochten so sich gut auf den Flüssen zu bewegen. —

Eine weitere Beschäftigung des Mannes ist die Jagd, welche an der Küste höchstens von der Südgrenze Angolas ab noch ergiebig ist, eigentlich aber erst einige Meilen weit nach dem Innern zu anfängt. Vom Ogowe bis zum Kongo sind Antilopen für die Europäer ein seltener Braten und Büffel ein Ereignis, während die Schilderungen des Lord Mayo vom Cunene das Herz jeden Jägers mit Sehnsucht erfüllen müssen, denn außer sämtlichen Antilopen in unzähligen Rudeln trifft man allerorten auf seiner Karte die Angabe von Löwen und Leoparden, Elefanten,

Giraffen, Rhinozerossen und Zebras. Dort würde mancher Reisende, dem es nur um den Sport zu thun ist, sein Feld finden. Bei der Jagd verfahren die Neger mit angeborener Schlauheit und zeigen häufig eine wunderbare Spürkraft. Nur in der Jugend lassen sie sich vielleicht durch blinden Eifer fortreißen, später kann man sich auf ihre Ruhe und Umsicht immer verlassen. Auf einer Reise durch Loango lernte ich einen Neger kennen, der vor einigen Jahren einen Negerkopf für eine Antilope gehalten und nur zu gut getroffen hatte, wodurch er Sklave der Familie wurde, welcher er in dem männlichen Sproß einen Teil ihrer Arbeitskraft, also ihres Vermögens entrissen hatte. Er begleitete Dr. Pechuel und mich auf einer nächtlichen Pürschjagd, und ich sehe ihn noch, wie er bald lautlos durch die dürren Halme schlich, bald regungslos, ein Bein in der Luft, nach einer Richtung lauschte, bald durch leises Klopfen an ein Asche-Beutelchen die Windrichtung zu erkennen suchte, um uns dem Wilde, dessen Standort er kannte, nahe zu bringen. Wirklich kam eine Leucoryx-Antilope zu Schuß, doch verschwand sie im Urwalde, so daß sie unwiederbringlich verloren schien. Wir sahen nirgends Schweiß und fürchteten schon, gefehlt zu haben, als ein Jubelschrei unseres Begleiters uns vom Gegenteil belehrte und uns nach vieler Mühe durch das dornige Dickicht zu ihm und der Beute bringen half. —

Über die Kalunda, einen Jägerstamm, den Pogge auf seiner Reise berührte, schreibt er (l. c. S. 234) folgendes: „Der Jäger trägt seine Pfeile regelmäßig in der Hand. Bei Jagden benutzen die Eingeborenen meistens den eisernen Pfeil mit Widerhaken. Dem Jäger kommt es darauf an, daß seine Waffe in der Wunde stecken bleibt und viel Schweiß verursacht. Wenn der Jäger denselben reichlich findet, so kommt er durch beharrliche Verfolgung und durch sein Talent des Spürens, welches mit dem eines guten Schweißhundes zu vergleichen ist, meistens in Besitz des Wildes. Er schleicht sich fortwährend dem kranken Tiere wieder an und verwundet es dann weiter mit neuen

Pfeilen. Ein gut gezielter Schuß auf Distanzen von 20—30 Schritt durchbohrt den Körper eines kleinen Stück Wildes, wenn der Pfeil nicht auf den Knochen stößt. Der Neger hat die Gewohnheit, sich möglichst nahe an das Wild zu schleichen, was ihm meistens durch seine Geduld, seine Geschwindigkeit im Kriechen auf allen Vieren und sein schwarzes Kleid gelingt."

In einzelnen Gegenden sucht man Dickhäuter und Antilopen in Fallgruben zu fangen. Am Kuilu erzählte man uns, daß man den Flußpferden ihre Weidewege durch Gruben unterbreche, doch sahen wir keine, auch schien uns die Arbeit geringen Erfolg zu versprechen, denn nach den vielen Ausstiegen, welche an den Flußufern überall sichtbar waren, mußten die Tiere regellos ans Land gehen und konnten keinen bestimmten Wechsel in unserem Sinne haben. Fallharpunen und Selbstschüsse, welche Andersson im südlichen Afrika üblich fand, wurden bisher von keinem Reisenden unseres Gebietes beobachtet. Möglich wäre es, daß die Ovambo die Sitte schon von ihren südlichen Nachbarn angenommen hätten.

Der Hund, welcher wohl für den größten Teil Afrikas derselbe ist, hat eine hellgelbe oder graue Farbe, spitzen Kopf, ebensolche hochstehende Ohren, glatthaariges Fell und etwa die Größe eines Dorfspitzes. Die Abbildung, welche Schweinfurth (The heart of Afr. II. p. 15) vom Niam-Niamhunde giebt, könnte ebensogut das Porträt eines von mir an der Westküste gesehenen oder von anderen Reisenden anderwärts beschriebenen Exemplars sein, nur ist jener außerordentlich wohlgenährt, während ich dort nur ganz elende abgemagerte Tiere fand. Daß sie indessen bei gutem Futter sich diesem Bilde in der Figur anzupassen vermögen, bewiesen die von uns nach Europa übergeführten Exemplare, welche ich nach einigen Monaten wegen ihrer Wohlbeleibtheit im zoologischen Garten kaum wiedererkannte. Wahr ist es, daß sie als Spürhunde absolut unbrauchbar sind, doch können sie immerhin für die Jagd einigen Nutzen gewähren, wie ich mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ich wohnte nämlich einigen Treibjagden bei, wie sie sich in Loango bei den auf freien Flächen zerstreut vorkommenden kleinen Buschwäldern recht empfehlen, bei denen die als Treiber dienenden Schwarzen ihre Hunde mitgenommen und ihnen größere Schellen und Glocken umgehängt hatten. Der Lärm, der nun durch Schlagen mit Stöcken, Bellen, Rufen und Klingeln bedingt wurde, war so groß, daß alles Wild, was im Walde gewesen wäre, sich gewiß beeilt hätte zu entkommen. Leider war immer wenig darin und, was darin war, entkam wirklich, da es, wie immer in solchen Fällen, die richtige Stelle dazu wählte. Der Vorzug, sich bei Treibjagden der Hunde zu bedienen, besteht darin, daß sie überall noch in das tiefe Dickicht, welches auch dem Neger unzugänglich bleiben würde, hinein kommen.

Ein paar sonderbare Jagdarten verdienen noch erwähnt zu werden, nämlich die Art, wie man Krokodile und Ratten zu fangen pflegt. Für erstere bedient man sich einmal großer eiserner Angeln, wie sie für Haifische bekannt sind, ferner aber baut man bis dicht ans Wasser mit Pfählen oder Brettern gewissermaßen eine enge Sackgasse, deren blindes Ende eine lebende kleine Ziege oder sonst ein schreiendes Wesen enthält. Verläßt nun der gefräßige Saurier das Flußbett und schiebt sich bis zur Beute vor, so fällt durch eine einfache Vorrichtung hinter ihm die Fallthüre zu und er ist, weil er sich nicht umdrehen kann, verloren.

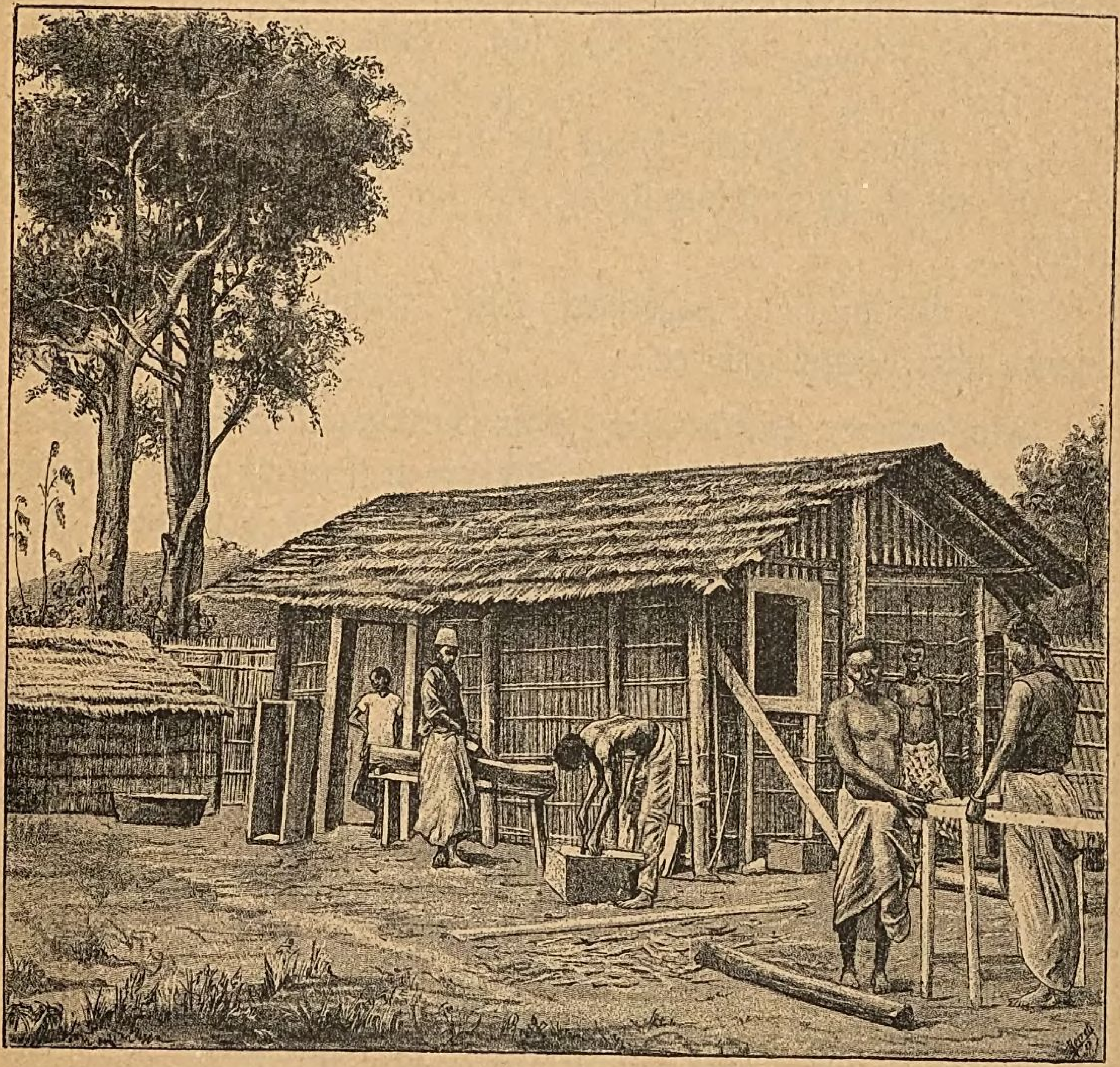
Ratten habe ich zwar auch durch recht sinnreiche Vorrichtungen mittelst Schlingen fangen sehen, doch war mir die von Monteiro (l. c. I 297) beschriebene und abgebildete Methode unbekannt. Er erzählt, wie die Eingeborenen von Ambriz und Mushikongo, welche wie alle Neger Ratten und Mäuse zu den Leckerbissen zählen, nach dem alljährlichen Abbrennen des Grases mit Hacken, kleinen Bogen und Pfeilen auf Rattenjagd ausziehen. Man stellt dabei ein langes, niedriges, dichtes Gitter auf, das in gewissen Zwischenräumen kleine Öffnungen hat, an welche von einer Seite lange, aus weidenähnlichen Ruten geflochtene

Trichter befestigt sind; in diese fliehen die Ratten zu drei, vier und mehr Stück hinein, keilen sich ineinander, beißen sich fest und fallen ihren Verfolgern leicht zur Beute. Der Waidmann wird vielleicht dagegen protestieren, dies noch Jagd zu nennen, der Neger hat für solche Unterschiede aber noch kein Verständnis.

Eine andere Arbeit der Männer ist das Schmiedehandwerk, welches allerdings nur von Wenigen ausgeübt wird. Bei vielen Stämmen sind die Priester damit betraut und Blasebälge gelten oft als geheimnisvolle Kräfte, als Fetisch, so daß es nicht immer leicht ist, sie zu erhalten. Wir waren so glücklich, einen solchen an das hiesige Museum einsenden zu können, den Dr. Güßfeldt auf seiner Reise den Nhangafluß aufwärts erworben hatte. Von den als Schmiede berühmten Stämmen sind im Norden unseres Gebietes die Osaka am Ogowe zu nennen, welche Lenz (l. c. S. 274) folgendermaßen schildert: „Ursprünglich stellten sie das Eisen selbst dar, und zwar aus den roten thonigen Eisensteinkonkretionen, die überall in der alles bedeckenden Lehmschicht stecken. Erstaunt war ich, zu sehen, daß Leute, die nie mit Europäern zusammengekommen sind, den Vorteil kennen, welchen Holzkohle beim Schmelzprozeß gegenüber dem gewöhnlichen Holz gewährt. Die Kohle stellt man aus einem sehr harten Holz dar, welches in Meilern aufgerichtet wird, die von außen mit Erde und Laub bedeckt werden, während das Holz inwendig langsam verkohlt. Schmelzöfen, wie sie Schweinfurth von den weiter im Osten wohnenden Stämmen abbildet und beschreibt, fand ich nirgends, wohl aber ist jener eigentümliche Blasebalg bekannt, der sich auch im übrigen Afrika immer wieder findet. Derselbe besteht aus einem kleinen ausgehöhlten hölzernen Doppeltrog, der sich nach einer Richtung hin in zwei Röhren verlängert, deren vorderes Ende gewöhnlich mit Eisen ausgekleidet ist. Die Öffnungen des Doppeltroges werden mit einem Fell locker überzogen, an welchem kleine Holzgriffe befestigt sind. Durch häufiges und rasches Auf- und Niedergehen der Decke wird ein Luftstrom erzeugt, der durch die verlängerten Röhren

direkt in das Feuer geht". Die Osaka haben auch einen aus einem Stück Eisen bestehenden Ambos, der mit dem dünneren Ende in die Erde gesteckt wird, und auf welchem alle möglichen Formen von Speer- und Lanzenspitzen, Messern und Glocken hergestellt werden.

Fig. 51.



Schwarze Zimmerleute aus Cabinda.

Dagegen fand Schütt (Reisen im südwestlichen Becken des Kongo, S. 132) bei den Kioko zwischen dem Kuango und Kassai kleine Schmelzöfen, welche aus weißer Thonerde gemacht waren und Maulwurfshaufen glichen. Im Innern ging ein geneigter Kanal abwärts. Die Kioko sind als tüchtige Schmiede auch den

umwohnenden Stämmen bekannt und werden von ihnen sehr gesucht. So kommt es, daß sie gewissermaßen aufs Wandern gehen und allenthalben ihr Handwerk ausübend gefunden werden, ähnlich wie die Kabindaneger sich als Zimmerleute und Köche an der ganzen Küste verdingen.

Die Kunst des Zimmermanns ist bei den primitiven Werkzeugen und den eisenharten Hölzern gewiß ebenso schwierig, wie die des Schmiedes; auf dem beigefügten Bilde sehen wir einige bei der Arbeit, einen Tisch für die Loango-Expedition fertig zu stellen. Auch die dahinterstehende Hütte ist ihr Werk, doch wurde unsere Geduld bis zu ihrer Einweihung auf eine unendlich harte Probe gestellt.

Die Kioko sind außerdem noch wegen ihrer künstlichen Bienenzucht bemerkenswert.

Ein anderer seit langen Zeiten berühmter Schmiedeplatz ist Cazengo am Kuanza, etwa 6 Tagereisen jenseits des Lucalla. Früher wurde das Eisen dort direkt aus Erzen gewonnen, jetzt macht man es sich bequemer und formt europäisches Eisen einfach in die gewünschten Instrumente um.

Die Landarbeit ist Sache der Frau, und noch dazu keine leichte, denn weder Pferd noch Pflug noch Rechen hilft ihr dabei, sondern sie ist einzig und allein auf eine kurzstielige Hacke angewiesen. Diese besteht aus einem runden oder blattförmigen Eisen von Handgröße, dessen spitzes Ende in den Knorren eines etwa $^1/_2$ Meter langen Stieles eingetrieben ist. In einzelnen Gegenden ist statt der einstieligen eine zweistielige Hacke in Gebrauch, bei welcher von dem Knorren zwei gleichlange Äste entspringen, die dann natürlich von beiden Händen geführt werden. Zunächst wird der Boden von Gras und Busch gereinigt, wozu oft Manneskräfte kaum zu reichen scheinen. Das Gestrüpp wird dann zu einzelnen Haufen aufgetürmt und, wenn diese trocken sind, verbrannt, indem die Asche gleich als Düngemittel dient.

Zu den Maniokpflanzungen wird der Boden reihenweise etwa

25 Centimeter tief aufgehackt und die darausgewonnene Erde nach einer Seite aufgehäuft, so daß lauter parallele Hügel und Gräben aufeinander folgen. Bei anderen Stämmen werden einzelne kleine Hügel aufgetürmt, in welche dann in gewissen Zwischenräumen jedesmal zwei bis drei $^1/_4$—$^1/_2$ Meter lange Maniokstengel zu Beginn der Regenzeit gesteckt werden. Diese wachsen mit großer Geschwindigkeit und bilden georginenähnliche Knollen, welche man während mehrerer Jahre, doch höchstens bis zum sechsten, wo sie verholzen und ungenießbar werden, abernten kann. Solche Maniokfelder sind wegen ihrer krummen ca. 2 Meter hohen und etwa zwei Finger starken durcheinander gewirrten Stengel, ganz abgesehen von dem einem Kartoffelfelde gleichenden Boden, sehr schwierig zu passieren, und hat man sich, um einen Umweg zu sparen, hineinbegeben, so dankt man dem Himmel, wenn man glücklich wieder heraus ist. — Das Pflanzen von Mais, Bohnen und Sorghum ist weniger mühsam, muß aber dafür um so häufiger geschehen. Wir erzielten in Tschintschotscho auf frisch urbar gemachtem Acker vom Mais drei Ernten in einem Jahre.

Bei der Feldarbeit liegt den Frauen natürlich die Sorge für die Kinder ob, welche sie dabei entweder, wie die Abbildung (52) zeigt, auf dem Rücken tragen oder im Schatten von Buschwerk und großen Bäumen, die immer ungefällt bleiben, sich selbst überlassen. Außerdem bleibt ihnen nicht nur die Sorge für die Ernährung, die meist vorzügliche Bereitung der Nationalgerichte, sondern zum großen Teil auch die Beschaffung der Genußmittel, sowie der nötigen Kleidung durch Tauschhandel mit den Europäern überlassen. Übrigens werden auch die großen Märkte im Innern, von denen die glücklichen Reisenden, welchen die Durchquerung Afrikas gelang, oder die das Zentralbecken des Kongo erreichten, mehrfach berichten, auch meist von den Frauen abgehalten. Eine vorzügliche Schilderung davon hat uns neuerdings mein früherer Gefährte Dr. Pechuel-Lösche über eine solche Kitanda am oberen Kongo, welcher er bei Gelegenheit seiner

letzten Reise beiwohnte, in folgenden Worten gegeben. (Siehe Gartenlaube 1883, Nr. 20. 21.)

„Zu diesen Märkten kommen Tausende von Eingeborenen aus der Nachbarschaft und ferneren Gegenden zusammen, um unter sich Feldfrüchte, Haustiere und sonstige Nahrungsmittel, sowie Werkzeuge und Geräte auszutauschen. Selbstverständlich spielen Frauen die Hauptrolle. Es finden sich aber auch viele Männer ein, Angehörige aller Schichten der Bevölkerung. Bekanntschaften werden angeknüpft, interessante Neuigkeiten besprochen; man zeigt sich im Staate, man schwatzt und lacht, ißt und trinkt miteinander, handelt und amüsiert sich. So gewinnt eine Kitanda zugleich den Charakter eines eigenartigen Volksfestes. Durch einen Marktmeister wird auf dem Platze die Ordnung streng aufrecht erhalten, jeder Streit sofort geschlichtet. Verpönt sind alle Vorkommnisse, welche den öffentlichen Frieden stören, eine Panik der erregten Menschenmenge erzeugen könnten, und schwer geahndet werden Prügeleien oder schlimmere Vorfälle. Daher bleibt das lärmende Treiben, das tolle Gedränge der Marktbesucher geradezu musterhaft harmlos, und ein Bruch des Marktfriedens ist ein die ganze Gegend für lange Zeit aufregendes Ereignis. —

Die Kitanden wiederholen sich regelmäßig in schneller Folge, in größeren, dicht bevölkerten Distrikten sogar Tag für Tag. In diesem Falle wechseln sie an verschiedenen Orten ab. Die Sammelplätze liegen stets auf Höhen, selten unmittelbar neben Dörfern, niemals innerhalb derselben. Diesmal mochten ungefähr tausend Weiber versammelt sein. Die Verkäuferinnen hatten sich auf die Erde gesetzt und ihre Waren in den landesüblichen, aus Ölpalmenwedeln geflochtenen langen und schmalen Körben, in bis einen Meter im Durchmesser haltenden flachen Strohschüsseln und Holztrögen rings um sich ausgelegt. Da gab es leckere Bananen, köstliche Ananas, feurigrote Amomumfrüchte, Erdnüsse, Hühner, Eier, Kohl und sogar römischen Salat, der wahrscheinlich von den portugiesischen Kolonieen im Süden bis

hierher vorgedrungen war. In überwiegender Menge fanden wir jedoch die Wurzelknollen und die aus diesen bereiteten Präparate der überaus nützlichen Maniokpflanze zum Verkauf gestellt. An einer andern Stelle boten die Töpferfrauen ihre Er-

Fig. 52.



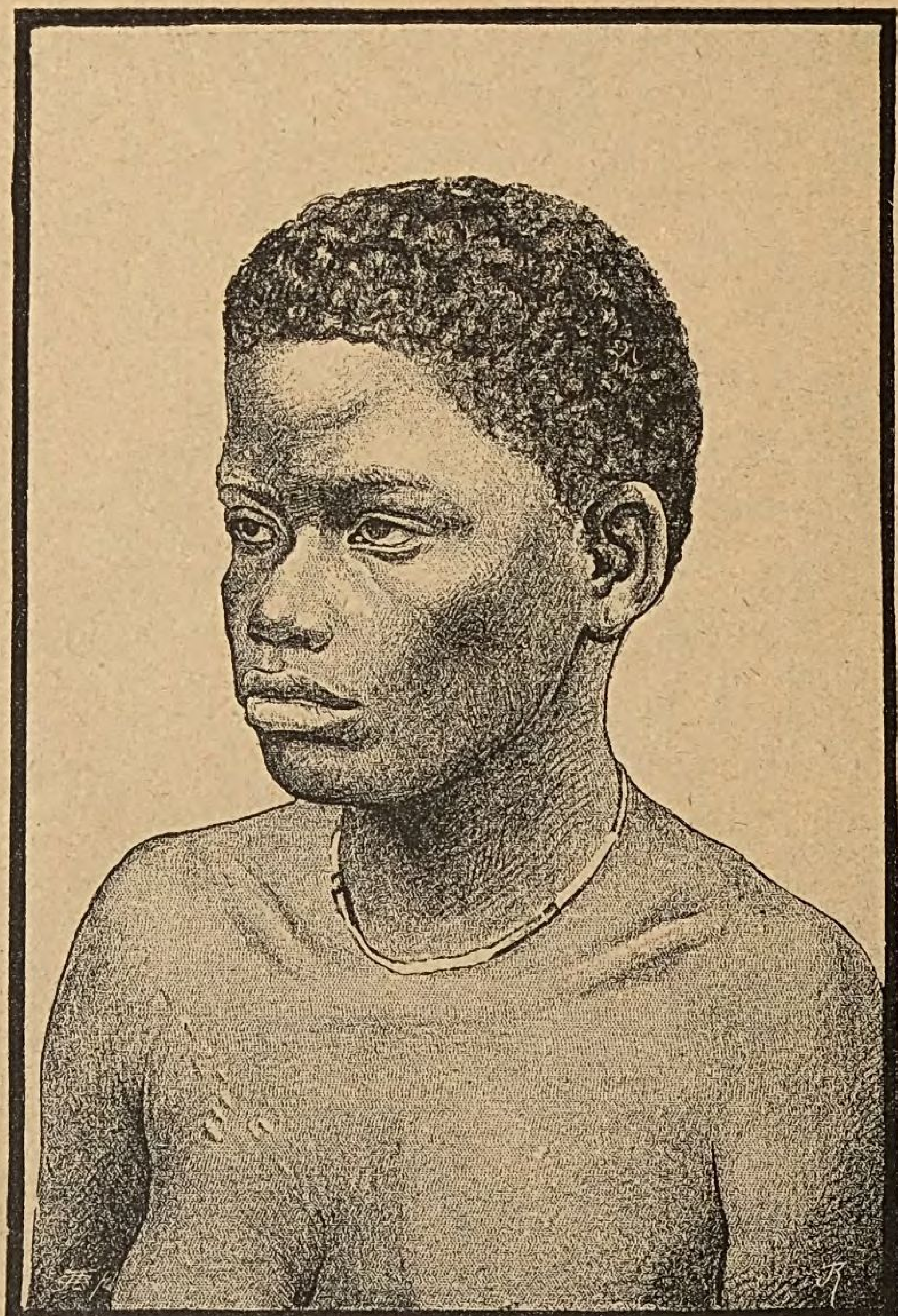
Negerin bei der Arbeit. Novo Redondo. Benguela.

zeugnisse feil: kleine und große halbrunde Näpfe, schön geformte Wasserkrüge mit engen schlanken Hälsen, andere mit weiten kurz angesetzten Öffnungen, und sehr große Thongefäße, die einem der Spitze beraubten Ei glichen. Die meisten Gebilde zeigten auf

rötlich=grauem Grunde, das sehr hübsch in dunkler Farbe nachgeahmte Muster der Zeichnung des Malachits.

Um die Mittagszeit begannen die Männer einzutreffen und boten auch mancherlei Waren feil, indem sie dieselben gleich den

Fig. 53.



Negerin aus dem oberen Kongogebiet.

Weibern auf der Erde auslegten oder mit sich herum trugen: kleine und große, nicht selten am Hefte mit Messing hübsch verzierte Messer, Beile, von der Küste gebrachtes Steinsalz in Bastsäckchen, Schießpulver in Fäßchen, europäische Kattune und ein=

heimische Stoffe, feingearbeitete Mützen mit erhabenem Muster u. dergl. m. Fische vom Kongo, teils frisch, teils getrocknet, fanden schnellen Absatz, und von Haustieren führte man manchmal originell ausgeputzte Ziegen und Schweine auf, auch Hunde von guter Abkunft wurden eifrig begehrt.

Wie es ihre Würde erheischte, erschienen die Honoratioren der Gegend zuletzt. Dorfälteste im besten Staate, kleine Häuptlinge tauchten auf, und ein Elfenbeinmakler von jenseits des Kongo stolzierte großthuerisch einher. Der Ton mehrerer Klingeln, das rhythmische Klappern und Schlagen einheimischer eiserner Doppelglocken, die in Gestalt unseren Kuhglocken ähneln, verkündete die Ankunft hoher Häuptlinge. Gravitätisch unter grellfarbigen Regenschirmen sich bewegend, schritten zwei Mächtige der Gegend durch die Menge daher. Vor ihnen liefen Herolde, welche die Glocken, andere, welche die hübsch geformten, am Griff mit blanken Messingbeschlägen verzierten großen Messer trugen. Diese gelten, wie bei uns die Zepter, als Würdezeichen. Hinter ihnen drängte sich ein zahlreiches Gefolge in wunderlichem Aufputz.

Die wichtigste Verkehrsmünze bildeten etwa erbsengroße eckige Bruchperlen von durchsichtigem, lasurblauem Glase, welche an der Südwestküste allgemein im Gebrauche sind. Zu hundert oder fünfzig auf Schnüre gereiht oder auch in kleineren Mengen gewissenhaft abgezählt, wechselten sie von Hand zu Hand. Um drei Uhr hörte das Betasten, Kosten, Prüfen und Feilschen auf, der eigentliche Markt war zu Ende, doch erst als sich die Sonne zum Untergange neigte, d. h. gegen 6 Uhr, hatten auch die letzten Nachzügler den Ort verlassen und zogen ihrer nicht eben entfernten Heimat zu.“

Haben wir bisher von der Arbeit beider Geschlechter gesprochen, wie sie besonders von ihnen im reiferen Alter während des ehelichen Lebens verlangt wird, so wollen wir uns nun zu den Erholungen wenden, welche für beide Geschlechter ziemlich dieselben sind, wenn auch das Schnupfen vom weiblichen Ge-

schlecht kaum geübt wird. Außerordentlich beliebt ist das Rauchen, obgleich der Tabak trotz seines üppigen und leichten Wachstums recht teuer ist. Gewöhnlich trägt der Neger kleine Stückchen geflochtener Blattzöpfe hinter dem Ohr, nimmt aber in Ermangelung anderen Materials mit einem Stückchen Holzkohle, das er in den kleinen Pfeifenkopf steckt, vorlieb. Welcher Genuß darin liegt, weiß wohl nur er allein, doch sieht man es recht häufig. Gewöhnlich wird der Tabak rein geraucht, nur Monteiro (l. c. II 269) erzählt, daß die Mushikongo kleine Stückchen einer süßlich riechenden Wurzel mit in die Pfeifen thun, um dem Rauch besseren Duft zu verleihen. Die Kalunda benutzen eine Mutopa genannte Wasserpfeife, welche aus einem birnförmigen hohlen Kürbis besteht, in dessen breites Ende von oben ein Stück Rohr mündet, das wieder einen kleinen Pfeifenkopf trägt. Am dünneren Ende befindet sich das Mundstück, so daß beim Ziehen der Rauch durch den mit Wasser gefüllten Kürbis mit gurgelndem Geräusch hindurch geht. Von der Unsitte des Hanfrauchens haben wir früher zu sprechen Gelegenheit gehabt.

Das Schnupfen ist allgemein Sitte. Um das Pulver zu gewinnen, werden die Tabaksblätter über einem Feuer gänzlich getrocknet und dann auf einem Stein zerrieben. Man ist aber mit dem Reiz desselben für die Nase oft noch nicht zufrieden und mischt sowohl die Asche bestimmter Pflanzen, als auch gepulverte Früchte des Pfefferstrauches dazu. Viele bedienen sich als Tabaksdose eines kleinen Stücks Rohr, dessen offenes Ende mit einem Holzpfropfen verschlossen ist, andere haben sehr schön aus Holz gearbeitete und mit Schnitzereien verzierte Dosen. Die Sitte, eine Prise zwischen die Finger zu nehmen und an die Nase zu führen, kennt man nicht, sondern schüttet eine gewisse Menge in die Hohlhand und schnupft sie, die Nase hin und her bewegend, durch eine lange laute Einziehung von Luft durch die Nase auf.

Die größte Erholung und Freude aber gewährt allen Negern

überall Tanz, Gesang und Musik, obgleich man bei der Unermüdlichkeit, mit welcher sie sich diesen Genüssen hingeben, oft annehmen möchte, daß sie zur Anstrengung werden müßten. Noch hat indes der Klang der erhobenen Stimme keine melodischen Formen der Töne gefunden, noch entbehrt die sich in wilden Sprüngen luftmachende Freude der maßvollen, graziösen Form der Bewegung, die nach schönem Gleichmaße strebt. Zügellos tanzt man nächtlich beim Feuerschein, begeistert hebt man die Füße zum wilden formlosen Tanze; auch die Stimme wird fortgerissen, aber die hervorbrechenden Töne sind noch völlig unmusikalisch, sie erscheinen wie wildes Geheul oder langsam gezogene, unschöne Klagelaute, und die wirren Klänge der begleitenden Instrumente sind nicht Musik in unseren Ohren.

Was die Tanzarten betrifft, so finden wir bei allen Stämmen gleichmäßig sowohl den Einzeltanz als den von Paaren. Dann sehen wir Kolonnen gegeneinander vorgehen und zwar nur Männer, nur Frauen oder auch beide Geschlechter gemischt, doch gewöhnlich so, daß auf der einen Seite das männliche, auf der andern das weibliche steht. Auch Rundgänge von größeren Mengen hintereinander finden statt. Begleitet wird der Tanz meist von Gesang und Händeklatschen, immer aber von Instrumenten, die wir später einzeln betrachten wollen.

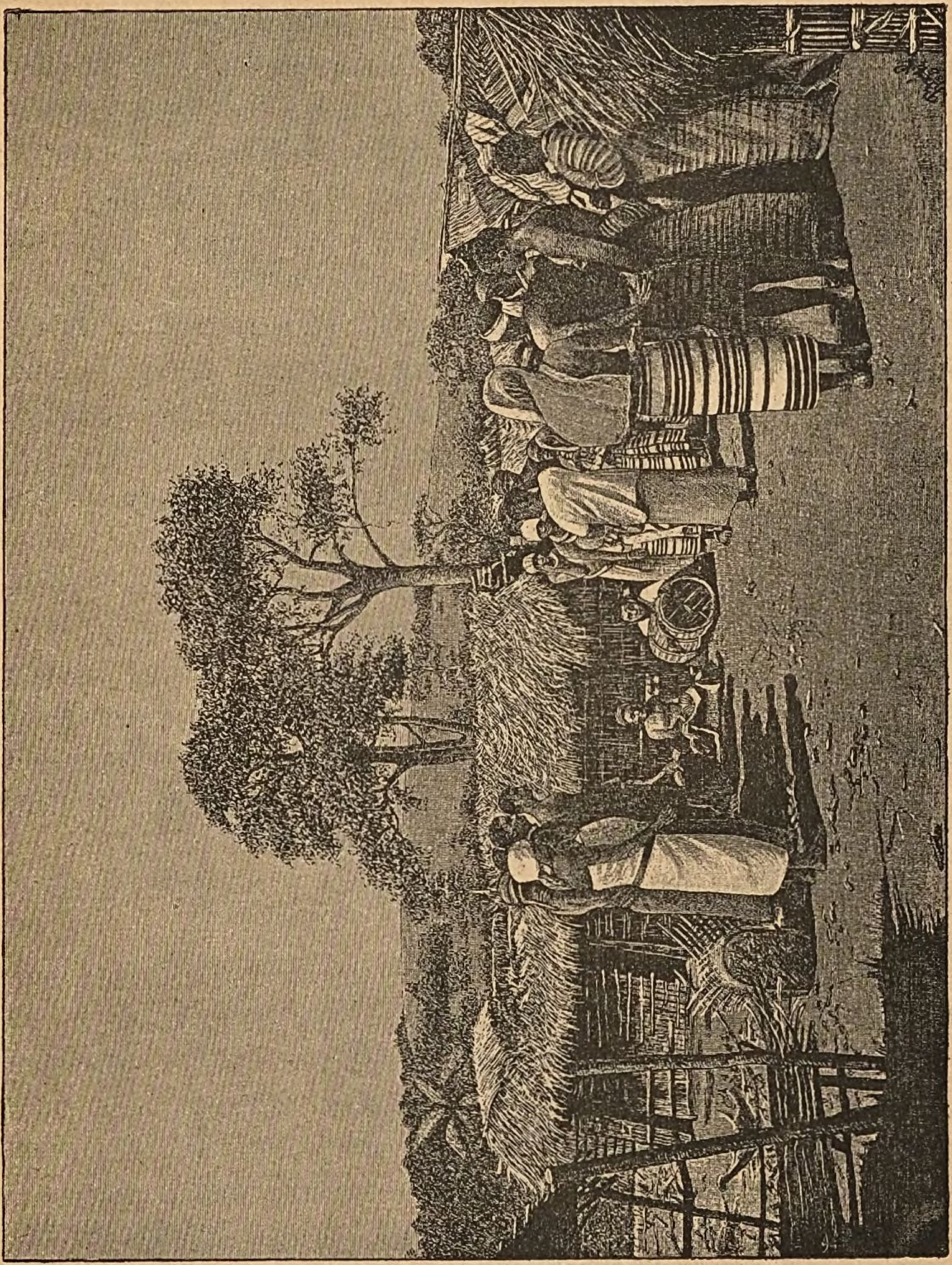
Einen bestimmten Zweck braucht der Neger zum Tanz nicht; er ist, da er weder Sorgen noch Kummer kennt, immer bereit dazu; doch können wir auch Volksfeste, wie Jagden, Sieges- und Kriegsspiele, Familienfeste und religiöse Feste, z. B. Ceremonieen beim Mondwechsel, Erbitten von Regen ꝛc., unterscheiden. Um einen Überblick über die Verschiedenartigkeit der Tänze zu gewinnen, betrachten wir am besten die äußersten Grenzen und die Mitte unseres Gebietes etwas näher.

Von den Banschaka am Ogowe erzählt Lenz (l. c. S. 301): „Die Art und Weise, wie dieselben tanzten, war sehr verschieden von demjenigen, was ich bisher in dieser Richtung zu sehen Gelegenheit hatte. Die Tänzer hatten sich auf die unsinnigste

Weise entstellt; Gesicht, Brust und Arme hatten sie weiß gemalt, was im Kontrast zu der dunkelbraunen Hautfarbe der Neger immer einen sehr unheimlichen Eindruck hervorbringt; mächtige Büschel von grünem Laub umgaben den Leib, der, wie auch Hals und Arme, mit allerhand Amuletten und Fetischzeug behängt war. Besonders stachen natürlich die Priester hervor, die sich bei solchen Gelegenheiten immer auf eine Weise entstellen, daß ihr Zweck, Furcht und Scheu zu erregen, vollkommen gelingt. Die Tänze selbst bestanden aber in den verwegensten und tollsten Bocksprüngen, wozu man brüllte und in die Hände klatschte, so daß ein Höllenlärm entstand, den man auf weite Entfernungen hin vernahm. Die Tänzer hatten einen Kreis gebildet; zwei derselben traten in die Mitte und produzierten sich Solo, während die Übrigen in ihren tollen Sprüngen fortfuhren. Die Musikinstrumente bestanden aus zwei großen Tamtam von der allgemein gebräuchlichen Form, sowie aus einer mehr als zwei Fuß langen eisernen Glocke ohne Klöppel, auf welche man in Zwischenräumen mit einem weichen Holzstück schlug und dadurch einen dumpfen, aber weithin vernehmbaren Ton hervorbrachte. Die Tamtam wurden, wie überall üblich, von Sklaven geschlagen; es ist eine ermüdende und anstrengende Arbeit."

Auch bei den Loangonegern fiel uns zunächst auf, daß man nur quadrillenartige Tänze, aber Rundtänze gar nicht kannte, daß auch die Anwesenheit des weiblichen Geschlechts dazu durchaus nicht erforderlich schien. Jeder Tänzer bemühte sich das bestmögliche zu leisten und nahm nur soviel Rücksicht auf seine Mittänzer, als nötig war, um nicht durch sie gestört zu werden. Niemand bewegte sich von der Stelle, sondern jeder hob und senkte die Füße abwechselnd, wobei die Messingringe an den Knöcheln ertönten und auch absichtlich aneinander geschlagen wurden, während die Hauptkunst in den wunderbarsten Drehungen des gerundetsten Körperteils bestand. Tänzer und Spieler lösten sich in den gewagtesten Improvisationen ab und mehr als irgendwo

Fig. 54.



Neger beim Tanz.

paßte hier das Wort, Alter schützt vor Thorheit nicht; denn wenn auch die älteren und vornehmen Neger ein Weilchen ruhig und würdig zugesehen hatten, so ließen sie sich doch bald von der allgemeinen Lust anstecken und tanzten inmitten der Übrigen. —

Nach Monteiros Beschreibung sind die Tänze in Angola denen in Loango gleich. Auch dort bilden die ausübenden Künstler mit den Zuschauern einen Kreis; Marimbas werden geklimpert und Trommeln geschlagen, während alle taktmäßig in die Hände klatschen. Ab und zu springen zwei bis drei Männer und Frauen mit einem Schrei in den Kreis und fangen zu tanzen an. Neben den Schwingungen des Körpers sah er die ganze Muskulatur desselben konvulsivisch zucken, ohne daß sich die Gliedmaßen bewegten, wobei der am meisten bewundert wurde, welcher es am weitesten damit gebracht hatte. Hierzu gehört natürlich große Übung und viel Kraft, denn es ist keineswegs leicht. Die Tänzer sind stets in kurzer Zeit wie in Schweiß gebadet und machen anderen Platz. So geht es die ganze Nacht beim Feuerschein fort, ohne daß man Gelegenheit hätte, indecente Szenen zu beobachten.

Weiter im Innern giebt es einen Tanz, den auch unsere Novo Redondo Leute ausübten, wie auf der beigegebenen Tafel ersichtlich ist. Hierbei springen nur zwei Tänzer, ein Mann und ein Weib in den Kreis, bewegen sich mit großer Schnelligkeit, gehen aneinander Rücken an Rücken vorbei, weichen zurück, nähern sich wieder und stoßen hörbar plötzlich mit der Magengegend zusammen.

Noch drolliger ist endlich ein Tanz, dem Andersson und Galton bei den Owambo beiwohnten. Die Tänzer waren in Doppelreihen aufgestellt und zwar mit dem Rücken gegeneinander, bewegten sich dann mit trippelnden Schritten von einer Seite des mit Pallisaden umfriedigten Platzes zur andern, indem sie sich mit schlauem Auge vorsichtig bewachten und machten abwechselnd plötzlich kehrt, um demjenigen, welcher sich gerade vor ihnen befand einen äußerst kräftigen Stoß mit dem Fuß vor das Gesäß zu geben. Im Austeilen und Vermeiden dieses Stoßes wurde eine große Gelenkigkeit an den Tag gelegt und jeder gelungene Versuch von den zusehenden Negerinnen mit lautem Beifall belohnt. Den Schluß bildete ein Rundgang, der von der

ganzen Masse nach den Klängen des Tamtam ausgeführt wurde, wobei man nach dem Takt den Boden mit den Füßen berührte und immer rund um den Platz herum schritt. Jedenfalls sehen wir aus den Beschreibungen, daß die Tanzbelustigungen recht verschiedener Natur sind, aber wie sie auch sein mögen, immer ihrem Zweck, Vergnügen zu machen, entsprechen.

Die Musikinstrumente sind ziemlich mannigfacher Natur. Zunächst ist hervorzuheben, daß der Neger sich, wenn er tanzen will, zu helfen weiß und mit jedem Lärm machenden Gegenstand begnügt. So wurden z. B. die größeren Blechgefäße, in denen Petroleum oder Konserven aufbewahrt worden waren, von unseren Leuten zu diesem Zweck sehr begehrt, und ein sinnreicher Kopf stellte eine noch kräftigere Lärmmaschine her, indem er die offene Seite eines Fasses mit einem Ziegenfell überzog. Die Felle werden immer so zugerichtet, daß man sie, die Innenseite nach oben, auf einem trockenen Plätzchen mit kleinen Pflöcken befestigt, mit Asche bestreut und dann, wenn sie von der Sonne halbgetrocknet sind, mit einem Steine oder einem Stückchen von einem eisernen Tonnenreifen so lange schabt, bis sie die nötige Weiche erreicht haben. Ein solches Fell ist in zwei bis drei Tagen zum Gebrauch fertig.

Die musikalischen Instrumente im engeren Sinne hat der Führer unserer Expedition, Dr. Güßfeld, in seinem Vortrage „zur Kenntnis der Loangoneger“ (S. 215) sehr übersichtlich eingeteilt und folgendermaßen beschrieben: „Man kann Klimper-, Klopf- und Blasinstrumente unterscheiden. Die Klimperinstrumente haben Saiten oder Stäbe. Das Vollkommenste, die Negerguitarre, heißt Sambi. Sie hat 5 Saiten, die über einen Resonanzboden ausgespannt sind. Die Saiten selbst sind Fasern aus den Blattrippen der Ölpalme. Die Instrumente, welche aus Stäben bestehen, heißen Marimba und Jengo; die Stäbchen lassen sich über einer Leiste, die auf einem Resonanzkasten befestigt ist, hin und her schieben, wodurch die Tonhöhe jedes einzelnen Stäbchens veränderlich wird. Die Zahl derselben ist

nicht genau fixiert; sie kann von 5 auf über 30 steigen. In der Regel bestehen sie aus Spaltstückchen der Blattrippen der Weinpalme, zuweilen aus Eisen. Die Marimba ist das verbreitetste Instrument; klimpern thut ein jeder darauf, nur wenige spielen es mit Kunst." —

Die Wächter, welche man auf fast allen Ansiedelungen der Europäer anstellt, um sich gegen diebische Gelüste zu sichern, pflegen sich damit die Nacht zu verkürzen. Wenn man aufwacht, hört man die leisen melancholisch in die Nacht verhallenden Klänge, und hört man sie nicht, so kann man sich darauf verlassen, beim Aufstehen den Wächter sanft entschlummert zu finden. Andererseits ist der Nutzen des Wächters durch diese Musik ganz illusorisch, denn der Dieb hört ganz genau, wo jener sich befindet, und kann seine Absichten ausführen, ohne von ihm überrascht zu werden, wie dies denn auch nicht selten geschieht. —

Unter den Blasinstrumenten giebt es Pfeifen aus Holz geschnitzt, solche, die aus einer runden Frucht gearbeitet sind, Hörner von Büffeln, die den Ton sehr weit tragen. Am interessantesten aber sind die sogenannten n'Pungis, d. h. wörtlich Elfenbeinzähne. Es sind dies vier zu Hörnern verarbeitete Zähne verschiedener Größe, welche stets zusammengeblasen werden und meist sehr schön durch Schnitzereien verziert sind. Allerdings läßt sich nach dem von Dr. Riebeck mitgebrachten und bei seiner wunderbar großartigen Sammlung befindlichen Elephantenzahn, an welchem ganze Künstlergeschlechter jahrhundertelang gearbeitet zu haben scheinen, kaum noch einem afrikanischen Zahn das Beiwort schön geben, für die ersten Anfänge der Kultur sind sie aber jedenfalls sehr bemerkenswert.

Von Trommeln sahen wir zwei Arten. Die eine, n'dungo, eine Langtrommel, besteht aus einem 2—5 m langen, konisch verjüngten Hohlcylinder von etwa 25 cm Durchmesser am breiteren Ende, das mit einem Fell überspannt ist, während das schmalere untere auf 2 kleinen Rädern ruht, wie aus der

als Titelbild zu Kap. 3 gegebenen Zeichnung ersichtlich ist. Die Trommel wird geschlagen, indem der Spielende sie wie ein Steckenpferd zwischen den Beinen festgeklammert hält und mit beiden Händen, zuweilen mittelst eines Trommelstockes auf dem Fell herumarbeitet. Diese Trommel liefert die Musik bei allen Tänzen, bei welchen häufig mehr als eine in Bewegung gesetzt wird. Die andere Art von Trommel heißt n'konko und gleicht, wie aus dem Bilde gleichfalls ersichtlich ist, einem kleinen Kanoe. Wenn man sich ein solches bis auf einen länglichen, schmalen Schlitz oben geschlossen denkt, so erhält man die richtigste Vorstellung davon. Diese Trommel wird auf eine hölzerne Unterlage gesetzt und mit einem Holzklöppel angeschlagen. Ihr Schall reicht sehr weit, weshalb sie ausschließlich zu Signalzwecken dient. Am häufigsten wird sie benutzt, um alle Dörfer weit in der Runde zum nächtlichen Tanz zusammenzurufen, oder auch um Gefahr zu signalisieren.

Ihre Töne waren es gewiß, die Stanley bei seiner weltberühmten Fahrt vom Lualabastrom bis zur Kongomündung drohend von beiden Seiten des Flusses in die Ohren dröhnten und immer neue Feinde an die zu passierenden Ufer riefen. Sie giebt zwei verschiedene Töne an, jenachdem sie auf der einen oder anderen Seite des Schlitzes angeschlagen wird. Die Eingeborenen nennen den tieferen Ton „Mann", den höheren „Frau"; dieselben Namen bedeuten auch rechts und links.

Zu erwähnen ist noch der Tschingongo, ein Instrument, das aus zwei eisernen plattgedrückten Glocken besteht, die durch einen festen, als Handhabe dienenden eisernen Bügel miteinander verbunden sind. Es wird vornehmen Negern vorangetragen und durch Anschlagen mit einem kleinen Stabe zum Tönen gebracht, sobald jene sich einem bewohnten Orte nähern.

Die von Lenz am Ogowe gesehenen Tamtams bestanden nur aus einem ausgehöhlten Holzstück, das mit Ziegenfell überspannt war. — Ich selbst sah in Angola ein eigentümliches Hungo genanntes Saiteninstrument, das folgendermaßen beschaffen

war: An einem $1^1/_2$ m langen, bogenförmig gekrümmten Stabe befand sich eine Saite, während ein am untern Ende befestigter leerer halber Kürbis, welcher mit der offenen Rundung auf die Magengegend aufgesetzt wurde, den Resonanzboden bildete, während man mit einem Stäbchen die Saite in Schwingungen versetzte. Pogge schildert aus Mussumba eine von der oben beschriebenen abweichende Marimba, und nennt jene, die er auch fand, „Negerzither". Nach ihm (l. c. S. 241) besteht die Marimba aus einem 10—16 cm breiten dünnen Holzbrett, welches meistens hufeisenförmig gestaltet ist und an der offenen Seite etwa 60—95 cm im Lichten messen mag. Unter dem Brette sind, jenachdem das Instrument groß oder klein, wertvoll oder nicht wertvoll ist, 6, 8 oder mehr Kürbisse von oft verschiedener Höhe angebracht, und zwar in letzterem Falle so, daß dieselben stufenartig aneinander gereiht sind. Der Musiker führt in jeder Hand einen ungefähr 30 cm langen Stock, der an einem Ende mit Kautschuk umgeben ist. Mit diesem paukt er auf das Resonanzbrett und bringt so laute und harmonische Töne hervor. Diese Marimba wird nur von gelernten Musikern gespielt, welche in Mussumba ihre bestimmten verschiedenen Musikstücke hatten, die immer wiederholt wurden.

Wir sehen aus allem, daß die Musik noch sehr in der Kindheit ist und daß noch viele Jahre vergehen werden, bis herumziehende begeisterte Barden das wohlgeschulte Ohr der Mächtigen und der Schönen erfreuen. Jetzt ist es kein Genuß, den Produktionen der Schwarzen zu lauschen, im Gegenteil man wird nach Befriedigung der Wißbegier froh sein, sich dem unharmonischen Lärm entziehen zu dürfen, was für den Reisenden leider häufig unmöglich ist.

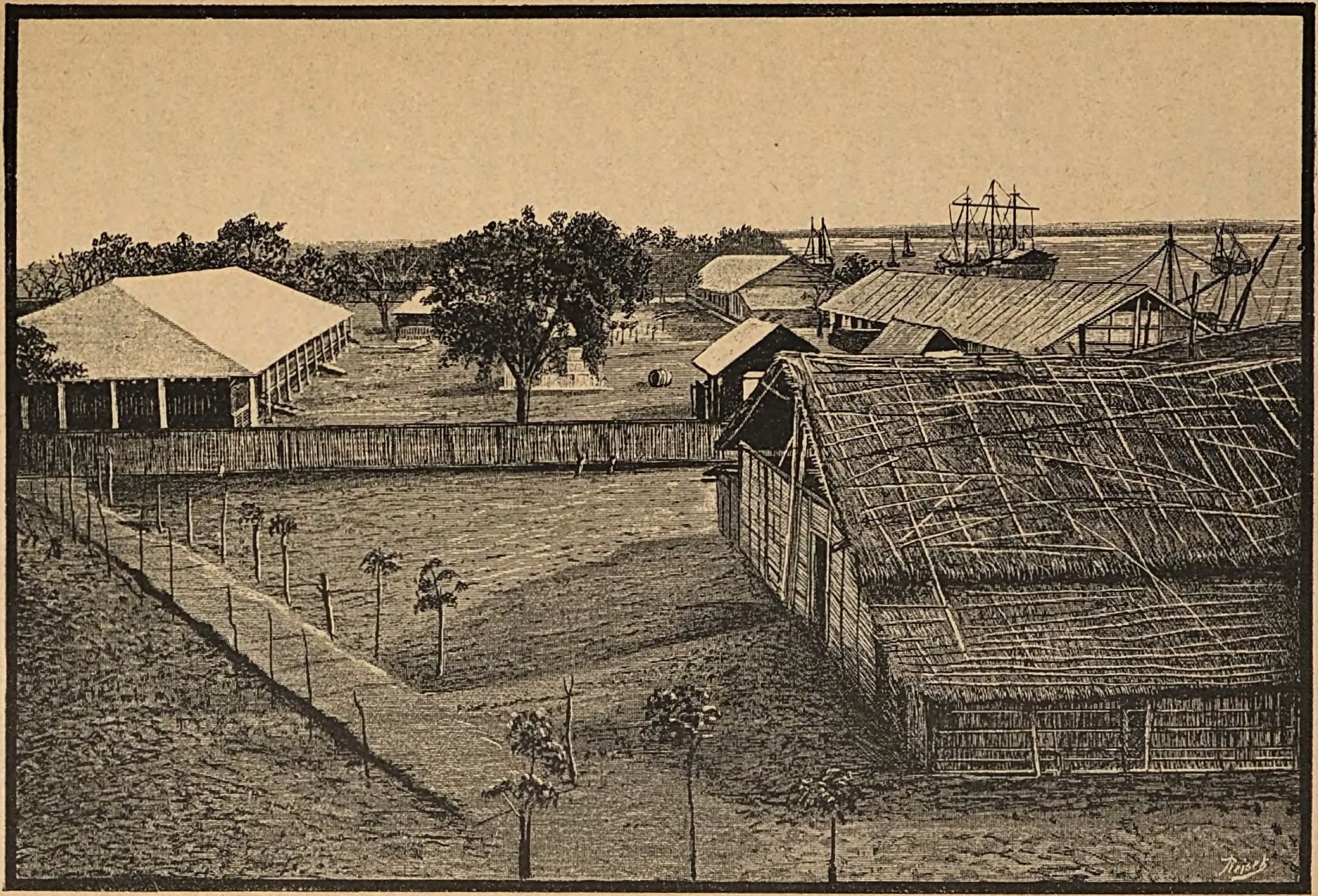
Sind wir bisher den Hauptabschnitten eines Negerlebens gefolgt, haben ihn geboren werden, reifen, in voller Kraft gesehen, ihn bei der Arbeit und seinen Erholungen beobachtet, so nähern wir uns nun der Beschreibung seines Endes, wobei wir kaum auf wunderbare Eigentümlichkeiten, wie sie z. B. die Ägypter,

die Peruaner und die Indianer überhaupt bieten, stoßen werden. Auffällig war es uns zunächst, daß wir relativ wenig alte Leute sahen. Ich erinnere mich nur einiger Grauköpfe während des Aufenthalts dreier Jahre an der westafrikanischen Küste. Was der Grund hierfür war, vermag ich nicht anzuführen, da man im allgemeinen das Alter achtete und es nicht größeren Gefahren ausgesetzt war, als jeder Erwachsene. Im allgemeinen ist es allerdings in Afrika noch weniger ein Vergnügen, alt zu sein, als anderswo. Von mehreren Reisenden wird berichtet, daß man sich der alten Leute entledigt, indem man sie entweder einfach tötet, oder sie auch noch verzehrt. Monteiro versichert, daß die Muquice zwischen Mossamedes und Carumjambas wegen ihres unstäten Lebens veranlaßt würden, die alten schwachen Stammesangehörigen, welche nicht imstande wären, den Übrigen zu folgen, zu töten. In solchen Fällen habe der älteste Sohn oder der nächste männliche Verwandte die Pflicht, dem ahnungslos Wandernden von hinten mit einer Keule den niederschmetternden Schlag zu erteilen. An anderen Orten sollen die zum Sterben Bestimmten lebend mit dem Kopf über und in ein rauchendes Feuer gehalten werden, bis sie ersticken.

Ob diese Berichte wirkliche Thatsachen geben, oder ob die Reisenden etwa allzu leichtgläubig die Erzählungen ihrer Vertrauenspersonen niederschrieben, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls verdient Monteiro nicht, daß man seine Worte anzweifelt, da seine ganze Art zu schreiben den Stempel der Wahrheit trägt, welche sich von allen Übertreibungen fern hält.

Wenn wir also wohl den Erzählungen Glauben schenken dürfen, nach welchen alte Leute bei einigen Stämmen unseres Gebietes als unbrauchbar aus dem Leben befördert werden, so verdient noch eine Kunde hier erwähnt zu werden, welche Leutnant Wißmann von seiner Durchquerung Afrikas zurückbrachte. Er fand, wenn ich mich nicht irre, bei den Tussilange einsam liegende Dörfer, welche nur von alten Leuten bewohnt waren. Hier hatten also bereits mildere Sitten Platz gegriffen, man

Fig. 55



Banana am Kongo.

tötete das Alter nicht mehr, aber vertrieb es aus Eigentum und Besitz, um es sich selbst darin behaglich zu machen. Jedenfalls konnte sich niemand beklagen, wenn ihm später gleiches mit gleichem vergolten wurde; die bestehende Sitte rechtfertigte die Jugend in ihrem Verhalten und tröstete das Alter in seiner Abgeschiedenheit. Wißmann konnte nicht genug den wunderbaren Eindruck schildern, den ein solches Siechenasyl inmitten des afrikanischen Erdteils auf ihn gemacht hatte.

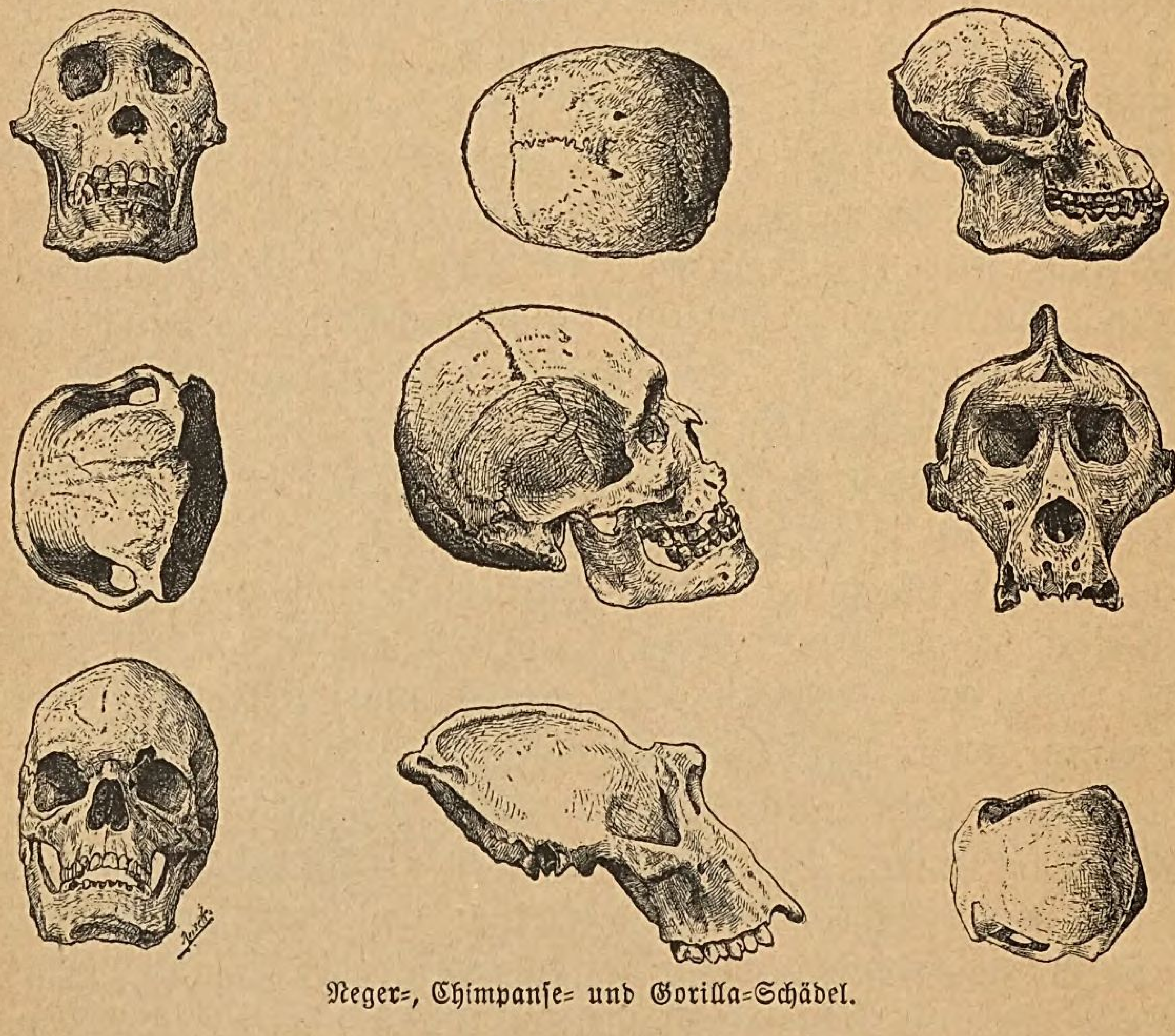
Wie bereits hervorgehoben wurde, sterben die Neger vielfach in den rüstigsten Jahren des Lebens teils an epidemischen Krankheiten, z. B. den Pocken, der Schlafkrankheit, welche zu den typhösen Leiden zu rechnen ist, teils eines gewaltsamen Todes. Überall herrscht in unserem Gebiet die Sitte des Begrabens, wenn auch dieser Ceremonie in gewissen Fällen eine Mumifizierung vorhergeht. Nur bei Pogge (l. c. 243) lesen wir, daß der Molua die Leichen der Sklaven ins Wasser wirft.

Stirbt indes ein Neger auf der Durchreise in fremdem Gebiet, so wird er in freier Luft aufgehängt, bis die Stammesangehörigen ihn holen und für den Unglücksfall einen mehr oder weniger hohen Tribut zahlen. Denn man nimmt an, daß durch den Tod des Fremdlings der Gegend mancherlei Unglück erwachsen könne, welches schon vor dem Eintritt durch einen bestimmten Wert gesühnt werden müsse. — Ich war in hohem Grade überrascht, in Loango auf einem Ausfluge einmal durch einen fürchterlichen Verwesungsgeruch aufgehalten zu werden. Diesem nachgehend gelangte ich an ein großes Bündel, dessen Decke eine aus Papyrusschaften bestehende Matte bildete und welches an einem auf 2 Gabelstangen von 2 Meter Höhe ruhenden Querast aufgehängt war. Durch einen Spalt der Matte entdeckte ich schließlich, was ich vor mir hatte, und eilte, aus der verpesteten Atmosphäre fortzukommen.

Die Begräbnisplätze verraten keine große Sorge um die Dahingegangenen. Die wenigen gewöhnlich auf einem Bergrücken in der Nähe jeder Ortschaft liegenden Gräber zeigen die Form

eines mehr oder weniger zerfallenen Grabhügels. Auf diesem befindet sich, so lange er frisch ist, an einem Stock die Palmfasermatte, mit welcher die Erde ausgehoben wurde, und außerdem sieht man Scherben von Flaschen und Thongefäßen darauf. In felsigen Gegenden werden die Gräber entweder mit länglich viereckigen Steinen bloß eingefaßt oder regellos ganz damit be-

Fig. 56—64.



Neger-, Chimpanse- und Gorilla-Schädel.

deckt, so daß man flache Steinhaufen vor sich zu haben meint. Bei Novo Redondo fand ich auf jedem solchen Hügel einen Stock mit einem eingeklemmten Stückchen Zeug, ähnlich wie man sie auf Chausseeen bei uns an Kirschbäumen findet, um die Spatzen abzuwehren. Vielleicht galt es dort, die Halsbandkrähen, welche sich zahllos in der Nähe herumtrieben, zu verscheuchen.

Bei Häuptlingen werden auch wohl verschiedene Erd-

schichten übereinandergetürmt und mit Scherben oder Fetischfiguren verziert, ja man errichtet sogar ein Dach über dem Bauwerk, um es vor Regen zu schützen. Häuptlinge oder Könige und ihre Frauen werden oft erst geraume Zeit nach ihrem Ableben begraben und vorher in folgender Weise getrocknet. Man gräbt eine oberflächliche Grube in der Hütte des Verstorbenen, legt ihn nackt hinein und deckt eine dünne Schicht Erde darauf. Dann werden drei Feuer darüber angezündet, welche man vier bis sechs Wochen lang brennend erhält, bis der darunter Liegende im wahren Sinne des Wortes gedörrt ist. Während dieser ganzen Zeit pflegt die Hütte trotz ihrer natürlich fürchterlichen Luft nicht leer zu werden, und die Weiber stoßen dabei Tag und Nacht ein mißtöniges Klagegeheul aus. Wenn der Körper trocken ist, wird er in Stoffe gewickelt, bis zur Beerdigung aufgebahrt und bewacht. Diese findet mit großen Festlichkeiten unter Anwesenheit aller Familienglieder und der Bewohner des bezüglichen Gebietes auf einem unförmlichen Wagen statt, welcher von vielen Negern auf einem breiten dazu hergerichteten Pfade über die Savanen sowohl, als durch Busch und Wald zu seinem Bestimmungsorte gezogen wird. So befindet sich landeinwärts von Ponta-Negra 5° s. Br. auf dem Doppelhügel Lubu der geheiligte Begräbnisplatz der alten Könige von Loango. Noch immer wird dort der in seinem nun schon verfallenen Sargwagen befindliche Überrest des vor etwa 100 Jahren verstorbenen letzten Königs Muenne Buatu bewacht; denn er darf nur von seinem gekrönten Nachfolger begraben werden, welcher bislang noch vergebens gesucht wird.

Eine sehr wunderbare Sitte teilt uns Güßfeldt (l. c. 200) aus dem Bayakalande mit, wo alle Gestorbenen vor dem Begräbnis seziert werden, damit der Nganga oder Arzt und Priester aus den Eingeweiden zu ersehen vermag, ob der Tod auf natürliche Weise, oder durch einen Zauberer erfolgt sei. Allgemein pflegt man die Hütte, in der jemand gestorben ist, niederzubrennen, bei dem Ableben angesehener Neger aber wandert das ganze

Dorf aus, um an einem anderen Orte ein neues Heim zu errichten, was bei der Bauart der Hütten und dem noch nirgends vergebenen Grund und Boden allerdings nicht mit Schwierigkeiten verknüpft ist. So trifft man nicht selten im Urwalde gelichtete Stellen, mit festen erhöhten Lehmplätzen, mit Bananen, Ölpalmen und Ananas, sowie in ihrer Nähe das wellige Terrain alter Maniokpflanzungen, die nun öde und verlassen liegen, früher aber Zeugen eines negerischen Gemeinwesens waren.

Von eigentümlichen Beerdigungsceremonieen in Ambaca, zwei Tagereisen nördlich von Pungo Andongo am Cuanza, berichtet Valdez (Six years travellers life II. 296): „Wenn alle Vorkehrungen getroffen sind, trägt man den Leichnam in einer Tipoja zur letzten Ruhe. Einer der Begleiter führt in einem Päckchen die Nägelabschnitte und Haare des Verstorbenen mit sich.“ Die Sitte beruht auf dem Glauben, daß die Zauberer sich aus den Gräbern diese Teile rauben könnten, um damit Unheil zu stiften, und man rasiert deshalb nicht nur dem Toten Haupt- und event. Barthaar vielfach ab, sondern entfernt auch wohl Augenbrauen und Wimpern und schneidet die Nägel an Händen und Füßen ab. „Nach der Beendigung des Begräbnisses wird bei Eheleuten der Überlebende auf dem Rücken einer Person desselben Geschlechtes fortgetragen und zur Reinigung in den Fluß geworfen. Nachdem er wieder herausgezogen ist, muß er acht Tage abgeschlossen leben, ohne mit einer Person vom anderen Geschlecht reden, oder etwas Gekochtes essen, oder sich reinigen zu dürfen, während sich seine Freunde an einem Festessen auf seine Kosten erfreuen, ihm aber dafür später Geschenke zu einem größeren Feste machen müssen. Nach Ablauf von acht Tagen wird die Hütte gereinigt und der Leidtragende darf sich wieder mit warmem Essen laben, worauf zunächst die Erbschaftsfrage geregelt wird.“ Von anderen Reisenden, welche Pungo Andongo berührten, wird von dieser wunderbaren Sitte der Abwaschung des Überlebenden im Fluß nichts erwähnt, so daß wir Valdez die Verantwortung für die Richtigkeit seines Berichtes überlassen müssen.

Je mehr in größeren Städten, wie in Loanda, Benguela, Mossamedes, die Europäer das Übergewicht über die Negerbevölkerung erlangt haben, um so mehr werden auch die Ceremonieen der Beerdigung den unserigen ähnlich. In Loanda kam mir ein Zug Leidtragender entgegen, welcher mit einem Musikkorps an der Spitze zur Totenmesse nach der Kirche wandelte. Der von den Angehörigen getragene Sarg glich einem länglichen Koffer, gerade groß genug, die Tote aufzunehmen, und war reich mit Goldborten von Papier verziert. Man stellte ihn in der Kirche auf ein schwarz ausgeschlagenes, mit weißen Totenköpfen bemaltes Gerüst und begann einen Gesang, der in seinen langgedehnten schnarrenden, gequetschten Tönen kaum aus menschlichen Kehlen zu kommen schien. Die Leidtragenden, Mulatten und Neger im schwarzen Frack, hielten brennende Kerzen in den Händen. Die Feierlichkeit war ziemlich kurz, man klappte den Koffer zu und hob ihn auf den mit vergoldeten Engeln verzierten Totenwagen. Nach einer halben Stunde gelangten wir auf den Kirchhof; die Weiber waren nach und nach zu beiden Seiten auf dem Wege zurückgeblieben, wehklagten und weinten, indem sie gleichzeitig unter Bäumen niederkauerten.

Der Kirchhof war außerordentlich sauber in vier quadratische Felder abgeteilt. Größere Denkmäler befanden sich nur zu beiden Seiten der sich kreuzenden zwei Hauptwege, während die übrigen in schnurgeraden Reihen liegenden Erdhügel eine numerierte längliche Schieferplatte aufwiesen. Auf den großen Denkmälern war nur Name und Todestag des darunter Ruhenden, sowie der Spender des Grabmals angegeben. Sämmtliche Hügel waren, weil unbekleidet, halb zerfallen. Es waren bereits verschiedene Gräber für etwaigen Bedarf fertig gestellt, was auf eine ziemlich starke Sterblichkeit schließen ließ; Mengen von Käfern warteten schon darin der Beute.

Nachdem der goldbordierte Koffer in einer solchen Grube verschwunden war, trat ich mit der sich zerstreuenden Menge den Rückweg an. Nicht immer sind die Leichenbegängnisse so

pomphaft, später sah ich mehrfach Särge von wenigen Angehörigen im schnellsten Tempo die Straße zum Kirchhof hinauf getragen werden.

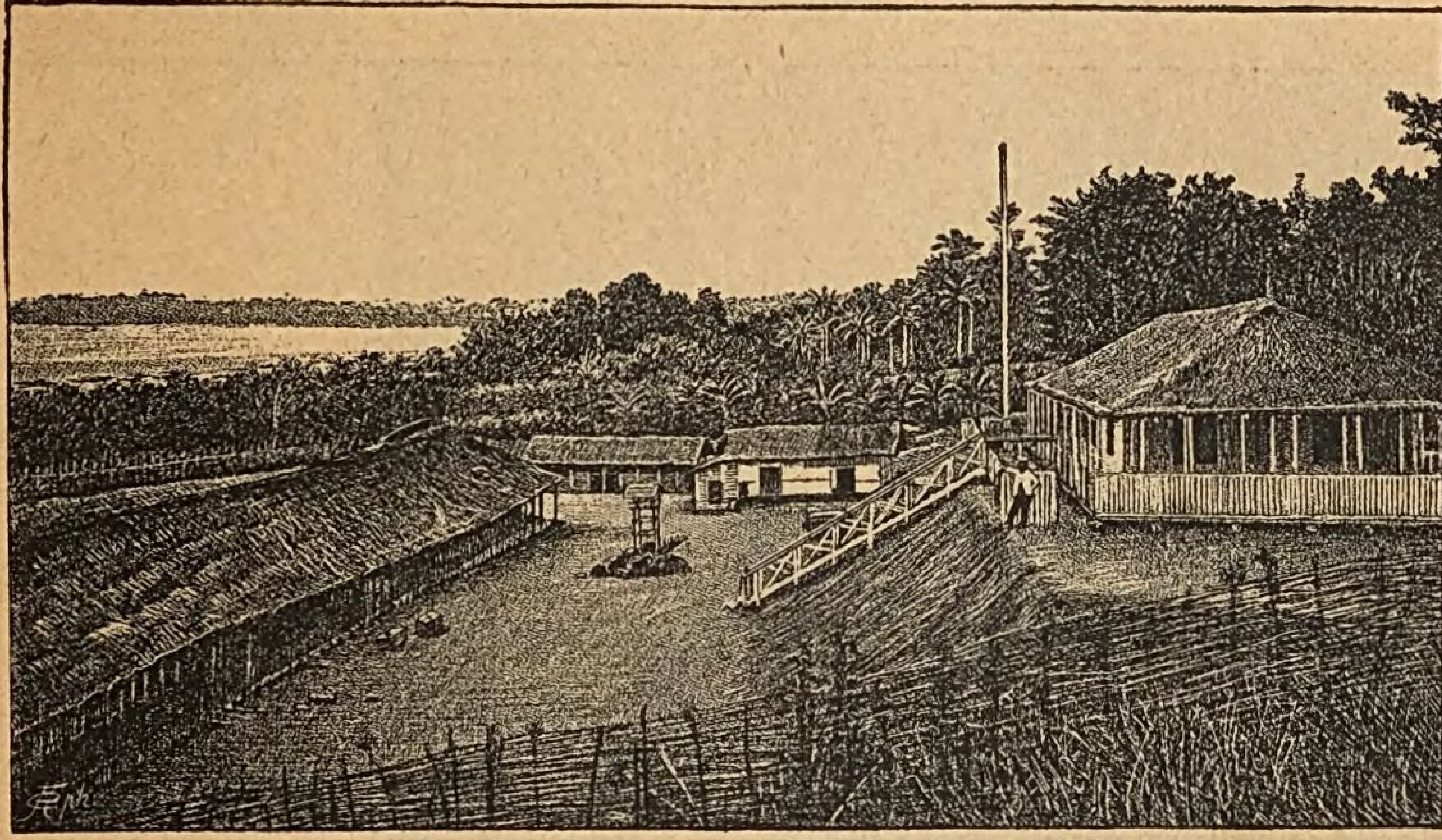
Diese Schilderung zeigt, daß man an einzelnen Punkten der westafrikanischen Küste bereits Verhältnisse antrifft, die sich nicht weit von den europäischen entfernen; außerdem ist sie aber ein Beweis dafür, wie leicht sich die Neger der Kultur anzupassen und die äußere Form nachzuahmen verstehen, so daß wir sie für befähigt halten dürfen, in absehbarer Zeit brauchbare Förderer der Kultur zu werden und die Zukunft Westafrikas selbst mit gestalten zu helfen.

Fig. 65.



Handelskarawane nach der Ankunft. (Ambriz.)

Fig. 66.



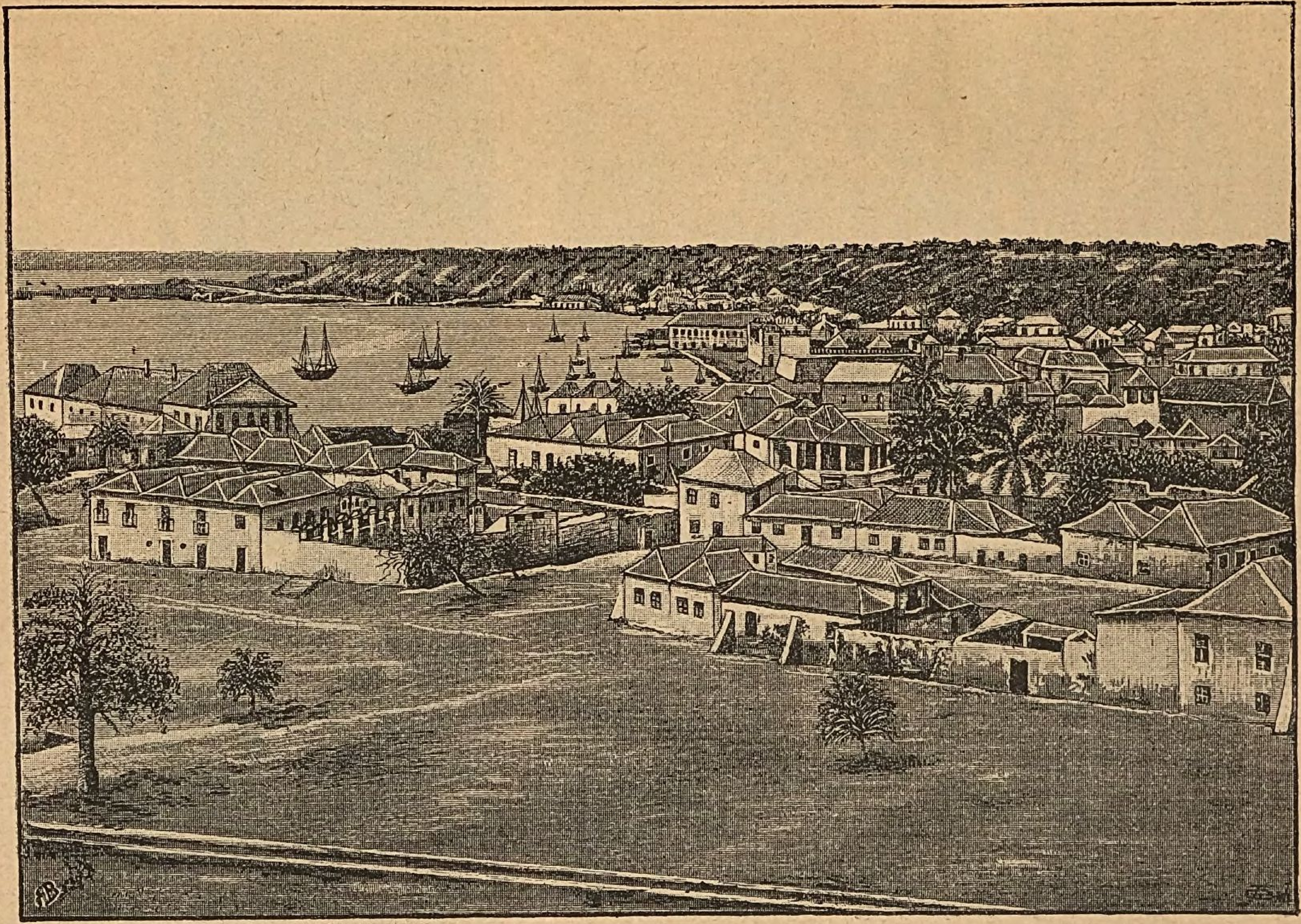
Faktorei (Cabinda).

Kapitel V.

Religiöse Anschauungen und Rechtsverhältnisse.

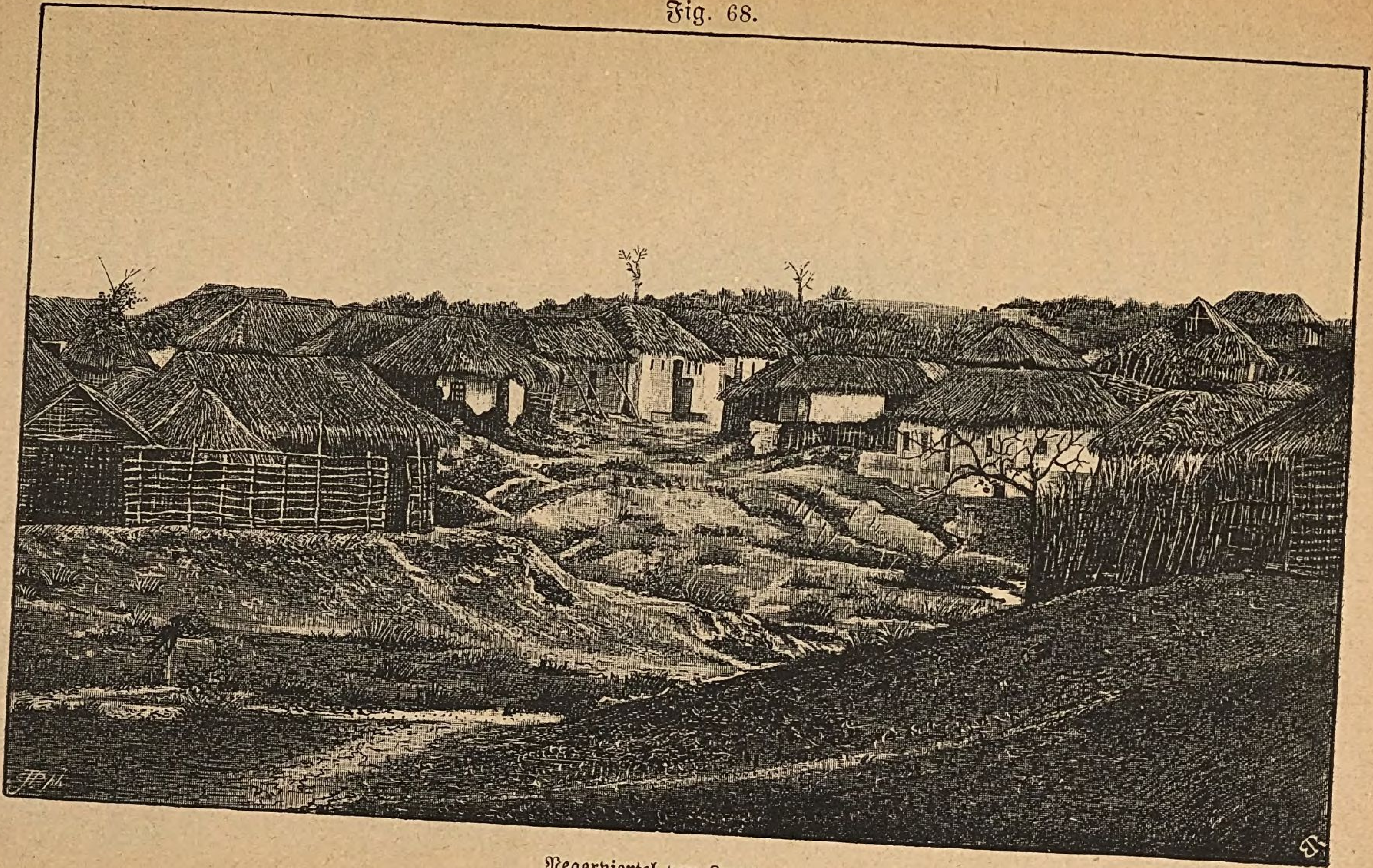
Wenn von westafrikanischem Fetischdienst die Rede ist, so ist Mancher geneigt, ihn mit dem blutigen Opferdienst der Mexikaner zur Zeit der unvergleichlich kühnen Eroberung des Landes durch Cortez auf eine Linie zu stellen und die meist fratzenhaften Figuren, welche die ungeübte Hand des Negers schnitzt, mit den kolossalen Steinbildungen des schrecklichen Kriegsgottes Huitzilopochtli zu vergleichen. Wir haben es indes hier durchaus mit keinem eigentlichen Götzendienst zu thun, sondern mit unfertigen Anschauungen eines wilden Volkes, das sich zwar zu der Erkennung eines höchsten Wesens bereits emporgeschwungen, aber zu dem einheitlichen Glauben noch nicht hindurchgerungen hat, gewissermaßen überall das Bedürfnis eines Vermittlers mit dem höchsten Wesen fühlt und solche in den Naturkräften

Fig. 67.



Stadt und Hafen von Loanda.

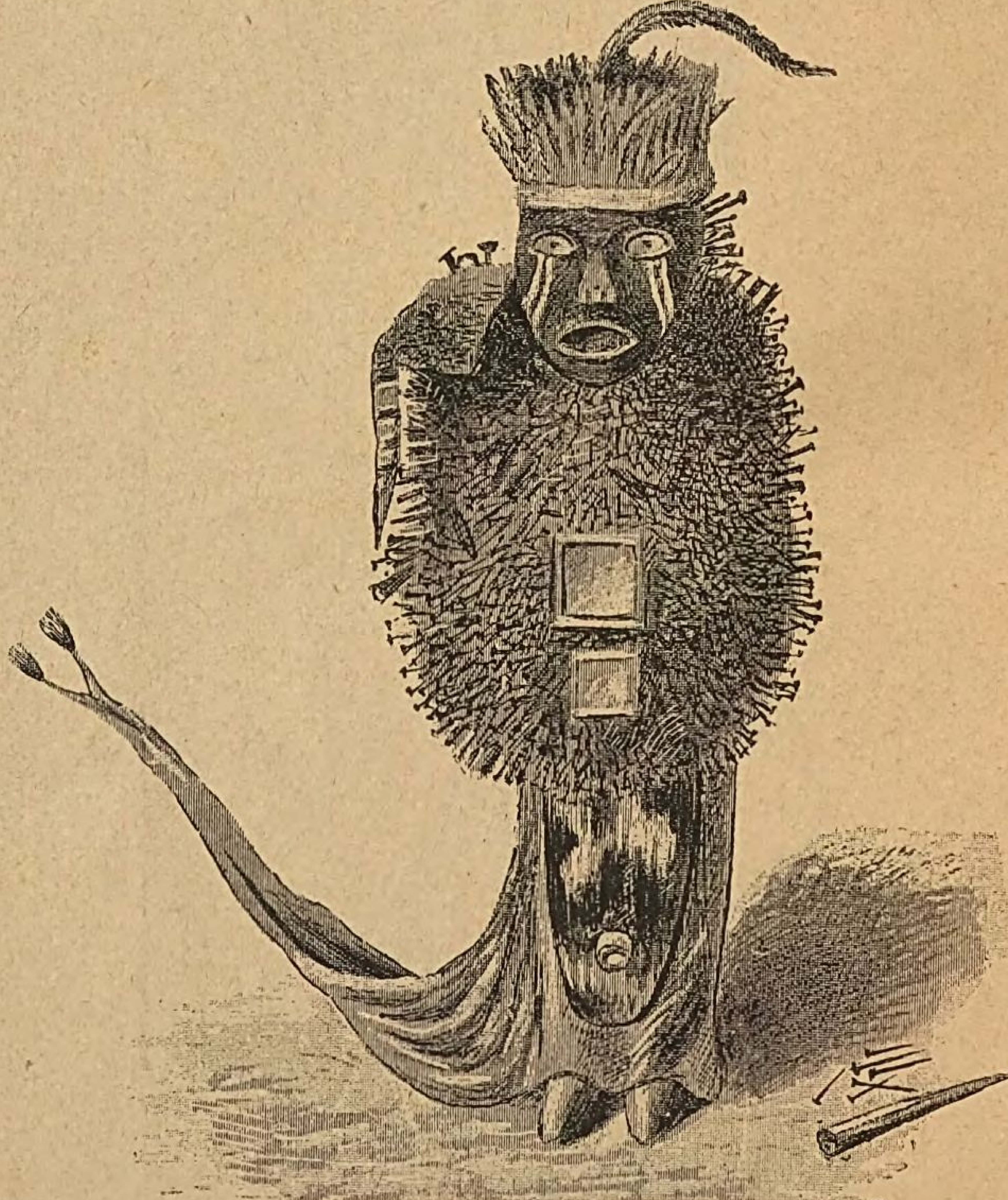
Fig. 68.



Negerviertel von Loanda.

zu finden meint. Diese nun glaubt der Neger sich durch Vermittelung besonders begabter Menschen, der Priester oder Ärzte, mit Hilfe gewisser Zaubermittel geneigt und dienstbar machen zu können,

Fig. 69.



Mit Nägeln bedeckter Fetisch. (Nach Aquarelle von Dr. Pechuel=Lösche.)

indem er einen Teil jener Naturkräfte für sich zu bestimmten Zwecken in seine Idole und Amulette bannen läßt.

Wir haben also bei den Westafrikanern streng zwischen Glauben und Aberglauben zu unterscheiden, nur ist die Grenze schwer zu finden, da beide wie Fäden eines kunstvollen Gewebes

sich innig miteinander mischen. — Wenn wir nach der Ursache des Aberglaubens forschen, so finden wir sie bei allen Naturvölkern, ebenso wie bei ungebildeten Resten der Kulturvölker und dem noch verschleierten Verstande jedes Kindes in der Furcht vor dem Unverstandenen, Unbegreiflichen. Unglück, Krankheit, Tod erscheinen dem unentwickelten Gehirn als ebenso schwere, wie unverschuldete und unnötige Schläge. Seiner Meinung nach müssen unbekannte ihm feindlich gesinnte Gewalten vorhanden sein, welche durch Neid und Mißgunst seiner Nebenmenschen über ihn geschickt werden, gegen welche es daher auch einen greifbaren Schutz geben muß. In der ohnmächtigen Wut gegen das ihn verfolgende Geschick sucht er nach seinen Feinden und bemüht sich, sie der Schuld zu überführen und aus der Welt zu schaffen. So sehen wir die Hexenfurcht mit der daraus sich ergebenden Verfolgung als durchgehende Erscheinung bei allen Naturvölkern und unerzogenen Individuen auftauchen, so sehen wir sie auch in Westafrika den Brennpunkt des Fetischismus bilden, von dem aus sich der Aberglaube in immer kleineren Schwingungen zu den Amuletten und allgemeinen nichts sagenden Verboten verflacht.

Fig. 70.



Ganga in gewöhnlicher Tracht.

Das Wort selbst stammt aus dem Portugiesischen und ist aus feitico, was Zauber bedeutet, abgeleitet; in der Negersprache braucht man für Hexe den Ausdruck „endoxe“. Nach Bastian (Zeitschrift für Ethnol. 1874 S. 4) wird der Ursprung der Endoxe in den Schöpfungsmythen mit dem ersten Sterben in Verbindung gebracht, das erst, wie bei den Grönländern, nach einem Götterstreite eintrat, während anfangs das Leben beständig währte und sich mit dem Neumonde stets erneute. Ursprünglich tötete der Endoxe im Auftrage der Gottheit, zu der er an einem Spinnfaden hinaufkletterte. Allmählich aber maßte er sich mehr und mehr Gewalt an und wurde zum bösen Prinzip, das unter der Erde wohnt und seine Emissäre an die Oberfläche schickt, um die Menschen zu quälen.

Nun tritt der Ganga, welcher als Teufelskünstler die Beschwörung der unsauberen Gesellschaft vorzunehmen hat, allmählich in den Vordergrund. Er kommt aber durch seine erworbene Macht und seinen dauernden Verkehr mit den bösen Geistern leicht in Gefahr, selbst einer derselben zu werden und jene zu mißbrauchen. Er würde dann allerdings nur zu dem werden, woraus er entstand; denn nach geltender Anschauung war der erste Ganga ein abtrünniger Endoxe, der, um beim Todesurteil sein Leben zu retten, sich für schuldig erkannte und erbot, die ihm bekannten Kräfte und Zaubermittel fortan zum besten der Menschheit, statt zu ihrem Schaden zu verwenden. Von diesem abtrünnigen Endoxe lernten dann einige Geweihte die Zaubermacht und übertrugen sie allmählich auf die ganze Klasse der Ganga oder, wie sie in Benguela heißt Quimbanda.

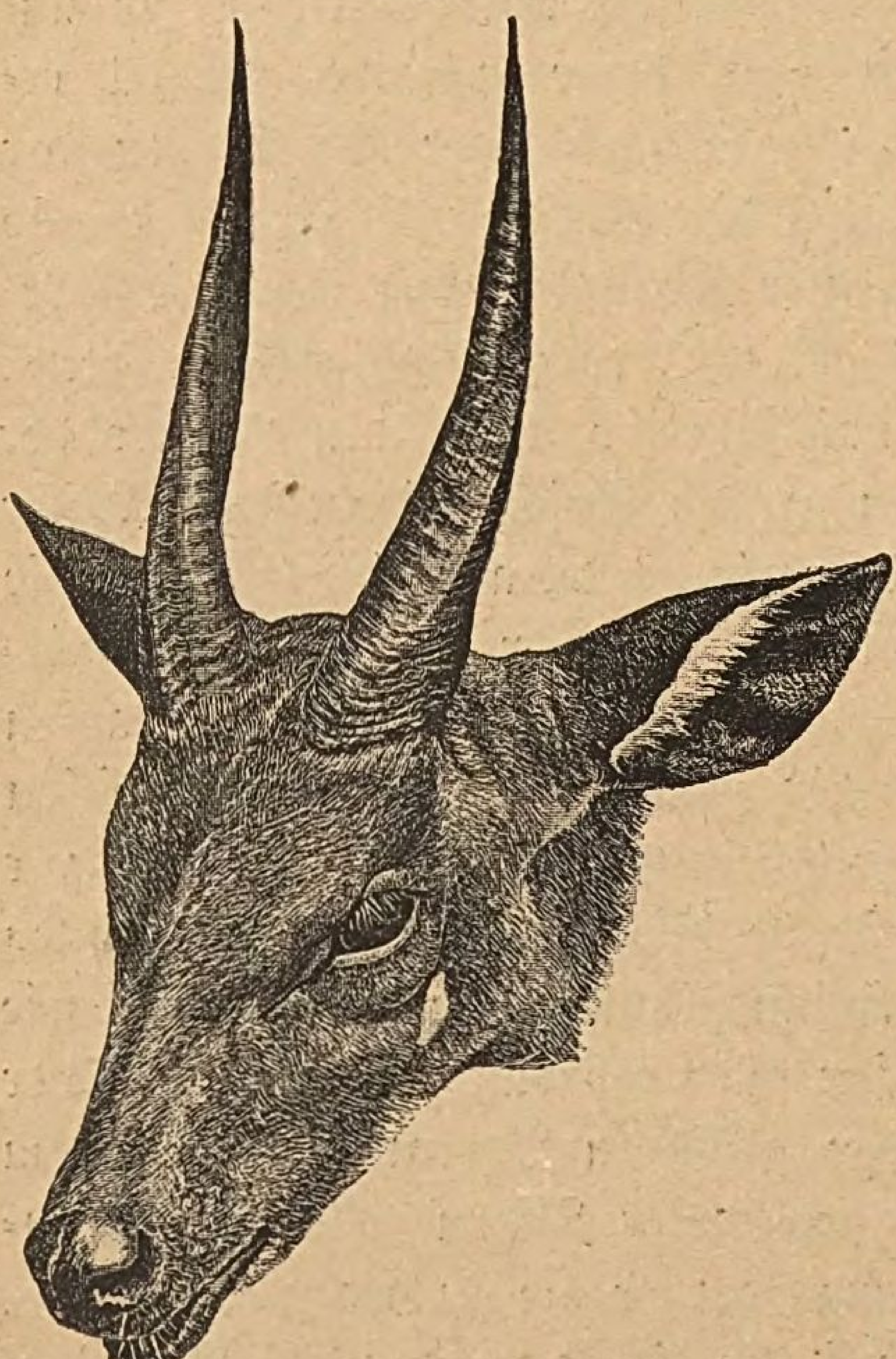
Diese haben eigentlich einen dreifachen Beruf, sie sind zugleich Ärzte, Priester und Zauberer. Hierbei kommt es nun wohl vor, daß einzelne Ganga sich einen überwiegenden Ruf für eine dieser drei Richtungen erwerben und gewissermaßen als Spezialisten wirken, doch tritt eine völlige Trennung nie ein, jeder Ganga ist ein Gemisch dieser drei Begriffe.

Heben wir zunächst seine segensreiche Seite, die des Arztes

hervor, so läßt sich nicht leugnen, daß ihm, wie unseren Schäfern, manche wohlthuende Kräuter für innere und manche Hantierungen bei äußeren Leiden bekannt sind, welche dort, wo es keine geschulten Ärzte giebt, abgesehen von vielen Mißgriffen manches Gute zu Wege bringen; während die gleichen Reste überwundener medizinischer Kindheit bei uns nur dem zurückgebliebenen Verstande erwachsener Thoren genügen können. In mancher dort angewendeten Methode können wir unschwer die erste Stufe der in unserer ausgebildeten Heilkunst noch heute geltenden Mittel erkennen. So wird bei Mundkrankheiten oder Affektionen der Mandeln in Loango ein Aufguß der Blätter vom Kraute oando oder gingungo als Gurgelwasser gebraucht. Bei Hautleiden benutzt man Maniokstärkemehl als Pulver zum Einpudern. Beim Husten übergießt man die nach Melisse riechenden Blätter der Pflanze Bullocutto in einem großen Gefäß mit heißem Wasser und läßt den Kranken darüber gebeugt die aufsteigenden Dämpfe atmen. Auch die Wohlthätigkeit einer vermehrten Schweißsekretion ist ihnen bekannt, zu welchem Zweck sie den Kranken mit einer Abkochung verschiedener Pflanzen vor der Hütte waschen und ihn dann auf sein Lager hinein tragen, gleichzeitig aber zur besseren Wirkung mit einem Tuche bedecken. Den eigentümlichsten Anklang an uns bekannte Heilmanipulationen bildet das, wie früher bei uns, als Mittel für alles gebrauchte Schröpfen. Der Ganga hält sich hierzu einen größeren Vorrat innen und am unteren Rande fein sauber geglätteter Ziegen- oder Antilopenhörner. Vor der Anwendung legt er sie in warmes Wasser, setzt das weite Kopfende auf die Haut und verdünnt durch Saugen an dem spitzen gleichfalls durch Abschliff geöffneten Ende die Luft, worauf er das dort befestigte Stückchen Wachs mit den Zähnen zusammenbeißt. Nach einer Weile nimmt er das Horn ab, macht in die emporgewulstete Haut mit einem Messer viele kleine Einschnitte und setzt nun das Horn zu seinem Hauptzweck, der Blutentleerung, wieder auf. Die zurückbleibenden Narben findet man so ungemein häufig und bei dem einzelnen

Individuum in so großer Menge, daß der Uneingeweihte anfangs glaubt, Tätowierungen vor sich zu haben. Daraus kann man schließen, daß dies Geschäft für den Ganga recht einträglich sein muß. Nun darf man sich aber nicht vorstellen, daß dieser in ruhiger Würde seines Berufes waltet und nachdenklich ernst von einer Hütte zur andern zieht; denn das eigentlich Heilbringende ist ja seine Fähigkeit, durch Zauberei die Krankheitsursache, das in den Leidenden durch einen Endoxe eingeführte Böse zu vertreiben oder unschädlich zu machen. Zu diesem Zweck bemalt er sich in abschreckender Weise mit weißem Thon (s. Fig. 72) und rotem Farbholzpulver, bringt seine Fetische oder Idole, sowie seinen Zaubersack mit und beginnt sein Werk durch Anrufen, Bitten und Verwünschen, Versprechen und Drohen, unter Tanzen, Gliederverrenkungen und allerlei Hokuspokus. Die versammelte Menge, oder doch zum mindesten die Beteiligten begleiten sein Thun meist mit mißtönendem Gesang und Geschrei, wobei diejenigen am meisten Eifer zeigen, welche in Verdacht des Endoxe zu geraten fürchten. Wie wenig ein solcher Höllenlärm dem Kranken dienlich ist, welche Qualen selbst ein an ähnliche Excesse gewöhntes Negerhirn dabei erleiden muß, wenn es angegriffen ist, kann man sich leicht vorstellen.

Fig. 71.



Kopf einer Antilope. (Tragelaphus scriptus.)

Auf die Funktionen der Ganga in ihrer Eigenschaft als Priester kommen wir bei der Besprechung der vorhandenen religiösen Anschauungen zurück und beschäftigen uns jetzt weiter mit ihren Hauptleistungen als Zauberer, welche darin bestehen, diejenigen ausfindig zu machen, welche Tod verursachten oder Dürre und Hungersnot über das Land brachten, welche sich an fremdem Eigentum vergriffen, Tiere fallen ließen oder sonst ein Unglück bedingten.

Handelt es sich z. B., um mit dem Geringeren zu beginnen, um einen Diebstahl, so ruft der Bestohlene je nach der Größe des abhanden gekommenen Objekts und je nach dem allgemeinen Vertrauen zu einem als wirksam bekannten Fetisch den Ganga aus der Umgegend oder aus weiter Entfernung. Bei kleineren Diebstählen begnügt man sich damit, einen oder ein paar Nägel, die gewöhnlich vorher im Feuer heiß gemacht werden, durch den Ganga in den Holzkörper des Fetisch treiben zu lassen (s. Fig. 69). Dieser besitzt oft eine ansehnliche Größe und kommt von der eines Säuglings bis zu der eines mittleren Mannes vor. Auf den Kopf des Nagels müssen alle Beargwöhnte oder das ganze Dorf Hammerschläge machen, denn man glaubt, daß der im Fetisch wohnende Geist durch die Schmerzen, welche der glühende Nagel seinem Körper verursacht, in solche Wut über den Schuldigen gerät, daß er ihn mit fürchterlichen Strafen dafür durch das Leben verfolgt.

Diesen Aberglauben machen sich die Europäer vielfach zu Nutze, und auch wir waren mehrfach in der Lage, den Fetisch holen zu lassen, um wieder in den Besitz abhanden gekommener Gegenstände zu gelangen. Versprachen wir dann der versammelten Schar, den Nagel nicht einschlagen zu lassen, falls sich das Gestohlene wieder an seinem Platze fände, bevor die Sonne eine bestimmte Höhe am Himmel erreicht habe, so kamen wir fast regelmäßig wieder zu unseren Sachen, ohne doch jemals den Thäter zu erwischen. Die Furcht vor der Verfolgung des Fetisch

Fig. 72.



Ganga, d. h. Zauberer, Arzt, Priester in feierlichem Putz.

ist grenzenlos, und nur selten hält der Neger der unbekannten ihm drohenden Gefahr stand.

Bei schwerem Diebstahl wurde in Loango der weithin gefürchtete Mabiali-mandembo, der im Besitz des Oberganga in

Malembo war, gerufen und erschien in Begleitung des ganzen Dorfes, getragen in einer Tipoja unter den schaurigen weithin hallenden tiefgezogenen Tönen der Elfenbeinhörner und dem Klappern der großen Eisendoppelglocken, das durch wüstes Geschrei noch übertönt wurde. Die ganze Umgegend gerät bei solchem Ereignis in Extase, und wunderbar ist es nicht, wenn schon jetzt dem beargwohnten Missethäter das Herz vor die Füße fällt. An dem auf die Ankunft folgenden Tage erst mutet man dem Fetisch die Arbeit zu, den Thäter ausfindig zu machen, gießt ihm zur Aufmunterung etwas Rum in den offenen Rachen, steckt kreuzweise Messer vor ihm in den Erdboden und giebt ihm schließlich eine abgeschälte Banane in die Mundöffnung. Unter den Beschwörungen und wilden Bewegungen der Ganga, unter Trommelschlag und allgemeiner Aufmerksamkeit der aufs äußerste erregten und interessierten Menge müssen die Beschuldigten sich nahen und von der Banane abbeißen, wobei langsames Siechtum den Thäter unfehlbar treffen soll. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, wenn nicht sicher, daß der Ganga mit dem Nagel an einer Stelle der Banane ein allmählich wirkendes Gift eindrückt, welches für einen der Verklagten, ob schuldig oder nicht, verhängnisvoll werden muß. Wer wird es jemals dem armen Schelm glauben, daß er ein Opfer des schlauen Ganga wurde? Mabiali-mandembo hat nach der Überzeugung aller den Schuldigen gefunden und bis zum Tode verfolgt. Einen aber muß er immer finden, wenn es nicht bald mit seiner Macht zu Ende gehen soll.

Handelt es sich darum, den Urheber eines Todesfalls zu erkunden, so sind unter vielen anderen Methoden folgende, welche in Benguela üblich sind, bemerkenswert. Man bindet dem Toten eine Perlenschnur um die Stirn und nun fragt ihn der Ganga, ob er selbst ausgehen wolle, den Schuldigen zu finden. Fällt die Antwort durch jenes Mund bejahend aus, so tragen die Verwandten die Leiche in einer Hängematte im Dorfe und den umliegenden Ortschaften herum, bis sie vor einer Hütte stehen

bleiben und erklären, der Tote halte sie hier fest und lasse sie nicht weiter, da hier der Mörder zu finden sei. Man dringt dann in die Hütte, plündert sie, brennt sie nieder, nimmt den Bewohner gefangen und tötet ihn. Daß die ganze Prozession nur zum Schein arrangiert ist und man sich mit dem Ganga über das Opfer vorher geeinigt hat, braucht nicht erst versichert zu werden.

Eine andere Art, den Schuldigen zu finden, ist die, daß die nächsten Anverwandten zu einem beliebigen Ganga gehen und sich irgendwen als der Thäterschaft verdächtig angeben lassen. Hierauf gehen sie zu noch zwei anderen und bitten ebenfalls um die Bezeichnung des Schuldigen. Nannten alle drei denselben Namen, so gehen sie hin, den Betreffenden in Ketten zu legen, wo nicht, so beginnen sie ihren Umgang von neuem, bis das Unternehmen von dem gewünschten Erfolge gekrönt ist. Doch darf in diesem Falle die Strafe nicht sofort eintreten, sondern muß auf eine später zu beschreibende Art ihrer Ansicht nach erwiesen werden.

Ähnlich ergeht es bei anderen Unglücksfällen, ähnlich bei Naturereignissen, die, weil unerklärlich, durch einen Endoxe angestiftet sein müssen. Im ganzen bleibt es ungewiß, ob man die Ganga als bewußte oder betrogene Betrüger anzusehen hat. Möglich wäre es ja immerhin, daß sie sich als willenloses Werkzeug einer höheren Macht betrachten, und eigentümlich ist es, daß einzelne solcher Leute einen gutmütigen und durchaus nicht aufgeweckten Charakter zeigen.

Neben dieser Hauptaufgabe, welche sie in gewissem Sinne zu Propheten stempelt, fällt ihnen weiterhin die Anfertigung der Amulette zu, auf welche sie einen Teil ihrer Zauberkraft übertragen. Auch diese Amulette können die Form menschlicher Figuren zeigen, brauchen es aber nicht notwendig, schließlich kann jeder Stein, ein Stück Baumrinde, ein Lappen, eine Affenpfote oder ein Tigerzahn dem gewünschten Zweck dienen. Die Zauberkraft, welche diesen Amuletten innewohnt, soll stärker sein, als die dem Träger von außen drohende Gefahr, und ihn so gegen jedes

Unglück schützen. Erweist sich ein Amulett einmal zu schwach, hat der Fetisch seine Pflicht nicht erfüllt, so nimmt man an, daß die Zauberkraft von ihm gewichen sei, vergräbt oder verkauft ihn und besorgt sich einen besseren. In gleicher Weise naiv ist auch die Idee, daß man dem Fetisch Dinge, die ihm nicht gefallen könnten, verbergen müsse. Will also der Neger nach unserem Begriffe sündigen, z. B. stehlen, so vergräbt er für die Zeit der That seinen ihm unbequemen Fetisch und holt ihn nachher mit unschuldvollster Miene wieder hervor.

Da nun der bösen Kräfte viele sind, so braucht der Neger gegen jede ein besonderes Schutzmittel, so daß er schließlich in ihnen seinen Reichtum sieht und sich, wenigstens bis er vom Gegenteil belehrt wird, sicher fühlt. Da giebt es Fetische, um ungestraft ein feindliches Dorf zu passieren, oder einen guten Handel zu machen, andere schützen gegen Unwetter auf See oder gegen Krokodile in den Flüssen, andere machen kugelfest oder verschaffen gute Jagdbeute, andere helfen Frauen in schweren Stunden, schützen die Hütten vor Dieben, kurz es kann eigentlich kein Unfall erdacht werden, gegen den man nicht durch einen Fetisch Rat schafft.

Schließlich wird das Wort Fetisch im abstrakten Sinne noch für gewisse Verbote oder allgemein giltige Gesetze gebraucht, wofür der Neger auch das Wort Xina, der Südseeinsulaner den Ausdruck tabu hat. So ist ein bestimmter Ort, eine Gegend, ein Dorf oder ein Hain heilig und deshalb Fetisch; so dürfen einzelne Individuen an bestimmten Tagen oder überhaupt kein Schweinefleisch, Hühner, Fische und dgl. essen, anderen ist der Anblick des Meeres, eines Flusses, einer Quelle verboten; und diese Xina erstreckt sich nicht allein auf die Person, sondern bleibt in der Familie erblich. Da kann es dann leicht vorkommen, daß jemand ahnungslos die für ihn geltende Xina übertritt und, falls er erkrankt, verfehlt der Ganga nicht, ihm die natürliche Ursache in dieser Übertretung mitzuteilen und das alte Verbot für die Zukunft durch neue zu verschärfen.

Zu erwähnen bleibt noch der sogenannte Schädelfetisch, welcher mehrfach in Westafrika angetroffen und von Güßfeldt im Bakunyalande, von uns allen bei Massabe in Loango besichtigt werden konnte. Ein solcher besteht aus Anhäufungen der Schädel von Tieren, die auf der Jagd erlegt und von dem Jäger zur Erhaltung seines Jagdglücks dem Fetisch gewissermaßen als Opfer dargebracht wurden. Man findet daselbst Schädel von Antilopen, Büffeln, Pinselohrschweinen, aber sehr häufig auch von großen ausgewachsenen Gorillas. In der Nähe steht eine Hütte des Hüters, der seines Amtes mit größter Gewissenhaftigkeit waltet. Ich erinnere mich noch eines fürchterlichen Aufruhrs der ganzen Umgegend von Massabe, als ich mich mit meinem photographischen Apparat an Ort und Stelle begeben hatte, um den Fleck aufzunehmen. Es war das einzige Mal, daß es mir nicht gelang, die Gemüter zu beruhigen, und daß ich, ohne meinen Plan ausgeführt zu haben, den Platz wieder verlassen mußte.

Fig. 73.



Kopf einer Antilope. (Tragelaphus euryceros.)

Wichtig ist auch der Lembefetisch, weil er einen ganz besonders veredelnden Einfluß auf das eheliche Leben hat. Für ihn baut man eine besondere Hütte, die von einem hohen Zaun aus Papyrusschaften umgeben ist und nur von einem Ehepaar betreten werden darf, das durch ihn vereinigt wurde. Allen übrigen Negern ist sie unnahbar, so daß man das Lembehaus

gern zur Aufbewahrung der kostbaren beweglichen Habe benutzt. Die durch Lembe Verbundenen bilden eine Art Orden, in welchen nur vornehme Neger eintreten können. Diese tragen einen kupfernen ziselierten Ring am rechten Handgelenk und geben der betreffenden Frau einen glatten in gleicher Weise zu tragenden Ring, durch welchen sie vor den übrigen Frauen dauernd ausgezeichnet bleibt.

Wenn wir die einzelnen Gegenden unseres Gebietes bezüglich der Intensität des Aberglaubens miteinander vergleichen, so ist gerade der Teil, welcher zur Zeit der Entdeckung mit dem Christentum bekannt wurde, dem Fetischdienst am meisten verfallen, und man schließt vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, daß der unverstandene neue Kultus zu diesen Auswüchsen des alten führte. Lenz teilt diese Ansicht und führt ausdrücklich an, daß er am Ogowe die figürliche Darstellung der Fetische nicht häufig angetroffen habe.

Es kann nach den Beispielen, welche wir bei allen Völkern finden, nicht wunder nehmen, daß die Ganga bestrebt sind, durch gewisse Absonderlichkeiten die Scheu und Ehrfurcht vor ihrer Person zu vermehren. Von ihrer Vorliebe für Bemalung des Körpers und für eigentümlichen Schmuck haben wir schon gesprochen. Bastian erzählt aber noch, daß sie sich zu gewissen Zeiten in das Innere eines Waldes zurückziehen, dessen Betretung dann verboten ist. Nur bestimmte Frauen dürfen auf besonderen Wegen ihre Männer besuchen. So lebt der Hauptganga in Tschiloango außerhalb des Dorfes am Eingang zum Walde und wird dort von seinen Frauen bedient, deren erste seine Speisen an einem abgelegenen Teil des Gehölzes zubereitet und dann mit Palmblättern bedeckt, damit keines Menschen Auge darauf falle, zu ihm in die Hütte bringt, wo er ißt, ohne von Fremden gesehen zu werden. Auch dürfen die Ganga nur von bestimmten Plätzen Wasser trinken, das zu gewissen Stunden des Tages oder der Nacht geholt werden muß. Durch vielfache Speiseverbote ist ihre Fleischdiät, da sie manche Tiere oder Fische nicht

einmal sehen dürfen, eine äußerst beschränkte, so daß sie vielfach nur von Wurzeln und Kräutern leben, auch rohes Blut trinken mögen. —

Das bisher Gesagte mag uns zur Erklärung des westafrikanischen Fetischdienstes, welcher also streng von der eigentlichen Religion zu trennen ist, genügen, und wir wollen nun versuchen, uns von dieser ein möglichst klares Bild zu machen.

Zunächst glaubt der Neger an einen mächtigen guten Geist, Zambi, der im Himmel wohnt und der Schöpfer des Menschengeschlechts wurde. Verschiedene Ausdrücke wie „Gott hat alles bestimmt", „Gott hat ihn gerufen" hört man durchaus nicht selten. Ihrer Ansicht nach war die Erde erst mit Affen bevölkert, welche aber Zambi oftmals ärgerten, indem sie das Gesäß zum Himmel kehrten, so daß er sie in die Wälder jagte und an die Arbeit ging, Menschen zu schaffen. Er begnügte sich mit zwei Paaren, welche er neben einen Brunnen setzte und ihnen zum Hausgenossen einen Hahn gab. Beide Paare waren infolge des erdigen Materials, aus welchem sie geformt waren, von grauer Farbe, doch als der Hahn früh am Morgen krähte und der eine Mann erwachte, weckte er seine Frau und sprang mit ihr in den Brunnen, wo beide sich wuschen, bis sie weiß wurden. Das andere Paar fand nur noch schmutziges Wasser und wusch sich nicht, sondern blieb in der Hütte, wo es vom Rauch des Feuers beim Dörren der Fische allmählich ganz schwarz wurde. Beide Paare gerieten, weil sie äußerlich so verschieden waren, viel in Streit und trennten sich bald so weit, daß sie nichts mehr voneinander hörten.

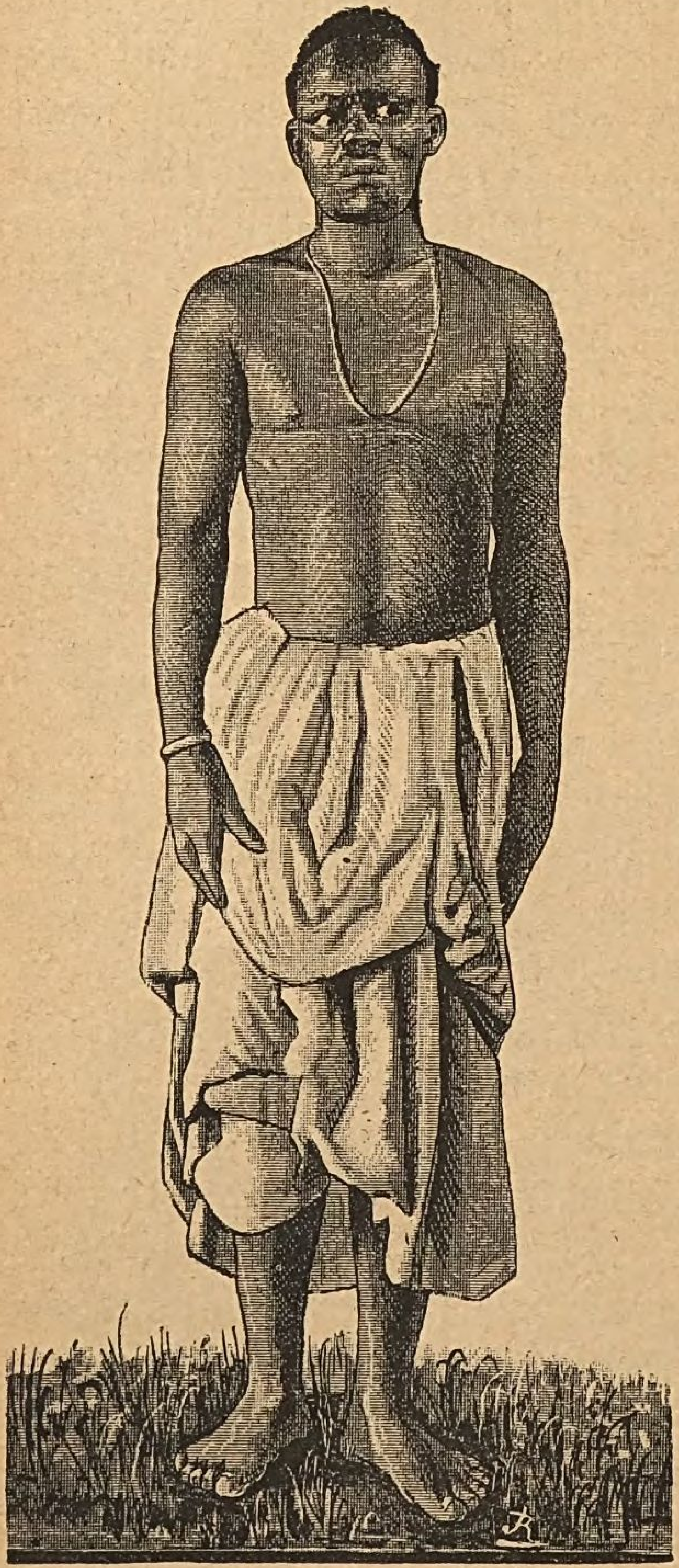
Anfangs waren viele Sonnen am Himmel, doch litten die Menschen darunter so sehr, daß Zambi alle bis auf eine auslöschte und auch den Regen schickte, mit welchem alle Keime für Pflanzen und Tiere zugleich herabfielen. — Als der gute Geist einmal auf der Erde nachsah, ob seine schwarzen Kinder sich behaglich fühlten, vergaß er bei ihnen eine Cola-Nuß, welche noch jetzt eine der größten Delikatessen der Neger ist. Der Mann

hatte Lust zu kosten, wie sie schmecke, doch riet das Weib ihm dringend davon ab, um den guten Geist nicht zu erzürnen. Dennoch konnte der Mann nicht widerstehen, steckte sie in den Mund und war eben im Begriff sie zu verschlucken, als Zambi, der seinen Verlust bemerkt hatte, plötzlich vor ihm stand und mit der Hand nach seiner Kehle griff, so daß er die Nuß sofort von sich geben mußte. Die Folgen des Griffs blieben dauernd am Halse durch den vorspringenden Kehlkopf bemerklich. Zambi aber blieb nachdenklich, weil das Weib sich gegen seine Absicht stärker gezeigt hatte, als der Mann, und beschloß, diesen Schöpfungsfehler wieder gut zu machen. Dies war für ihn ein leichtes, indem er das Weib der Länge nach öffnete und den Inhalt minderte; dann nähte er sie von oben her wieder zu, doch war der Faden etwas kurz. Einen neuen zu nehmen hatte er keine Zeit, da die Schöpfungsgeschäfte drängten, und so wurde die Cola-Nuß in Verbindung mit dem kurzen Faden allmählich die Begründerin des Negergeschlechts.

Die meisten Forscher nehmen an, daß die Neger an eine Fortexistenz der Seele der Gestorbenen glauben, wenn es auch nicht immer deutlich wird, inwieweit man es allein mit einer unklaren Gespensterfurcht zu thun hat. Lenz äußert sich darüber (l. c. S. 209) folgendermaßen: „Die in Afrika so allgemein verbreitete Sitte, den Platz oder wenigstens die Hütte, in der ein Neger gestorben ist, zu verlassen und zu vernichten, scheint doch schließlich mit einem dunklen Glauben an eine Seele oder einen Geist zusammenzuhängen, der nach dem Tode des Betreffenden zurückkehrt, um seine frühere Wohnung wieder einzunehmen. Dieser Glaube an die Geister der Verstorbenen ist bei den afrikanischen Stämmen verschieden hoch entwickelt, Anklänge daran aber dürften sich überall finden, wie mannigfache Gebräuche beweisen. Das Töten von Sklaven am Grabe eines Verstorbenen, damit derselbe auch als Geist ein seinem Range entsprechendes Gefolge habe, das Mitgeben von allen möglichen Gerätschaften, Waffen, Schmuck ꝛc. in das Grab, alles das deutet darauf hin,

daß man noch an ein Fortwirken der Gestorbenen glaubt. Um nun aber durch das Erscheinen der Geister nicht gequält zu werden, ziehen es die Überlebenden vor, den Platz zu verlassen.“

Fig. 74.



Sklave vom Kongo.

Pogge machte bei den Kalunda die Beobachtung, daß sie vor den Geistern der Verstorbenen, die sie „Mahamba“ nennen, eine solche Furcht haben, daß sie, um jene bei guter Laune zu erhalten oder die bösen und gefährlichen unter ihnen zu besänftigen, große Mahamba-Feste veranstalten. —

Wir selbst waren einmal Zeuge, wie nach dem Tode eines sehr geachteten Dorfhäuptlings in der Nähe unserer Station ein bei uns dienender Negerjunge am ganzen Leibe aus Furcht zitterte, der Geist des Verstorbenen möchte ihm Schaden zufügen. In seiner Erzählung betonte er ausdrücklich, daß derselbe uns Weißen nichts thun würde, sondern nur Neger besuche.

Hier kommen wir nun noch einmal auf den Beruf des Ganga als Priester zurück. Als solcher hat er den Verkehr der Menge mit Zambi

zu vermitteln und besonders in trockenen Jahren die Ceremonieen zur Erlangung von Regen zu leiten. Seine Verhandlungen mit dem guten Geist führt er aber nicht direkt, sondern bedient sich dabei als Fürsprecher seiner Fetische, die er kennt und auf die er sich verlassen zu können hofft.

Fig. 75.



Vornehmer Neger aus Loango.

Wir sehen aus allem, wie das ganze System, durch welches der Neger das wirkliche Leben mit dem unbekannten Jenseits und einer allmächtigen Gottheit verbindet, sehr verworren und unklar ist. Wenn aus dem ganzen Gewebe hier nur die Hauptfäden herausgezogen wurden, um von den Grundanschauungen ein möglichst klares Bild zu liefern, so geschah es deshalb, weil sich diese wohl auf unserem ganzen Gebiete finden dürften.

Betrachten wir nunmehr das Gemeinwesen desselben, so war das Land ursprünglich in mächtige Königreiche geteilt, in denen ein absoluter Herrscher mit despotischer Grausamkeit herrschte und seinem Willen unbedingte Geltung verschaffte. Im Augenblick treffen wir zwar auch noch einzelne kleine Könige, meist wird aber dieser Titel von den Reisenden mißbräuchlich gebraucht, da sich fast das ganze Gebiet in Anarchie befindet und zahllosen machtlosen Häuptlingen preisgegeben ist.

Wenn wir überall bei in der Kindheit befindlichen Völkern die Beobachtung machen, daß sich die Könige zur Befestigung ihrer Macht eines göttlichen Ursprungs rühmen, so wird auch dem Neger die direkte Belehnung derselben mit Krone und Zepter durch Zambi überliefert. Als sich nämlich die Menschen schnell vermehrten, wäre aus Mangel jeglicher Ordnung bald Streit und Zank unter ihnen entstanden, so daß der gute Geist zum ältesten Greise ging, ihm die Insignien seiner neuen Würde überlieferte und ihn zugleich für alles, was fortan auf der Erde geschah, verantwortlich machte. Dieser übertrug dann einen Teil seiner Last auf die Ganga, welche er zur Aufsicht überall da einsetzte, wo sich böse Gewalten bereits festgesetzt hatten.

Die klarste Darstellung über die früheren Staatsverhältnisse der Westküste verdanken wir meinem früheren Reisegefährten Dr. Pechuel-Lösche (Aus dem Leben der Loango-Neger. Globus XXXII. 1. 15. 16.), so daß wir die beste Einsicht in dieselben gewinnen werden, wenn wir seiner Schilderung in den Hauptzügen folgen. In der Mitte unseres Gebietes etwa lag das große Königreich Loango, das zwischen 4⁰ 17′ und 5⁰ 12′ s. Br. binnenwärts die Landschaft bis zum Gebirge umfaßte. Südlich davon lag zunächst das Königreich Kakongo und weiter Angoy, welches die schöne Bai von Cabinda besaß und sich bis zum Kongo erstreckte. Beide scheinen die Hegemonie Loangos anerkannt zu haben und diesem Herrscher tributpflichtig gewesen zu sein. In noch früherer Zeit bildeten sie wahrscheinlich die nördlichsten Provinzen des großen Kongoreiches, dessen Macht und Ausdehnung bald nach Ankunft der Portugiesen dahinschwand.

Auch der intakte Bestand der drei Loangoreiche konnte bei der namentlich durch den Sklavenhandel entstehenden Lockerung aller Bande der Gemeinsamkeit, trotz aller Versuche Einzelner, gegen das hereinbrechende Geschick anzukämpfen, kein lange dauernder sein. Der politische Verfall vollzog sich unaufhaltsam. Fürsten, Häuptlinge und Volk sowohl, als auch die verschiedenen Stämme gerieten in den Zustand des Krieges aller gegen alle.

So entwickelte sich eine vollständige Anarchie, welche zwar mit dem Aufhören des Menschenhandels in eine neue Phase getreten ist, aber nirgends eine Aussicht auf geregelte Verhältnisse auftauchen läßt. Gegenwärtig ist jeder durch Familienbande und Reichtum Mächtige unabhängiger Herr über sein Dorf oder seine Dörfer und den dazu gehörigen Distrikt. Bei den vielfachen Differenzen schließen sich die Schwächeren an die Einflußreicheren, von welchen einzelne, als Erben ehemaliger Würdenträger des Reiches, noch die vom Könige einst verliehenen Titel und Abzeichen beibehalten haben, um ihr Ansehen zu erhöhen.

Loango war ein Wahlreich, doch konnten nur Prinzen von Geblüt auf den Thron gelangen. Starb ein König, so führten die um ihn versammelten Großen des Reiches die Regierung in seinem Namen weiter. An ihrer Spitze stand ein Prinz, meist wohl ein Verwandter des Toten, mit dem offiziellen Titel: Nganga mvumbi (Leichenbewahrer) als Gouverneur. Für die Reichs-Aspiranten waren Reichtum und Familienverbindungen von größter Wichtigkeit, da die von Habgier beherrschte öffentliche Meinung sich naturgemäß demjenigen zuneigte, welcher die meiste Gewalt besaß und durch die wertvollsten Geschenke bestechen konnte. War vielleicht nach Jahr und Tag die Wahl entschieden, so begann der zukünftige König seinen Krönungszug.

In vollem Staate begab er sich nach dem Versammlungsplatz von Binga bei Ponte Negra, wo ihn außer den Großen des Reichs, den Ganga mit den Fetischen und allem Volk zwei ihm bestimmte Gattinnen aus einem hierzu privilegierten Dorfe empfingen. Das Lagerleben dauerte der Überlieferung nach auf Kosten des Königs so lange, bis ihm jede der beiden Frauen ein Kind geboren hatte. Dann ging es eine kurze Strecke fort zu einem Verhau, der nicht eher passiert werden konnte, bis dem dabei liegenden Dorf zwei Sklaven bezahlt waren. In dieser Weise soll es fortgegangen sein, bis fünfmal jede dieser beiden Bedingungen erfüllt war, wodurch für das Zurücklegen eines etwa fünfstündigen Weges beinah ebensoviele Jahre gebraucht wurden. Dann wurde der

Fluß Songolo auf einer eigens für ihn aus vier Ölpalmen gebauten Brücke passiert und zum Begräbnis des letztverstorbenen Königs in der früher beschriebenen Weise geschritten. War dieser eingesenkt und als höchstes Ehrenzeichen der Elefantenzahn auf seinem Grabe niedergelegt, so wurde ein neuer Korb herbeigebracht; der Prinz legte sich hinein und zog nun als Lebender in seinem künftigen Sarge in die Residenz, in welche er entweder auf dem Wagen seines Vorgängers von seinen Unterthanen hineingezogen oder auf ihren Schultern hineingetragen wurde.

Da nun schon seit ca. einem Jahrhundert kein König mehr in Loango herrscht, so scheint es fast, als wenn die Überlieferungen allmählich ins Sagenhafte ausgeschmückt worden sind, wenigstens sind ähnliche strenge Verbote, ähnliche Krönungsceremonieen von den bekannten noch lebenden mächtigen Königen anderen Orts nicht bekannt. So vergleicht Pogge das große Lundareich von $18^1/_2{}^0$ bis 30^0 östl. L. v. Gr. und etwa von 7^0—$12^1/_2{}^0$ s. Br. unter dem Muata Yamvo mit einem mittelalterlichen Lehnstaat, in welchem dem Herrscher die vollkommen freie Bewegung zusteht und er thun und lassen kann, was ihm beliebt, wo namentlich ein Verbot bezüglich europäischer Stoffe und des Erblickens weißer Menschen nicht besteht. Die Häuptlinge müssen ihm Tribut zahlen, bei vorkommenden Kriegen Hilfstruppen stellen und überhaupt jeder Aufforderung ihres Lehnsherrn unverzüglich Folge leisten, während sie selbst wieder auf die Abgaben der Unterhäuptlinge in ihrem Distrikt angewiesen sind. Solche Abgaben sind nicht streng vorgeschrieben, sondern jeder Dorfbewohner giebt nach Kräften und Gelegenheit, z. B. das Viertel eines erlegten Stück Wildes, den Stoßzahn eines Elefanten, Felle von großen Raubtieren u. s. w. Außerdem pflegt die Gemeinde Frohndienste zu leisten, indem sie ihrem Häuptling bei Neubauten oder Reparaturen seiner Häuser, sowie bei Pflanzungen hilft. Ebensowenig bestehen feste Satzungen darüber, in welcher Form und zu welcher Zeit die Oberhäuptlinge ihren Tribut an den Muata Yamvo abzuführen haben.

Die Insassen eines Dorfes nennen sich für gewöhnlich die Kinder ihres Häuptlings und dementsprechend ist das Verhältnis auch ein durchaus patriarchalisches. So lange ein Häuptling lehnstreu ist, kümmert sich der Muata Yamvo wenig oder gar nicht um die Angelegenheiten des betreffenden Distrikts und läßt ihn nach Belieben schalten. Die verschiedenen Volksstämme des Lundareiches haben deshalb verschiedene Sitten und Gebräuche, und die Besetzung der Häuptlingsstellen findet nach Gewohnheitsrecht und ohne Einmischung des Lehnsherrn statt.

Neben dem Könige giebt es bevorzugte Geschlechter, welche man wohl zum besseren Verständnis Adelsgeschlechter nennen kann. Natürlich sind sie zugleich die Begüterten des Landes, da Ansehen und Bedeutung ohne Reichtum auch dort nicht denkbar ist. Eigentümliche Verhältnisse bestehen im Lundareiche. Daselbst ist nach Pogge der oberste Würdenträger die Lukokescha, eine unbegebene Negerin, welche seit Menschengedenken unumschränkt und tributfrei neben dem Muata Yamvo regiert. Sie gilt als Mutter aller Muata Yamvos und deren Familien, hat auch bei der Neuwahl eines solchen zu entscheiden. Sie hat einen besonderen Hof und regiert über einige Dörfer und Distrikte, welche ihr allein tributpflichtig sind. Ihr im Range zunächst stehen die Räte des Königs, von denen vier bei Todesfällen sowohl den neuen Muata Yamvo als die Lukokescha zu wählen haben. Außerdem giebt es noch Minister, die einen niedrigeren Rang haben und nur bei unwichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt werden.

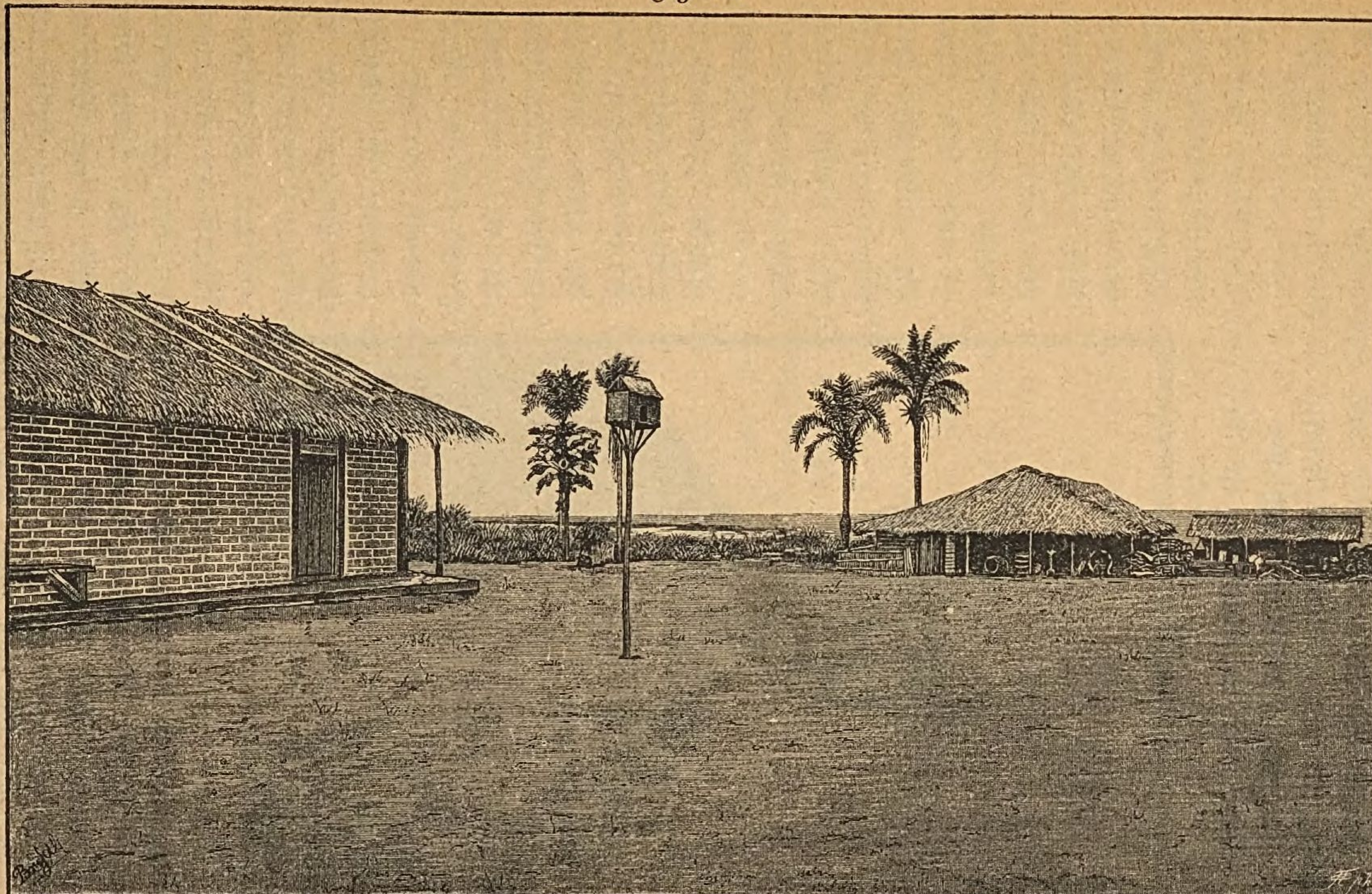
Wunderbar sind die Privilegien, welche die Dorfherrscher überall in den Häusern der Weißen haben. Sie brauchen sich dann nicht auf einen bloßen Holzschemel zu setzen, sondern man muß zunächst etwas Zeug darüber legen; auch muß man ihnen ein Glas Rum auf einem Teller reichen, damit sie ihrem Hofstaate, der sie gewöhnlich begleitet, von der Flüssigkeit etwas in diesen hineingießen können. Es macht einen hochkomischen Eindruck, den Teller dann herumgehen zu sehen, bis auch das letzte

Atom des Geruches von ihm heruntergeschlürft ist. In anderen Häusern dürfen sie sogar in die Wohnungen der Weißen hineinkommen, und in wieder anderen benehmen sie sich derartig, daß man nicht weiß, wer eigentlich Herr im Hause ist, der Europäer oder der Neger.

Wenn wir nun zu den gültigen Landesgesetzen kommen, so handelt es sich hier überall um Gewohnheitsrechte, da es selbstverständlich keinen geschriebenen Codex giebt. Als Strafen kennt man fast nur Sklaverei oder Tod, doch kann in beiden Fällen auch Buße erlegt werden, für die man Freiheit oder selbst Leben erkauft. Als Richter funktionieren die Machthaber und die Ganga, vor welchen die Kläger und Verklagten zu den sogenannten Palavern oder Gerichtssitzungen zu erscheinen haben. Für diese giebt es in den Dörfern bestimmte Plätze, welche durch ein Dach vor Regen geschützt sind, doch sitzt man ebenso gern unter freiem Himmel. Diese Palaver sind für die Europäer zu einer wahren Landplage geworden, denn dem Neger fällt jeden Augenblick etwas neues ein, was er von seinem Weißen unter irgend einem Scheingrunde erringen könnte. Erreicht er schließlich seinen Zweck nicht, so hat er mindestens etwas Rum und ein Geschenk von Zeug erobert, das fast regelmäßig aus Übermüdung gespendet wird, um die Quälgeister endlich los zu werden.

Ein Gesetz, das durch ganz Afrika gilt, ist die Unverletzbarkeit des Briefgeheimnisses. Das geschriebene Wort ist für den Neger „Fetisch“. Er fürchtet von einem schweren Unglück betroffen zu werden, wenn er sich dagegen etwas zu Schulden kommen läßt. Der Briefbote klemmt das Schreiben in ein Rohrstäbchen und tritt hochgeschürzt seinen Marsch an, der eigentlich in einem Dauerlauf besteht. So passiert er auf gewundenem schmalem Negerpfade Wälder, Savanen und Dörfer, schläft unbehelligt in irgend einer Hütte oder unter einem Baum und behält sein Ziel unverrückt im Auge, bis er es erreicht hat. Nur so ist es erklärlich, wie uns mehrfach von Reisenden aus

Fig. 76.

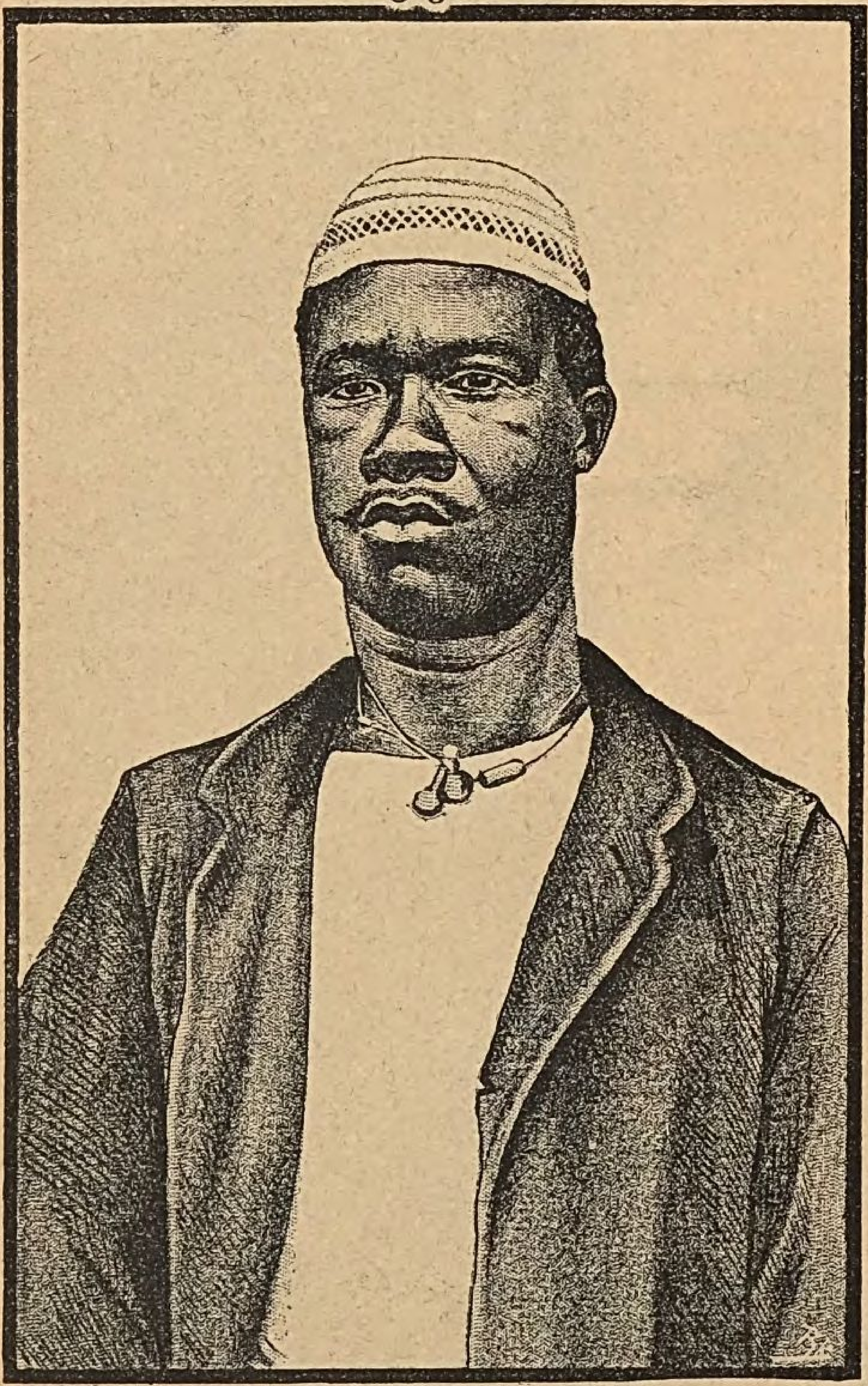


Faktorei Massabe. (Loango-Küste.) In der Mitte ein Affenkäfig.

dem Herzen Afrikas Kunde wird, und eben deshalb sind wir berechtigt, für unsere Sendlinge besorgt zu sein, wenn lange Zeit, jede Nachricht von ihnen ausbleibt.

Eine weitere Thatsache ist die, daß der Neger dem geschriebenen Wort des Weißen, der Mukanda wie es an der Loangoküste heißt, absolutes Vertrauen entgegenbringt, auch wenn er es nicht lesen kann. Bei mündlichen Versicherungen hat er so viel schlechte Erfahrungen gemacht, daß er sie einfach nicht glaubt, auch wenn sie noch so aufrichtig sind. Er ist überzeugt, daß der schlaue Händler ihn betrügt oder, wenn wir es gelinder ausdrücken wollen, übervorteilt, wo und wie er kann; bei Mukanden dagegen hat er sich oft überzeugt, daß ein weit entfernt vom Aussteller wohnender Europäer ihm denselben Betrag vorgelesen hat, den jener nannte, und so ist sein Vertrauen darauf unerschütterlich. Man kann mit einem Stück Papier und einem Bleistift weite Strecken zurücklegen und wird gegen Mukanden, die in einem bekannten Hause einzulösen sind, willig alles Nötige geliefert erhalten. Die

Fig. 77.



Loango-Neger mit Mütze aus Ananas-Faser.

für jenen Zweck zurückzulegende Strecke Weges kommt bei dem Neger nicht in Betracht, da er eben nichts versäumt.

Diebstahl wird überall mit Sklaverei bestraft, und dieses Gesetz wird vielfach in einer Weise ausgenutzt, wie es sich unsere Philanthropen gewiß nicht träumen lassen. Es kommt nicht eben selten vor, daß an den Strecken, wo noch Sklaverei herrscht, ein Weißer einem bevorzugten Neger den Freibrief giebt, wenn er selbst nach Europa zurückkehrt. Da passiert es denn fast regelmäßig, daß nach kurzer Zeit der Freigelassene in einem anderen europäischen Hause absichtlich sich bei einem unwesentlichen Diebstahl ertappen läßt oder etwas vernichtet, nur um wieder als Sklave in Dienst genommen zu werden. Er kann eben als Freier bei weitem nicht so gut leben, als in dem grundlos so häufig verschrieenen Joch. Er hat niemand, der ihm Nahrung, Kleidung, ja selbst eine Frau und eine Hütte bei recht geringer Arbeit giebt, und beeilt sich daher, das bestehende Gesetz auszunutzen, um sein Leben wieder behaglich zu gestalten. Diese Fälle habe ich nicht nur selbst mehrfach an der Loangoküste erlebt, sondern jeder Europäer konnte mir ähnliche bestätigen. Natürlich kommt es auch vor, daß Sklaven von Weißen zu schwarzen Machthabern entlaufen, um sich durch ähnliche Vergehen ihres Schutzes zu versichern, doch geschieht dies meist aus irgend welcher abergläubischen Furcht und überhaupt selten.

Beleidigung eines Häuptlings oder Königs hat den Tod zur Folge. Wir erlebten es, daß in einem entfernten Distrikt zwei Neger eingefangen wurden, welche etwa ein Jahr vorher in der Trunkenheit einen Machthaber mißhandelt hatten und dann entflohen waren. Man lud uns ein, der Vollstreckung des Urteils beizuwohnen, das auf Lebendigbegrabenwerden in der Weise lautete, daß nur der Kopf aus der Erde heraussah und der Unglückliche langsam in dieser Lage verschmachten mußte. Wir wurden indes einmal durch ein fürchterliches Unwetter, welches die Gegend lange schon unpassierbar machte, abgehalten, uns nach dem Dorfe zu begeben, und andererseits konnten wir es

nicht über uns gewinnen, einem solchen Schauspiel als ruhige Zuschauer beizuwohnen. Vielleicht hat mancher dabei schnell den Vorwurf bei der Hand, daß es Pflicht gewesen wäre, die Unglücklichen zu retten, doch wird jeder, der afrikanische Verhältnisse kennt, wissen, daß dies zu den Unmöglichkeiten gehört. Abgesehen davon, daß man nur durch Waffengewalt, welche manches Opfer kosten würde, eine vorläufige Befreiung würde ins Werk setzen können, so würde keine Macht der Welt die Verurteilten ihrem Geschick dauernd entziehen, es würde sie schließlich doch ereilen. Außerdem würde der Europäer aber von dem Moment der Einmischung an, wo er den Landesgesetzen sich in solcher Weise entgegengestellt hätte, selbst in steter Lebensgefahr sein. Geschah es doch unserem Gefährten Lindner schon, daß er meuchlerisch angeschossen wurde, ohne daß wir den Grund des rachsüchtigen Attentats je kennen gelernt haben. Wie viel mehr hätten wir auf der Hut sein müssen, wenn wir uns zu Rettern aller Verurteilten hätten aufwerfen wollen, welche durch ein Gottesurteil, den Giftbecher, zum Tode gebracht wurden.

Die beim Gottesurteil befolgte Methode ist nicht überall gleich. Lenz erzählt, daß bei manchen Stämmen am Ogowe der Beschuldigte, sobald er den Trank genommen hat, durch eine Anzahl aufgestellter Bogen, die in gewisser Entfernung voneinander stehen, laufen muß. Schwankt oder strauchelt er dabei, oder fällt er gar hin, so genügt dies, ihn schuldig erscheinen zu lassen. Gewöhnlich wird der Verurteilte am Abend vor der Feierlichkeit in eine Hütte gesperrt, und die Weiber und Kinder aus der Nachbarschaft tanzen und singen die ganze Nacht hindurch in schauderhafter Weise. Bei der Probe selbst sind die Männer mit Messern und Stöcken bewaffnet, um sofort über den armen Teufel, der beim Passieren der Bogen strauchelt, herzufallen und ihn buchstäblich in Stücke zu hacken.

Man ist übrigens unter den aufgeweckteren Negern der Ansicht, daß die Ganga insofern das Gottesurteil zu korrigieren vermögen, als es in ihrer Hand liegt, entweder grüne Rinde

des N'kassa-Baumes zu nehmen, welche die giftigen Bestandteile in konzentrierterer Form enthält, oder die weniger wirksame braune Rinde vom unteren Abschnitt des Baumes. Da sie außerdem über die Wirkung einer großen Zahl anderer Pflanzenstoffe sehr gut Bescheid wissen, kann man vermuten, daß sie im gewünschten Falle dem Pulver Substanzen beizumengen verstehen, welche eine rein Brechen erregende Eigenschaft haben. — Den Schluß eines solchen Gerichts bildet nicht selten der Feuertod, wobei ich es dahingestellt sein lassen will, ob der Unglückliche noch lebend auf den Scheiterhaufen kommt, oder den vorhergehenden Martern bereits erlag.

Als in einem Dorfe, etwa 10 Minuten nördlich von der Station Tschintschotscho gelegen, der angesehene Dorfhäuptling starb, mußten viele sich dem N'kassaessen unterwerfen. Eines Abends, als wir, am Klippenabhange stehend, uns sorgenvoll über die im Lande bemerkbare Aufregung und Gährung unterhielten, sahen wir in der Richtung jenes Dorfes am Strande ein großes Feuer, ohne ihm eine besondere Bedeutung beizumessen. Am anderen Morgen aber fanden wir dort die verkohlten Reste eines Negers, der, wie sich später herausstellte, früher in unserem Hause als Koch thätig gewesen und nun den abergläubischen Gebräuchen seines Landes zum Opfer gefallen war. Man hatte uns den Vorgang verschwiegen, um die unheilvolle Thätigkeit der Ganga nicht beeinflussen zu lassen.

In Benguela hörte ich von einer anderen Art Gottesurteil in solchen Fällen, wo der Ganga gewissermaßen als Schiedsrichter von beiden Parteien gerufen wird. Beide schicken dann den Preis, welcher in drei Stücken Zeug von bestimmter Länge besteht, an jenen mit der Bitte, an einem bestimmten Tage sich in der Gerichtshalle einzufinden. Zur festgesetzten Zeit kommen der Kläger und der Verklagte, jeder mit seinem Anhang bewaffnet herbei. Die Angelegenheit wird noch einmal hin und wieder erörtert, und wenn eine Einigung nicht erzielt wird, so reicht der Ganga jedem die Hälfte einer längsdurchschnittenen Banane.

Dann empfiehlt er sich eilig und überläßt beide ihrem Schicksal. Bald beginnt bei dem Einen die Zunge anzuschwellen, denn er hatte die vergiftete Hälfte bekommen, und die Augen quellen aus den Höhlen hervor, während der Andere zum Zeichen, daß ihm völlig wohl ist, ausspuckt und sich mit seinem Anhange des Überführten und wohl auch seiner Sklaven, seiner ganzen Habe, ja sogar seiner Schwesterkinder bemächtigt. Der Preis richtet sich nach dem, was vorher abgemacht war; auch soll das Mittel nicht unbedingt tötlich sein, wenigstens soll man ein unfehlbar wirkendes Gegengift kennen.

Man wird sich vielleicht wundern, warum hierbei die Kinder der Schwester in Mitleidenschaft gezogen werden, doch erklärt sich dies leicht aus dem allgemein herrschenden Neffenerbrecht. In ganz Westafrika nämlich hat der Sohn oder die Tochter nicht etwa ein Anrecht auf den Besitz des Vaters, wie bei uns, sondern auf den des Onkels. Mancher möchte vielleicht glauben, daß diese Sitte aus der Überlegung hervorgegangen sei, daß die direkten Nachkommen keine Ursache haben möchten, das Ende ihrer Erzeuger beschleunigt zu sehen, oder aber bei dem Ableben derselben keine Ursache, für ihr eigenes Leben zu fürchten, indem ihnen eben ein Interesse am Tode und somit jeder Grund einer Anklage fehlen sollte; doch wäre dies eine irrige Annahme. Die Gründe, welche das Neffenerbrecht herbeiführten, liegen in der größeren Freiheit, mit welcher dort beide Geschlechter miteinander verkehren. Man meint einfach: niemand kann mit absoluter Sicherheit wissen, ob er wirklich der Vater seiner Kinder ist, dagegen ist es ganz sicher, daß die Kinder seiner Schwester ihm blutsverwandt sind. Um also dem eigenen Blute nichts zu entziehen, giebt man der sicheren Abstammung den Vorzug und geht überall auf diese zurück. Man erbt aber nicht nur des Onkels Glück, er zieht die Erben auch mit in sein Unglück, da sie zu seinem Eigentum rechnen. Diese Anschauung wurzelt so tief, daß nach Pogge bei den Kongonegern der Vater, falls ein Kind stirbt, den ältesten Bruder seiner Frau dafür schadlos zu

halten hat, indem er den Wert des Kindes durch Überlassung von Vieh oder eines Sklaven an ihn abträgt. Auch in unserer Station arbeiteten die in Dienst genommenen Kinder für ihren Onkel. Dieser kam am Ende jeder Woche oder jedes Monats und präsentierte die Mukanda, d. h. den von uns ausgestellten Schein über den festgesetzten Lohn, der ihm auch ohne Bedenken ausgezahlt wurde. Die Kinder waren der Überzeugung, daß jener ihnen die Schätze für spätere Zeiten aufspeichere, eine Erwartung, die hoffentlich nicht getäuscht worden ist.

Fig. 78.



Caju=Baum. **Anacardium occidentale.**

Dieser in Westindien, Südamerika und Ostindien häufige Baum kommt auch in Westafrika vor. Die nierenförmige auf der Frucht liegende Nuß (Elephantenlaus) dient zur Bereitung des blasenziehenden Cardols.

Fig. 79.



Erinnerungsblatt einer Reise am Kuilu, welche der Verf. u. Dr. Pechuel=Lösche im J. 1876 ausführten. (Nach einer Aquarelle des letzteren. Im Vordergrunde Sammelgegenstände: Affenhäute, Skelett eines Flußpferdes, Krokodilhaut, Rost zum Dörren des Fleisches.

Register.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Falkenstein, Julius,

Afrikas Westküste vom Ogowe bis zum Damara-Land

Bd.: 1

1885